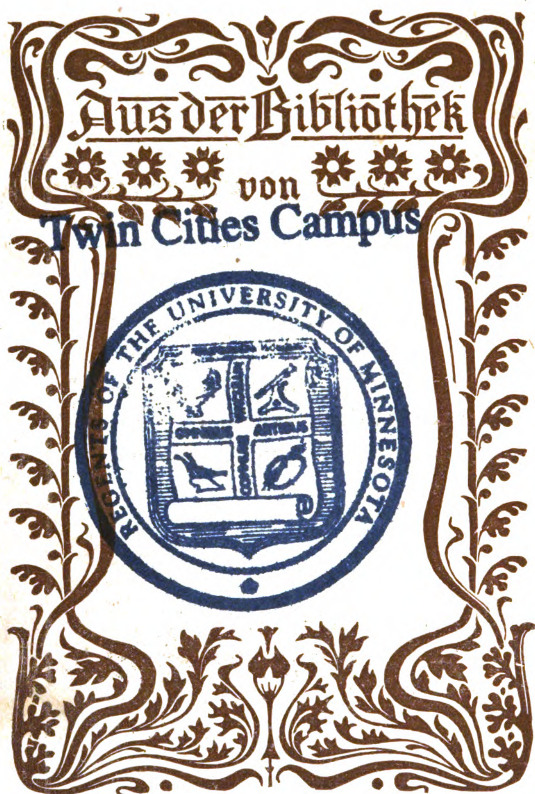
IBLIOTHEK DER TERHALTUNG UND DES WISSENS



UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART · BERLIN · LEIPZIG ·


Aus der Bibliothek
von
Twin Cities Campus
REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Seidenstoffe, Foulards, Stickerei-

-Roben und Blousen auf Battist, Seide etc. zollfrei

Kataloge franko — Seidenstoff-Fabrik Union — Muster franko

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich.

COMBINAT.-HARMONIUMS mit wirklich. Pfeifenorgelklang. Katal. frc.
Selbstspiel-Harmon. von 250 M. an. **P. NEUSCHILD, WEIMAR, 7.**

Dr. Oetker's Backpulver, Vanillin-Zucker, Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker

Bielefeld.



Zu haben in Drogerien u. Haushaltungsgeschäften.

Für Küche Haushalt, Badezimmer Laden, Hôtel, Restaurant ist

SAPONIA

ein vorzügliches Putz- u. Scheuermittel besonders für Gegenstände aus Email, Porzellan, Holz, Marmor, Glas etc.

Saponia-Werke in Offenbach a. M.

Zu haben in Drogerien u. Haushaltungsgeschäften.

Kohl's Briefmarken-Katalog 1907

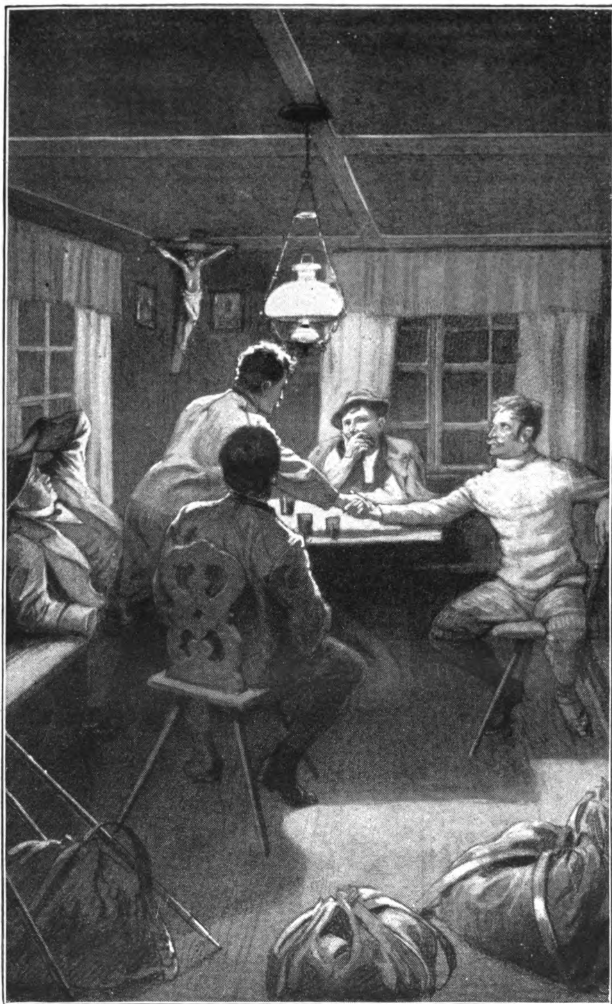
7. Auflage, mit Tausenden von Abbildungen und Preisen. Grosse Ausgabe M. 6.00. Reform-Ausgabe (neu) M. 2.50.

Kohl's Permanent-Albums. Vielfach prämiiert. 20 verschiedene hochelegante Ausgaben. **Umkleben ausgeschlossen.** Prospekte gratis.

Grossartiges ***Briefmarken-Lager.*** Auswahlen länderweise oder nach Manko-Listen.

PAUL KOHL, CHEMNITZ.


Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens



Zu der Erzählung „Spuk“ von Karl Rosner. (S. 75)
Originalzeichnung von Richard Mahn.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

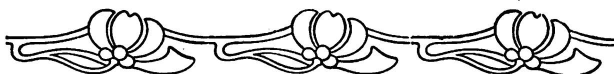
Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1907. Fünfter Band



Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.







Warenhaus Groß & Komp.

Roman von Auguste Groner.



(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ernst stand totenblaß da und starrte auf die Brieftasche, welche er in die Hand bekommen hatte, als er in seine Tasche griff. Sie war ihm gänzlich fremd.

Plötzlich warf er sie, als ob sie ihn brenne, auf den neben ihm stehenden Tisch.

„Jetzt auf einmal paßt sie Ihnen nimmer!“ sagte der Wachmann kurz. Dann wendete er sich zu dem Bestohlenen: „Ist das Ihre Brieftasche?“

„Es ist die meinige. Es befinden sich darin zweitausend —“

„Das können Sie später dem Herrn Kommissär sagen!“ unterbrach ihn der Wachmann. „Sie aber,“ wendete er sich an Ernst, „gehen natürlich mit. Die Sache ist also doch richtig!“ —

Eine Viertelstunde später machte Ernst mit bleichen, bebenden Lippen vor einem Polizeikommissär seine Angaben. Es schoß ihm für einen Moment lang das Blut zu Kopfe, als er seinen Adelstitel nennen mußte, und zum zweiten Male wurde er rot, als er angab, wodurch er sich derzeit seinen Lebensunterhalt erwarb.

„Sie sind also des Taschendiebstahls überwiesen,“ sagte der Beamte, als er mit den Formalitäten fertig

war, und setzte rasch hinzu: „Waren Sie denn in solch bitterer Not, daß Sie so ganz den Kopf verloren haben? Ich nehme nämlich an, daß Sie heute zum ersten Male sich gegen das Gesetz vergangen haben."

Ernst fühlte wohl, daß auch hier ein guter Mensch ihm gegenüberstand, einer, der ihn wenigstens nicht für ganz verworfen hielt, aber er empfand deshalb keinen Dank, nur ein ungeheurer Grimm war in ihm. Mit funkelnden Augen maß er den Beamten und sagte: „Nehmen Sie das lieber nicht an. Ich gebe Ihnen nämlich mein Wort, hören Sie wohl, das Ehrenwort eines Edelmannes, daß ich mich überhaupt noch niemals gegen irgend ein Gesetz vergangen habe."

„Wirklich nicht?" Der Beamte war plötzlich kühl geworden.

„Nein — nein und tausendmal nein!" schrie Teck ihn wütend an.

„Machen Sie hier keinen Skandal! Sie selber haben doch in einem Moment der Verwirrung diese Brieftasche vor den Augen ihres Eigentümers und des Wachmannes aus Ihrer Tasche heraus zum Vorschein gebracht. Wollen Sie das etwa leugnen?"

Teck griff sich an die Stirn. „Bin ich denn wahnsinnig geworden!" murmelte er.

Da lächelte der Beamte ironisch und sagte: „So müssen Sie mir nicht kommen. Simulieren heißt auch gegen die Ehrlichkeit sündigen. Es hilft Ihnen auch gar nichts. Tatsachen beweisen. Diese Brieftasche welche diesem Herrn hier gehört, hat sich bei Ihnen gefunden. Das stimmt doch? — Nun also! Übrigens" — der Kommissär nahm die Visitenkarte zur Hand, mittels welcher der Bestohlene sich ihm vorgestellt hat — „Herr Smith, Sie müssen uns noch sagen, was

sich in dieser von Ihnen als Ihr Eigentum bezeichneten Brieftasche befindet."

Smith verneigte sich zustimmend. „Der Hauptsache nach kann ich es angeben," sagte er. „Es befindet sich darin eine Photographie, eine ältere Frau, eine junge Dame und einen Bernhardiner darstellend. Auf der Rückseite des Bildes steht die Jahreszahl 1903. Ferner ist da ein Brief mit der Unterschrift ‚Mathilde'. An Geld sind zwei Tausendkronennoten, vier Noten zu hundert Kronen und etliche Zwanzig- und Zehnkronenscheine darin."

Der Beamte hatte die Brieftasche schon geöffnet. Er hielt sie so, daß nur er selbst Einblick in dieselbe gewinnen konnte. Er sah die Photographie und den Brief. Er konnte auch lesen, was auf der Rückseite der Photographie stand. Als er aber die Geldscheine zählte, bemerkte er, daß da nicht alles stimmte.

„Haben Sie sich in Bezug auf die Anzahl der Tausendkronennoten nicht geirrt?" fragte er, Herrn Smith die Brieftasche hinreichend.

„Nein!" sagte dieser mit Bestimmtheit.

„Ich sehe darin nur einen einzigen Tausender."

„Es waren bestimmt zwei darin."

„Wachmann, sehen Sie nach — in den Taschen des Verhafteten!"

Ernst stieß einen nur schlecht unterdrückten Wutschrei aus und taumelte totenbleich gegen die Wand. Diese Schmach schien ihm unerträglich. Nur mühsam beherrschte er sich.

Der Wachmann tat rasch, was man ihm befohlen hatte. Teds Taschen waren gleich darauf entleert. Und wieder meinte der Unglückliche, irrsinnig zu sein, denn nebst seiner eigenen Börse legte

der Wachmann noch eine zweite vor den Kommissär hin.

Dieser lächelte spöttisch. „Pflegen der Herr Baron immer mehrere Börsen bei sich zu haben?“ fragte er.

Ernst fand keine andere Antwort als ein Stöhnen.

„Diese hier haben Sie einer Dame genommen,“ fuhr der Beamte fort, „einer Dame, welche ein unangenehm duftendes Parfüm benützt, und die vielleicht Valentine oder Veronika heißt.“

Er legte die kleine graulederne Börse, die er geöffnet und dann wieder geschlossen hatte, auf den Tisch. Auf der Mitte des eleganten Geldtäschchens befand sich ein silbernes Plättchen, auf dem ein „V“ eingraviert war.

„Ich habe Sie günstiger beurteilt, als Sie es verdienen,“ fuhr er fort, „Herrn Smiths Brieftasche war also nicht die erste, die Sie gestohlen haben.“

Darauf untersuchte er jene Börse, welche nach seiner Erklärung Ernst wirklich gehörte. Es befand sich nichts darin, was ihn darüber aufklärte, ob auch sie nicht etwa erst unlängst in eines anderen Menschen Besitz gewesen war.

Des Barons Zähne schoben sich hörbar übereinander. Er zitterte unter den tastenden Berührungen, mittels welcher der Wachmann sich nun an allen Stellen seiner Kleidung zu überzeugen suchte, ob der vermißte Tausender nicht irgendwo da verborgen war.

Endlich ließ er von dem Unglücklichen ab. „Ich kann nichts mehr finden, Herr Kommissär,“ berichtete er.

Der Beamte nickte. „Führen Sie den Mann ab!“ befahl er.

Teck verließ ohne Widerstand das Zimmer. Ein mitleidiger Blick Herrn Smiths begleitete ihn.

„Ich kann es fast nicht glauben, daß dieser Mann wirklich so tief gesunken ist,“ sagte der Amerikaner.

Der Kommissär schaute trüb lächelnd zu ihm auf. „Wie ich aus Ihrer Karte ersehe, Herr Smith, kommen Sie aus Nordamerika," sagte er. „Sie bringen die kühle Überlegung nicht mit, die man Ihren Landsleuten zuschreibt."

„Nein — ich habe mein deutsches Gemüt noch behalten, und darum tut es mir weh, in meinem alten Vaterlande so etwas erleben zu müssen. Dieser unglückliche Mensch —"

„Sein vornehmes und tatsächlich sympathisches Äußere hat Sie augenscheinlich bestochen. Mich läßt das ganz kalt, und wenn Sie, wie ich, über zwanzig Jahre solch ein Amt versehen hätten, würden Sie auch wissen, daß dem Äußeren nicht zu trauen ist; daß die geriebensten Gauner eben von ihrer Biedermannserscheinung leben, und daß die gefährlichsten Gaunerinnen oft Madonnen gleichen."

„So glauben Sie wirklich, daß der Mann ein Gauner ist?"

„Glauben? Nein, ich weiß es. Die fremden Börsen in seiner Tasche beweisen es genügend. Nun, die Untersuchung wird ja alles aufklären."

— — — — — — — — — — — — — —

Zu derselben Zeit traten der Mann und der kleine Junge, welche dem Baron gefolgt waren, aus einem Trödlerladen in einer alten Gasse des achten Bezirks. Sein Inhaber, ein guter Bekannter des Mannes, hatte ihm eine Tausendkronennote gewechselt.

„Das war gescheit, daß du die noch schnell herausgenommen hast!" sagte der Mann zu dem achtjährigen Buben, der mit seinen blonden Locken und den strahlenden blauen Augen so recht das Bild eines lieblichen Kindes war.

Dessen zartes Gesicht hatte jetzt einen verschmitzten Ausdruck angenommen. „Es war nur schade," entgegnete er, „daß ich nur die eine Banknote erwischt hab', denn weißt du, Papa, es waren noch mehr drin. Aber in der Eile hab' ich halt nur nehmen können, was mir zwischen die Finger gekommen ist. Dann hab' ich ihm die Brieftaschen gerade noch in die Tasche stecken können."

„Sehr gescheit hast du's gemacht, Felix!" lobte der Vater, der sichtlich mit seinem Sprößling sehr zufrieden war.

Nicht so der Bube, denn der meinte spöttisch: „Aber du selber hast es nicht gescheit gemacht. Eine hat's ganz sicher bemerkt, daß du mir die Brieftasche zugesteckt hast. Zum Glück war's nur ein altes Weib, das vielleicht auch schon nimmer gut gesehen hat."

Daraufhin lenkte der Kleine zu einem Zuckerbäckerladen hinüber und betrat ihn, ohne seinen Vater auch nur zu fragen, ob ihm das erlaubt sei.

Diese Erlaubnis war auch gar nicht nötig. Der kleine Gauner wußte, daß sein Vater vom Gehorsam überhaupt nicht viel hielt, und daß er sich, wenn er sich besonders geschickt gezeigt hatte, stets zu gut tun konnte, was ihm beliebte.

Eben als Ernst v. Teck, erdrückt von der Schmach, die ihm widerfahren war, auf die Pritsche seiner Zelle sank und die Hände vors Gesicht schlug, steckte Felix das Ende einer Schaumrolle in den Mund.

* * *

Gegen Mittag läutete es an Frau Tills Wohnungstür.

Als sie öffnete, stand die Wäscherin draußen. Nicht ihre eigene Wäscherin, denn die alte Frau besorgte

sich ihre Wäsche selber; aber auch ihren Mieter in dieser Hinsicht zu bedienen, so viel Kraft besaß sie nicht mehr. So mußte also Ernst seine Wäsche außer Haus geben. Seit ein paar Wochen besorgte sie ihm eine Frau, welche Schultz ihm empfohlen hatte, der auch sehr viel auf sein Weißzeug hielt.

Teck war denn auch mit der Frau recht zufrieden. Sie war nicht teuer, wusch und bügelte ausgezeichnet und war überaus pünktlich.

Die zwei Frauen begrüßten sich, und dann sagte die Wirtin: „Aber diesmal sind Sie schnell fertig geworden. Na, legen Sie nur die Sachen hinein. Ich kann jetzt nichts Sauberes anrühren. Meine Hände sind fettig, weil ich grad' einen Strudelteig ausgezogen hab'."

Die Wäscherin ging also allein in Tecks Zimmer, in diese kleine Dachstube mit der abgeschrägten Vorderwand, deren breites Fenster allerdings blitzblank war wie alles andere, dessen sich der alten Frau hausmütterliche Hände annahmen.

Auch sonst war Ernsts Stübchen sehr anheimelnd, denn auf dem hübschen Biedermeierkasten standen neben einer wunderschönen alten Säulenuhr Vasen aus der besten Zeit der berühmten Wiener Porzellanfabrik, und an dem Fenster blühten Tulpen und Hyazinthen. Frau Till hatte, als der Baron, ihr liebster Zimmerherr, zu ihr übersiedelte, alles Schöne, das sie selber noch von alter Zeit her besaß, in dieses Zimmer gestellt, damit dem lieben Menschen das Wohnen in einer Dachkammer nicht gar zu peinlich sei.

Und alle Blumenzwiebeln, die ihr Neffe, ein Gärtner, ihr, der leidenschaftlichen Liebhaberin, brachte, hatte sie diesmal für „ihren Baron" gepflegt. Sein

Dank und seine Freude über ihre Aufmerksamkeit waren ihr reicher Lohn.

Frau Till wurde jetzt seinethalben fast eifersüchtig, denn die Wäscherin blieb eigentlich merkwürdig lange.

Endlich kam sie heraus. Es war eine recht hübsche Frau, die eigentlich viel feiner aussah, als Wäscherinnen gewöhnlich auszusehen pflegen. Auch ihre Hände waren nicht die einer Wäscherin. Nun, sie selber machte sicherlich nur die leichteren Arbeiten. Sie hatte das Frau Till schon bei ihrem ersten Kommen angedeutet.

So machte sich also die gute alte Frau keine weiteren Gedanken über die neue Wäscherin.

„Na, wie geht es Ihrem Mäderl?" fragte sie freundlich.

Die Frau seufzte. „Nicht gut. Sie hustet halt immer noch, und ich fürcht', es wird ihr so gehen, wie's meinem ersten Kind gegangen ist. Das Polderl hat gerade so angefangen, und nach ein paar Wochen war's aus."

„Armes Hascherl!" sagte Frau Till.

Es blieb offen, ob sie das tote Polderl oder die noch lebende Gretl meinte.

Jedenfalls waren ihr, gerade so wie der angstvollen Mutter, die Augen übergegangen.

„Wenn S' in ein paar Tagen wiederkommen möchten, könnt' ich Ihnen ein Mittel geben, auf das ich sehr viel halt', weil's schon vielen Leut'n g'holf'n hat," meinte Frau Till.

„O freilich komm' ich gern. Wie gern komm' ich! Man darf doch nichts unversucht lassen."

„Also heut noch schreib' ich einer Bekannten nach Znaim. Sie selber setzt den Tee aus allerhand Kräutern zusammen, und er hat schon vielen geholfen. Ich hoff', übermorg'n um diese Zeit kann er schon da sein."

„So schau' ich also übermorgen her."

„Auch so um Mittag herum. Da bin ich schon wieder zu Haus. Ich muß nämlich grad' übermorgen einen Weg machen. Also — behüt' Sie Gott! — Aber nein, warten Sie noch, vielleicht hat meine Nichte noch einen solchen Tee. Ich schick' auf die Nacht hin. Vielleicht können Sie schon morgen Ihrem Mäderl einen geben."

„Das wär' mir recht. Ich werd' also morgen vormittag herschauen," sagte die Wäscherin und ging.

Frau Till kehrte wieder in die Küche zurück, wo auf einem über den Tisch gespannten weißen Tuche eine häutchendünne Teigschichte auf das Gefülltwerden wartete.

Als sie den Strudel in die Röhre geschoben und sich die Hände gewaschen hatte, ging sie in die Stube, um Tecks Wäsche in den Kasten zu legen.

„Das muß man sagen, hübscher wäscht und bügelt nicht bald wer," dachte sie, während sie die einzelnen Stücke unterbrachte. Dann schaute sie zum Fenster hin, an welchem der Wind rüttelte.

Nähertretend gewahrte sie, daß der obere Riegel des äußeren Fensters offen stand.

„Merkwürdig! Hab' ich denn das Fenster nicht ordentlich zugemacht?" sagte sie zu sich selber. „Ah — so was! Das passiert mir doch sonst nicht!"

Sie hatte nämlich gewahrt, daß sie einen der Tulpentöpfe verkehrt hingestellt hatte. Die langgestielte Blüte nickte in das Zimmer hinein, statt sich, wie die anderen, dem Lichte zuzuneigen. Sie nahm nun die drei Blumengeschirre, welche vor der rechten Fensterseite standen, weg, öffnete das innere Fenster und schloß den Riegel des äußeren. Dann schloß sie auch das innere Fenster wieder und stellte die Blumen auf die breite Fensterbank zurück. Dann ging sie, über ihre Vergeßlichkeit den Kopf schüttelnd, hinaus. —

Einige Stunden später brachten die Abendblätter einen kurzen Bericht über den ertappten Taschendieb Ernst v. Teck.

An demselben Nachmittag fand in seinem Quartier eine Haussuchung statt. Sie lieferte ein den Verhafteten schwer belastendes Resultat.

In der Dachstube selber fand man allerdings nichts, das darauf hingewiesen hätte, daß man sich im Quartier eines Taschendiebes befinde. Aber der Detektiv, welcher die Untersuchung sehr gründlich vornahm, interessierte sich, anderer ähnlicher Fälle gedenkend, auch für die Umgebung des Dachzimmers, und das brachte ihn zu einer wichtigen Entdeckung.

In der Dachrinne an der linken Seite des Fensters lagen sieben Börsen. Natürlich nahm er sie an sich, sperrte die Stube ab und ging.

Frau Till war einfach niedergeschmettert von der ihr in amtlicher Kürze beigebrachten Nachricht, daß Baron Ernst v. Teck, des Taschendiebstahls überwiesen, in Haft genommen worden sei.

Vom Funde der Börsen machte der Detektiv ihr auch Mitteilung. Sie faßte diese Mitteilung kaum noch auf, so verstört war die brave alte Frau von der ersten schrecklichen Kunde.

Es wurde ihr erst wieder etwas leichter ums Herz, als sie am Nachmittage einen Besuch empfangen hatte. Dieser Besuch aber war Dora Hartwig.



Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Seit ihrer Entlassung konnte Klementine das schwere Schicksal, das über sie gekommen war, nicht mehr allein tragen. Ihrem Bräutigam hatte sie schon geschrieben, wie es um sie stand, und nun erwartete sie ihren Bruder.

Allein er kam nicht.

Statt seiner erhielt sie gegen Mittag einen anderen Besuch. Kern war gekommen, um ihr zu sagen, daß er von einem der Klosterneuburger Chorherren, mit dem sein Bruder Karl schon vorher über sie gesprochen, erfahren habe, daß eine vornehme alte Dame für eine Reise, welche sie im Mai antreten wolle, eine Begleiterin und überhaupt eine Gesellschafterin suche. Das Fräulein, welches sie schon seit Jahren bei sich hatte, stehe nämlich im Begriffe, sich zu verheiraten und werde nur noch bis Ende April ihren Dienst versehen können. Der Chorherr hatte mit der alten Dame schon gesprochen, und diese erwarte, daß Klementine sich ihr am nächsten Sonntag vorstellen werde.

„Die Stelle ist Ihnen so gut wie sicher,“ sagte Kern. „Ich bedauere nur die alte Dame, daß sie Sie nicht lange behalten wird.“

„Warum soll mich denn die Dame, falls sie mich überhaupt engagiert, nicht lange behalten?“

„Nun, der Herr Bräutigam wird doch —“

Ein bitteres Lächeln des jungen Mädchens ließ ihn verstummen.

„Wissen Sie so genau, daß ich noch einen Bräutigam habe?“ fuhr Klementine fort.

Kern fuhr auf. „Der Herr Oberleutnant wird sich doch nicht dieser Infamien wegen zurückziehen!“

Klementine legte ihre Hand auf seinen Arm. „Nicht ungerecht werden, lieber Freund!“ bat sie sanft. „Eugen ist Offizier — das allein genügt schon. Meine Ehre ist nun einmal befleckt. Es wird schon überall erzählt worden sein: die Klementine Teck gehört nicht mehr zu den ehrlichen Leuten. Sehen Sie, Herr Kern, so steht es um mich. Und Eugen weiß es schon. Ich selber habe es ihm eingehend berichtet, was mir

im Hause Groß & Komp. passiert ist. Zugleich gab ich Eugen zum zweiten Male sein Wort zurück."

Tief aufatmend hielt sie inne.

„Er wird es nicht annehmen," sagte Kern.

„Er wird, er muß es. Ich kann es ja nicht beweisen, daß ich schuldlos bin. Wenn die alte Dame mich nur annähme! Fort, weit fort gehen können — das wäre mir jetzt eine Wohltat, und ich verwände es auch leichter, wenn —"

„Was würden Sie dann leichter verwinden?"

„Wenn Eugen meinem Rate folgte."

„Welchem Rat?"

„Offizier zu bleiben."

„Aber dann —"

„Kann er mich nicht heiraten! Nun, eine Ehrlose kann er ja doch nicht zur Frau nehmen."

„Baronesse!"

„Es ist so! Es wird schon so sein! Er fühlt es wohl selber, daß ich nimmer zu ihm passe. Sein Schweigen ist beredt. Schon seit heute früh könnte ich ein Telegramm von ihm haben."

Wie traurig ihr Lächeln war!

Kern hatte sich erhoben. Er mußte ins Geschäft zurück.

Auch Klementine war aufgestanden, um ihn zur Tür zu begleiten.

Diese Tür aber war schon aufgegangen. Ein Depeschenbote reichte ein Telegramm herein.

„Baronesse!" rief Kern ängstlich, denn er sah, wie bleich Klementine wurde, und wie sie wankte.

Rasch schob er ihr einen Stuhl hin, nahm dem Boten die Depesche ab und überreichte sie der Zitternden.

Mühsam öffnete sie den Umschlag, und jetzt flutete

eine zarte Röte über ihr Gesicht, und ein süßes Lächeln öffnete ihre Lippen.

Mit weichem Blick zu Kern aufschauend, reichte sie ihm schweigend die Depesche.

„Teure!" las er. „Brief soeben erhalten. Bin morgen früh auf dem Weg zu Dir. Immer Dein Eugen."

„Ich hab's ja gewußt!" sagte Kern bewegt und gab das Telegramm zurück.

— — — — — — — — — — — — —

Doras Tante hielt sich eine Tageszeitung, zu welcher auch ein Abendblatt gehörte. Beide Teile der Zeitung wurden ihr ins Haus gebracht. Die gute Frau war sehr verwundert, als sie gegen vier Uhr durch einen Dienstmann einen Zettel von ihrer Nichte erhielt, in welchem Dora bat, ihr sofort das Abendblatt ins Geschäft zu schicken.

„I soll net ohne die Zeitung kommen," bemerkte der Mann. Dann fiel ihm plötzlich noch ein Teil seines Auftrages ein. „Ja, und frag'n soll i, ob das andere Fräul'n das Blattl schon g'les'n hat."

Die Witwe verneinte, und der Dienstmann ging mit seiner Zeitung.

Dora atmete erleichtert auf, als er ihr diese Antwort und die Zeitung überbrachte, welch letztere sie ungelesen in die Tasche steckte.

Sie kannte schon einen Teil ihres Inhaltes. Das ganze Haus kannte schon diesen Teil. Es war eine Notiz von nur wenigen Zeilen, welche unter den Tagesneuigkeiten standen, und worüber man bei Groß & Komp. vom Keller bis zum Dachboden hinauf in eine gewisse Erregung geraten war, denn es waren zahlreiche Exemplare dieser Abendblattnummer in das Warenhaus gekommen. Wer sie gebracht, das wußte man nicht. Sie waren da und dort auf Tischen und Stühlen von

einer dabei unbemerkt gebliebenen Person niedergelegt worden.

Ihre Innenseite war nach außen gekehrt, und die betreffende Notiz dickrot unterstrichen worden.

Man fand die Zeitung merkwürdigerweise schon um ein Uhr, und sie wurde doch sonst erst zwischen halb drei und vier Uhr von den Austrägern bestellt. Sie war also jedenfalls und zwar in mindestens zwanzig Exemplaren — so viele sammelte Gustl in des Direktors Auftrag — gleich nach ihrer Fertigstellung aus der Druckerei abgeholt und im Warenhause während der Mittagspause verteilt worden.

Die Notiz lautete: „Ein adeliger Taschendieb. Heute vormittag wurde auf der Stadtbahnstation Westbahnhof ein Taschendieb festgenommen. Es ist dies der ganz herabgekommene, als Brettlmusikant bekannte Baron Ernst v. Teck, dessen Schwester in einem hiesigen Welthause angestellt gewesen, sich daselbst aber auch schon wegen ähnlicher Vergehen unmöglich gemacht hat."

Das war die Notiz, welche wie ein Lauffeuer sich in dem Riesengeschäfte verbreitete, und welche einen Sturm der Entrüstung hervorrief. Die vielen hundert Angestellten, welchen Klementine persönlich unbekannt geblieben, waren von der Richtigkeit der hier bekannt gegebenen Tatsachen überzeugt, und deren Entrüstung galt natürlich dem verkommenen Geschwisterpaar. Allein es gab auch viele im Hause, welche fest davon überzeugt waren, daß wenigstens die Baronesse, die in der Notiz ganz unnötig erwähnt wurde, schuldlos, daß vielmehr diese Notiz wieder nur eine Äußerung des unversöhnlichen Hasses ihrer Verwandten sei. Von Hälby bis zu Gustl herunter zweifelte daran keiner, daß nicht nur die arme Baronesse, sondern auch ihr

Bruder von ihrer schrecklichen Tante angegriffen worden waren.

Dora Hartwig verließ gegen fünf Uhr das Geschäft. Sie hatte vorher eine Besprechung mit Hälby gehabt. Ehe sie ging, redete sie auch noch mit Gustl, und dieser teilte ihr mit, daß Meißl heute nicht, wie er es sonst tat, bei Hopfner gespeist habe, und daß er Nachmittags in einem Wagen zum Geschäft gekommen sei.

Dora und Gustl nickten einander verständnisvoll zu, und dann ging erstere, seltsam aufgeregt, aus dem Hause.

Sie fuhr zur Administration der Zeitung, in deren Abendausgabe die Notiz enthalten war. Dort erfuhr sie, daß ein großer magerer Mann, gigerlhaft gekleidet und eine lichtrote Krawatte mit einer Hufeisennadel tragend, schon um ein viertel nach zwölf Uhr dagewesen war und sich erkundigt hatte, wann man frühestens Abendblätter haben könne.

Man hatte ihn nur wenige Minuten warten lassen müssen. Er hatte dann dreißig Nummern begehrt und war damit in einem Wagen weggefahren.

Dora verließ noch aufgeregter, als sie es vorher gewesen, die Administration. Auch sie nahm einen Einspänner, der sie zum Warenhause zurückbrachte.

Dort ging sie sofort in die Seidenabteilung, in welcher Meißl beschäftigt war. Mit dem Chef dieser Abteilung redete sie eine Weile, und dann begaben sich beide zu dem Tisch, an welchem Meißl soeben drei Damen wort- und gebärdenreich verschiedene Brokate vorlegte.

„Er ist halt immer wie aus einem Modejournal herausgeschnitten, der Herr Meißl!“ sagte, an dem Tische stehen bleibend, der Abteilungschef. Er wußte sehr gut, daß es keineswegs taktvoll war, vor Kundinnen und

während der Betreffende sie bediente, solch eine Bemerkung zu machen. Dennoch fuhr er noch lauter fort: „Und sicher hat im letzten Rennen Rot gewonnen, Sie Sportsman, den man nie ohne Hufeisennadel sieht."

Meißl, wiewohl sehr verwundert über seines Vorgesetzten ganz ungewohntes Scherzen, lächelte doch sehr geschmeichelt.

Eine Viertelstunde später erhielt Frau Till den Besuch Fräulein Hartwigs. Dora blieb fast eine Stunde bei der alten Frau.

Als sie ging, war ihr letztes Wort: „Also ja nicht vergessen, liebe Frau Till! Wenn des Herrn Baron Wäscherin kommt, sagen Sie, daß der Tee aus Znaim erst am nächsten Tage komme. Bestimmen Sie der Frau eine Stunde und benachrichtigen Sie mich rechtzeitig, damit ich auch hier bin, wenn sie kommt."

* * *

Gegen acht Uhr betrat Dora Hartwig Frau v. Lassots Haus.

Als sie die Treppe hinaufstieg, kam ihr ein Herr entgegen. Er ging sehr schnell, und er mußte ganz mit seinen Gedanken beschäftigt sein, denn er rannte an Dora an, die ihm nicht mehr rechtzeitig ausweichen konnte.

Mechanisch knurrte er eine Entschuldigung und rannte weiter.

Sie aber blieb höchlichst erstaunt stehen und sah ihm nach. Das war ja der ältliche, widerwärtige Mensch, der letzthin Klementine angesprochen, und den die Baronesse so hart zurückgewiesen hatte.

Kopfschüttelnd ging Dora weiter und läutete an Frau v. Lassots Tür.

Lotti öffnete.

„Ich muß Ihre Gnädige sprechen!“ sagte Dora kurz.

Lotti schaute sie verwundert an. „Jetzt?“ fragte sie.

„Ja — sogleich.“

„Die Gnädige begibt sich schon zu Bett.“

„Pflegt sie immer schon um acht Uhr zu Bett zu gehen?“ spöttelte Dora.

Lotti war sichtlich entsetzt. „Es ist ihr übel geworden. Sie hat sich mit dem Herrn Doktor so geärgert —“ stammelte sie.

„War das der Herr Doktor, dem ich auf der Treppe begegnet bin?“

„Er ist soeben erst fortgegangen.“

„Ein angenehmer Arzt, der seine Patienten noch kränker macht!“

„Der Herr Doktor Schimmel ist der Rechtsbeistand meiner gnädigen Frau.“

„Ah so! — Nun, meine Liebe, wenn sich Ihre Gnädige auch nicht wohl befindet, muß ich sie dennoch sprechen.“

„Ist es denn so dringend, was Sie mit ihr zu reden haben?“

„Sie werden sofort selbst merken, daß es etwas Dringendes ist. Gehen Sie hinein und sagen Sie der Frau v. Lassot, daß eine Bekannte vom Herrn Meißl da sei.“

„Eine Bekannte vom Herrn Meißl?“

„Ja — und daraufhin wird Ihre Gnädige mich schon vorlassen.“

Lotti ließ den Besuch eintreten und schloß die Tür.

„Doktor Schimmel heißt er also, der alte Sünder!“ dachte Dora, während sie wartete. „Doktor Schimmel! Und Advokat ist er, und heute hat er sich mit der Lassot gestritten. Ob der Streit nicht vielleicht mit der Abendblattgeschichte zusammenhängt?“

„Sie möchten hineinkommen," sagte Lotti, die auf der Schwelle des nächsten Raumes erschien.

Dora folgte dem blassen Mädchen bis in Frau v. Lassots Schlafzimmer.

Da sah sie zum ersten Male die Frau, welche von ihr, weil sie Klementine so herzlich liebte, schon recht energisch gehaßt wurde.

Frau v. Lassot sah nicht weniger scheu aus als Lotti, welche sich auf einen Wink ihrer Herrin wieder zurückzog.

Als sie draußen war, stand Leona auf und ging in das nächste Zimmer, dessen Außentür sie abschloß. Zurückgekommen, ließ sie sich wieder in dem Sessel nieder, auf welchem sie bei Doras Eintritt gesessen hatte.

Auch diese zog sich einen Sitz heran und ließ sich nieder.

Es war noch kein Wort gesprochen worden. In Leonas Augen war noch immer eine gewisse Scheu. Aber auch Hochmut drückten ihre Blicke aus, als sie auf der sehr einfach gekleideten Besucherin haften blieben, die sich so ungeniert benahm und sie so ganz unverhohlen kritisch musterte.

„Was läßt Herr Meißl mir sagen?" begann Leona verdrossen.

Da stand Dora auf und langte nach einer Zeitung, welche auf dem Nachttischchen lag. „Sie sind sehr unvorsichtig," sagte sie, sich wieder setzend und auf eine Stelle des Blattes weisend, welche rot unterstrichen war.

Frau v. Lassot wurde unruhig, antwortete aber nicht.

„Das hat einen gewaltigen Sturm im Warenhause hervorgerufen," fuhr Dora fort, „einen Sturm, der Ihnen vielleicht noch sehr unangenehm werden wird."

„Warum mir?" stotterte Leona.

„Es ist sehr schlimm für Sie, daß Sie von Baron Tecks Verhaftung schon vor dem Erscheinen der Abendblätter wußten.“

„Wer sagt das?“

„Ich.“

„Und wie wollen Sie es beweisen?“

„Ihre Aufregung allein beweist, daß es so ist, und beweist nebenbei, daß Sie schon wissen, daß dieser Streich mit der Zeitung Ihnen teuer zu stehen kommen kann. Sie haben Ihre jungen Verwandten damit treffen wollen, aber Sie haben sich selber damit getroffen. Vermutlich hat Ihnen das der Herr Doktor Schimmel schon gesagt, und Ihre Aufregung kommt vielleicht davon her?“

Leona war zusammengezuckt, und jetzt sah sie nicht mehr hochmütig, jetzt sah sie nur noch erschrocken aus. „Wer sind Sie denn?“ murmelte sie. „Ich habe geglaubt, Herr Meißl schickt Sie?“

„Das habe ich nicht behauptet. Ich habe Ihnen nur sagen lassen, daß eine Bekannte vom Herrn Meißl da sei. Nun, eine Bekannte von ihm bin ich ja, und seit heute interessiere ich mich sogar ungeheuer für ihn.“

„Seit heute?“

„Ja, seit ich erfahren habe, daß er kurz vor ein Uhr in einem Einspänner beim Geschäft vorfuhr, in welchem man gleich darauf eine Menge Exemplare dieser Abendblätter fand. Ich bin dann in der Expedition gewesen und habe dort erfahren, daß ein Herr, der bis auf die Krawatte und die Krawattennadel unserem Herrn Meißl gleicht, schon gleich nach Mittag sich erkundigte, wann er frühestens Abendblätter haben könne. Um halb ein Uhr hat er sich dann dreißig Stück geholt. Er fuhr in einem Einspänner weg, und es ist nicht schwierig, auszurechnen, daß er um drei

viertel auf eins schon in der Lindengasse sein konnte. Ja — ja, in einer Stunde kann ein wackerer Mensch viel leisten."

Frau v. Lassot schwieg noch immer.

„Haben Gnädige diese Nummer auch schon so früh zugestellt bekommen, oder hat sie Ihnen erst der dunkle Ehrenmann gebracht, der Sie soeben verlassen hat, und der wahrscheinlich es auch schon vor dem Erscheinen des Blattes wußte, welche Notiz darin stehen wird? — Ja, Sie haben sehr nette Bekanntschaften, meine Gnädige. Dieser alte Schuft, der Ihrer Nichte nachstellt, und den wohl Sie selbst auf die Baronesse gehetzt haben, und dieser Meißl machen Ihnen alle Ehre. Aber —"

Mit einem Ruck hatte sich Leona erhoben. Zornbebend stand sie da. Ihre Brutalität hatte ihre Angst und Feigheit überwunden. „Meinen Sie, ich werde mich in meinem eigenen Hause noch länger von Ihnen insultieren lassen?" schrie sie. „Augenblicklich entfernen Sie sich!"

„Noch nicht, Verehrteste! Denn ich habe Ihnen das Wichtigste noch nicht gesagt," entgegnete, gemütsruhig zu ihr aufschauend, Dora Hartwig.

„Ich höre Sie nicht mehr an."

„Auch Neues über Ihren Sohn wollen Sie nicht wissen?"

„Über — über Robert?"

„Sehen Sie, das macht Sie neugierig."

„Was wissen Sie von Robert?"

„Von Wellhof weiß ich etwas."

„Reden Sie!"

„Von dort haben Sie zwei gute Menschen vertrieben."

„Sie haben meinen Sohn gemordet!"

„Das ist lediglich Ihre Ansicht. Ich weiß, daß der

Baron und seine Schwester auch jetzt noch geradezu edel gegen den Toten und gegen Sie handeln."

„Was tun sie denn?"

„Eben nichts."

„Was heißt das?"

„Sie zerstören Ihnen das Bild Ihres Sohnes nicht und könnten es doch mit wenigen Worten tun."

„Und diese wenigen Worte wollen sie nicht reden?" höhnte Leona.

„Nein. Aber ich werde sie reden."

„Sie? Wer sind Sie denn?"

„Eine, welche vor einer solchen Affenliebe nicht den mindesten Respekt hat." Dora erhob sich langsam und sagte ebenso langsam: „Fahren Sie nach Wellhof. Im Schreibtische des Barons werden Sie Briefe Ihres Sohnes finden, und diese werden Ihnen zeigen, wie Ihr Sohn in Wirklichkeit von Ihnen dachte, was er in Wirklichkeit war."

„Was Robert in Wirklichkeit war!" murmelte Leona, und dann fuhr sie fort: „Sie sind wohl abgeschickt worden, mir einen Schlag zu versetzen?"

„Abgeschickt bin ich nicht, aber ich hoffe, daß Ihnen jene Briefe recht weh tun werden, daß in ihnen die bitterste Strafe enthalten sein wird, die Ihnen, Sie verblendete Frau, für die Verfolgung dieser zwei so herzensguten Menschen gebührt. — So, jetzt gehe ich."

Wie betäubt blieb Leona zurück. Sie vergaß alles, sie vergaß, daß Gefahr für sie vorhanden sei, daß Schimmel ihr eine furchtbare Szene gemacht hatte, weil sie die Notiz, die er verfaßt, mit dem auf Klementine sich beziehenden Zusatz ergänzt und die Zeitungen viel zu früh hatte ankaufen und verteilen lassen. Sie vergaß, daß sie mit ihrer Ungeduld vermutlich ihr

ganzes unsauberes Haß- und Lügengewebe zerrissen hatte.

An all dies dachte sie nicht, ihre Seele war nur mit den Briefen beschäftigt, welche sie in Wellhof draußen finden konnte.

Kein Schlaf kam die ganze Nacht in ihre Augen, und schon um sieben Uhr Morgens mußte Peter anspannen, dann fuhr Frau v. Lassot mit Lotti nach Wellhof hinaus.

Die Herstellungsarbeiten, welche sich übrigens nur auf das Äußere des Herrenhauses bezogen hatten, waren bereits beendet, und das alte liebe Wellhof erschien in seinem neuen Anstrich ungemein freundlich. Trotzdem hafteten Leonas Augen geradezu furchtsam auf dem hellen Mauerwerk, und scheu lief sie durch den weiten Flur.

Der Besitz Wellhofs hatte ihr noch nicht die mindeste Freude gemacht. Nur zweimal war sie, seit das Gut ihr gehörte, hier gewesen.

Das erste Mal hatte sie mit Schimmel im großen Gartensaale ein üppiges Mahl eingenommen, bei welchem es weder an Leckerbissen noch an herrlichen Weinen fehlte. Sogar Champagner war dabei geflossen. Aber dennoch hatte sich bei ihr keine rechte Befriedigung eingestellt.

Das zweite Mal hatte Frau v. Lassot im tiefen Winter Wellhof besucht. Sie war damals ohne Begleitung gekommen, und es war ein nebelreicher Tag gewesen. Sie hatte sich vorgenommen, so recht behaglich das Haus zu durchwandern. Aber es war nichts daraus geworden. Zu unheimlich waren die stillen Zimmer gewesen, die für sie trotzdem nicht still und leer waren, denn aus jedem Winkel meinte sie die Schatten derer auftauchen zu sehen, die einstmals hier

rechtmäßig gehaust, auf jedem Stuhl meinte sie die ihr wohlbekannten einstigen Bewohner Wellhofs sitzen zu sehen, sie durch alle Türen treten zu sehen. War nicht das ganze Haus voll Seufzen und Flüstern?

Wie gejagt verließ die Lassot damals Wellhof — und wie gejagt von einer furchtbaren, nicht zu unterdrückenden Neugierde war sie jetzt wieder hergekommen.

„Soll ich nicht die Fenster öffnen?“ fragte die über dieses unangemeldete Kommen nicht gerade entzückte Hausmeisterin.

„Gehen sollen Sie!“ antwortete ihr Leona ungeduldig.

Die Frau ging verdrossen.

„Gnädige Frau fühlen sich nicht wohl?“ fragte Lotti ängstlich. „Soll ich nicht lieber die Frau zurückrufen?“

Leona machte eine abwehrende Handbewegung. Sie hatte sich auf den der Tür zunächststehenden Stuhl gesetzt.

„Soll auch nicht eingeheizt werden? Es ist so kalt.“

„So kalt — so kalt!“ wiederholte leise Leona. „Nein, lassen Sie das nur!“

Nach einer Weile erhob sie sich und ging in das nebenan befindliche Zimmer.

Lotti wollte ihr folgen.

„Bleiben Sie nur nebenan. Da warten Sie, bis ich komme. Ich will nicht gestört werden. Die Tür schließen Sie.“

Es geschah, was Leona angeordnet hatte. Lotti setzte sich im Nebenzimmer an ein Fenster und schaute auf die heute sehr freundliche Landschaft hinaus. Der Laubwald, auf welchem schon ein grüner Schleier lag, leuchtete förmlich. In den Rebenpflanzungen drüben arbeiteten Winzer, und zwei Pflüge wurden über die jenen benachbarten Acker geführt. Und drüben die

Donau — wie still ihre gewaltigen Wassermassen hinzogen, heute fast klar und grün, wie sie immer sind, wenn sie im Frühling Gletscherwasser mitbringen.

Lotti konnte sich nicht sattsehen an dem freundlichen Frühlingsbilde, welches die Landschaft heute bot. Ach, wie selten nur hatte die Arme solches geschaut! Ganz weit wurde ihr das Herz, ganz glücklich fühlte sie sich und war unsäglich verwundert darüber, daß es so viel Grün und so viel Licht und Sonne gab.

Wie lange sie wohl so dagesessen hatte? Lotti wunderte sich, daß Frau v. Lassot sich noch immer nicht regte, und sie begann nach der Tür hinüberzuhorchen.

Es war ganz still dahinter.

Während das Mädchen horchte, folgten ihre Augen dem Pflüger, und plötzlich fiel es ihr auf, daß dieser schon wieder zweimal den Acker durchmessen hatte. Drinnen regte sich noch immer nichts.

Es wurde ihr bang. Sie erhob sich zögernd, ging langsam zur Tür und klopfte.

Niemand antwortete ihr.

Noch einmal klopfte sie.

Wieder Schweigen.

Da öffnete sie die Tür. „Verzeihen, gnädige Frau, ich —“

Weiter kam sie nicht. Erschrocken schaute sie auf ihre Herrin.

Die sah um Jahrzehnte gealtert aus. Sie hatte langsam den Kopf erhoben und schaute herüber. Es war ein Übermaß von Elend, das aus ihren Augen schaute.

Lotti wurde davon überwältigt. Laut aufweinend lief sie auf die Herrin zu und stammelte: „Arme, arme gnädige Frau!“

Eine gute Weile blieb Leona noch still, dann erhob

sie müde die Hand, strich über Lottis Gesicht und sagte: „Jetzt, ja, Lotti — jetzt bin ich arm. Diese Briefe hier haben mich arm, ganz arm gemacht."

„Wer hat sie geschrieben?"

„Mein Sohn."

„Enthalten Sie denn so Schreckliches?"

Leonas Gesicht sah jetzt geradezu verzerrt aus. „Er hat sich meiner geschämt!" stöhnte sie. „Die alte dicke Mutter hat in die Verbannung gehen müssen, so sehr hat er sich ihrer geschämt, und während man seinen Vater begrub, ist er zur Jagd gefahren."

„Ob das auch wahr ist!" versuchte Lotti zu trösten.

Da lachte Leona schneidend auf. „Ja, es ist wahr! Nie, nie hat er mich lieb gehabt!" Und qualvoll weinend legte sie die Arme auf den Tisch und preßte ihr Gesicht darauf.

Die gute Lotti weinte mit ihr.

Endlich erhob Leona den Kopf wieder und sagte mit einem bitteren Lächeln: „So, jetzt können Sie Feuer machen."

„Jetzt?"

„Ja. Mit diesen Briefen da."

Wie auf einen Feind wies sie auf die Briefe, die geöffnet und zerknittert auf dem Tische lagen.

Lotti nahm sie und trug sie zu dem großen Kamin. Sie hatten reichlich Raum auf seiner Feuerstelle. Auf dem Rauchtische fand Lotti Zündhölzer.

Als die Briefe aufflammten, war Frau v. Lassots Gesicht kreidebleich, und als der letzte Funke erloschen war, erhob sie sich und ging schweigend hinaus.

Gleich danach lag eine dichte Staubwolke zwischen dem Wagen und dem Herrenhause von Wellhof.

—•◆•—

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Neben dem Verfahren wegen Taschendiebstahls lief noch ein weiteres wegen Heiratsschwindels und Herauslockung von Geldern gegen Ernst.

Ein Fräulein Josepha Hofmann war bei der Polizei erschienen und hatte da berichtet, daß Baron Ernst v. Teck seit Januar mit ihr im Briefwechsel stehe, ihr auch seine Photographie geschickt und ihr seine Hand angetragen habe. Persönlich habe sie ihn nur einmal gesehen. Es sei dies am 16. Januar beim Stiftungsfeste eines Touristenvereins gewesen. Der Baron habe da gespielt und großen Eindruck auf sie gemacht. Dieser Eindruck solle, so habe ihr der Leiter der kleinen Kapelle, Herr Schultz, ein oberflächlicher Bekannter von ihr, gesagt, ein gegenseitiger gewesen sein. Der Baron schwärme von ihr und wäre glücklich, wenn er Briefe mit ihr wechseln dürfe. Er müsse nämlich, der Erkrankung eines Verwandten wegen, nach Wiener-Neustadt fahren und vermutlich mehrere Wochen dort bleiben. Sie sei dann auf den Briefwechsel eingegangen, habe ihre Schreiben an den Baron unter der Adresse eines Herrn Theodor Golz in Wiener-Neustadt abgeschickt und habe dem Baron auf seine Bitten hin zweimal Geld gesandt, einmal vierhundert Kronen, die er zum Zwecke der Bezahlung einer Operation, und dann dreihundert Kronen, die er für das Leichenbegängnis seines Verwandten brauchte.

Das Mädchen wies die Scheine über die Aufgabe jenes Geldes und auch die zärtlichen Briefe, die Teck ihr geschrieben, vor. Es waren derer sieben, und schon im dritten hatte der Schreiber die Adressatin seine „geliebte, teure Braut“ genannt.

Also auch des Heiratsschwindels war Teck infolgedessen angeklagt.

Er lachte nur grimmig, als es ihm mitgeteilt wurde, erklärte die Briefe für gefälscht und verlangte, daß Schultz sofort vernommen werde. „Lassen Sie doch nachsehen, Herr Kommissär," bat er, „ob in meinem Album nicht ein Platz zwischen den verschiedenen Lichtbildern, die mich darstellen, leer ist. Schultz hat mich öfters besucht und auch in meinem Album geblättert."

Der Beamte zuckte die Achseln. „Das beweist weder etwas für noch gegen Sie," meinte er. „Übrigens habe ich Schultz bereits vorladen lassen."

Ernst wurde, nachdem er diese sonderbare Mitteilung erhalten, wieder abgeführt.

Hätte er im Korridor des Polizeigebäudes, als er eben um die Ecke bog, sich umgewendet, hätte er zwei Personen sehen können, die der Tür des Verhörzimmers sich näherten. Es war ein alter Herr und eine junge, in Trauer gekleidete Dame.

„Herr Direktor — gnädige Frau, ich habe die Ehre!" sagte der Kommissär, sie empfangend, indem er auf zwei Stühle deutete, die der Diener zurechtgerückt hatte. „Was haben Sie mir zu sagen?" fragte er, während sich seine Besucher setzten.

„Daß ein Irrtum vorliegen muß."

„Daß es geradezu Wahnsinn ist, diesen Mann solcher Handlungen für fähig zu halten."

Beide Antworten waren gleichzeitig gefallen.

Über das Gesicht beider Herren huschte ein Lächeln. Der Kommissär hatte sofort erkannt, daß es das Herz der hübschen jungen Frau war, das so temperamentvoll geantwortet hatte.

„Herr Direktor," entgegnete er, sich an Eichler wendend, „es wäre mir selbst nur angenehm, wenn hier ein Irrtum vorläge, denn der junge Mann, von dem wir jetzt reden, macht trotz aller Verdachtsgründe, die

gegen ihn vorliegen, einen sehr günstigen Eindruck." Und sich nun Frau Römer zuwendend, fuhr er fein lächelnd fort: „Ihren Worten, gnädige Frau, habe ich entnommen, daß auch Sie fest an die Schuldlosigkeit des Herrn v. Teck glauben."

„Vollkommen fest!" erwiderte mit aufleuchtenden Augen die junge Frau.

„Sie kennen den Baron so genau?"

Frau Römers Gesicht flammte. Eine deutliche Verlegenheit schaute aus ihren schönen dunklen Augen. „Nein," sagte sie leise, „ich kenne ihn nicht genau, trotzdem aber weiß ich, daß er im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Edelmann ist, und dieses Zeugnis wollte ich hier für ihn ablegen."

Der Beamte verneigte sich. Er lächelte nicht mehr. Sehr warm in die Augen der jungen Frau schauend, entgegnete er: „Baron Teck ist ein sehr beneidenswerter Mann."

„Das ist er!" fiel Eichler rasch ein. „Vor allem aber ist er bis in die Wurzeln seines Wesens hinein ein ehrenhafter Mann, den die Ungunst des Schicksals leider schon seit Jahren verfolgt, der tief hinuntersteigen mußte, der aber deswegen durchaus nicht gesunken ist."

Der Beamte nickte ihm freundlich zu.

„Es wird gewiß noch einer kommen, um sein Zeugnis für den armen Teck hier abzugeben," fuhr Eichler lebhaft fort. „Kaum hatte ich von dieser merkwürdigen Verhaftung Nachricht erhalten, habe ich dem Professor Stein an der Akademie Mitteilung davon gemacht. Ich meine, der wird sich auch Tecks annehmen."

„Professor Stein?" fragte der Kommissär. „Der berühmte Maler?"

„Ja. Teck war sein Schüler, und Stein hat ihn mir sehr ans Herz gelegt."

„Nun, es hat sich inzwischen auch schon anderes gefunden, das die Annahme, Baron Teck sei ein Gewohnheitstaschendieb, gewaltig erschüttert."

„Ein Gewohnheitstaschendieb!" murmelte Frau Römer entsetzt.

„Wer behauptet denn das?" erkundigte sich Eichler, kaum weniger verwundert.

„Die Durchsuchung seiner Wohnung hatte diese Annahme zunächst gerechtfertigt. Man hat sieben leere Börsen in der Dachrinne gefunden, die sich dicht unter dem Fenster seines Zimmers hinzieht."

„Merkwürdig!" sagte Eichler ganz ruhig.

„Die natürlich ein ganz anderer hingelegt hat!" fuhr Frau Römer entrüstet auf. „Der Baron hat eine Feindin. Nur diese Frau hat ihn durch Helfershelfer in diese Lage gebracht."

„Er deutete auch selbst bereits an, daß er verfolgt werde," warf der Kommissär ein.

„Planmäßig und niederträchtig verfolgt!" setzte die junge Frau zornig hinzu.

„Also — Sie sagten, Herr Kommissär?"

„Daß der Fund dieser Börsen wenigstens die Annahme, Teck sei ein Gewohnheitstaschendieb, erschütterte. Sehen Sie diese Börsen an!"

Er zog eine Schublade heraus und entnahm ihr die Börsen. Eine nach der anderen auf den Tisch legend, sagte er: „Drei davon sind zweifellos überhaupt noch nicht gebraucht. In einer liegt sogar noch der Zettel mit ihrem Preis. Aber auch die vier anderen konnten um die Zeit, in welcher der Baron sein Quartier verlassen hat, noch nicht in der Dachrinne gelegen haben, denn in diesem Falle hätten sie wenigstens eine Spur von Nässe aufweisen müssen. Zwischen zehn und elf Uhr hat es nämlich geregnet,

und der Baron ist schon gegen neun Uhr verhaftet worden."

„Natürlich — natürlich!" rief eifrig der Direktor. „Nun, das beweist also schon allein, daß Teck irrtümlich verhaftet wurde. Weshalb ist er dann noch nicht in Freiheit gesetzt?"

„Weil der Fall von heute früh noch nicht aufgeklärt ist, und weil noch eine andere Anzeige hinzukam."

Der Beamte schilderte darauf, was heute an der Stadtbahnstation vorgegangen war, und danach den Besuch Fräulein Hofmanns.

Als Eichler in der Heiratsgeschichte den Namen Schultz erwähnen hörte, fuhr er auf. „Der also hat die Sache arrangiert!" rief er.

Der Kommissär fragte: „Sie kennen ihn?"

„Persönlich und vom Hörensagen."

„Was für ein Mensch ist er?"

„Ein äußerlich einigermaßen und innerlich vollständig verbummeltes Subjekt. Ersteres zeigt einem ein einziger Blick auf den Mann, letzteres erfuhr ich durch den Leiter der Musikschule, in welcher Schultz sich seinerzeit unmöglich gemacht hat."

„Nun — den Mann habe ich rufen lassen."

„Wenn er nur auch kommt!"

„Sehr möglich, daß er uns nicht die Ehre gibt."

Da pochte es. Ein Detektiv trat ein und berichtete, daß der Musiker Schultz gegen Mittag seine Wohnung verlassen habe. Er habe eine ziemlich große, vollgepackte Reisetasche mitgenommen, worüber seine Quartierfrau sich wunderte, denn Schultz hatte angegeben, daß er nur nach Baden fahren wolle.

Mit dem Auftrage, sich nach den Personalnotizen des Musikers zu erkundigen, fuhr der Detektiv zur Polizeidirektion.

Als er das Bureau verließ, hielt draußen ein Automobil.

„Da ist er ja!" sagte Eichler, der ans Fenster getreten war, im Tone der Befriedigung.

„Wer ist da?" erkundigte sich der Beamte.

„Stein."

„Professor Stein!" wiederholte der Kommissär, und der Ton, in welchem er es sagte, verriet deutlich die Bewunderung, die er für den berühmten Maler hegte.

„Führ'n S' mich schnell hinein! Ich hab' nicht viel Zeit. Muß heut noch auf dem Semmering sein," hörte man eine laute Stimme sagen, und eine nervige Hand pochte kräftig an die Tür.

„Herein!" rief der Kommissär.

Da tat sich die Tür auf, und ein mächtiger Mann, noch massiger aussehend in dem Kautschukmantel und der Kapuze, die er nur halb zurückgeschoben hatte, kam rasch herein.

„Aber hör'n S', Herr! Das war ein gewaltiger Schnitzer, daß ihr den Teck eing'fangt habt wie einen Spitzbub'n!" fing er an, sah Eichler, schüttelte ihm energisch die Hand, nahm dann vorsichtig Frau Römers Hand zwischen seine beiden umfangreichen Hände und fuhr fort: „Ich weiß schon, liebe gnädige Frau, weiß schon, daß Sie den Teck gern hab'n. Verdient's auch, daß er so einen Herzensschatz kriegt, wie Sie einer sind. Der Eichler da hat mir's wohl g'sagt, wie's um euch zwei steht, und tapfer ist's, daß Sie dahergekommen sind. Ja — ja, die richtige Lieb', die zeigt sich in solchen Zeiten. Aber ich muß mich tummeln. Hab' ohnehin lang gebraucht, bis ich mich bis daher durchg'fragt hab'. — Also, Herr Kommissär, was ist's denn? Wann lassen S' denn den armen Teck wieder heraus? Ich sag'

Ihnen, Sie blamier'n sich nur, wenn S' ihn noch länger behalten."

„Herr Professor!" entgegnete lächelnd der Beamte.

„Na, nix für ungut! Aber um eins möcht' ich wohl bitt'n. Kann man denn den Delinquenten nicht seh'n?"

Wieder pochte es. Diesmal kam die telegraphische Antwort aus Wiener-Neustadt, daß es dort richtig einen Theodor Golz gäbe. Er sei ein Bahnarbeiter und schon ein paarmal nicht ohne Grund durch die Hände der Polizei gegangen. Auch diesmal sei er vorgeladen worden und habe gestanden, daß er für Schultz jene zwei Geldbriefe übernommen habe. Golz sei ehemals Diener in der Musikschule gewesen, in welcher Schultz als Lehrer gewirkt hatte. Dieser habe sich das Geld in Wiener-Neustadt persönlich abgeholt.

„Gott sei Dank!" rief Frau Römer aus, nachdem der Kommissär die Depesche vorgelesen hatte.

Der Professor aber setzte mit seiner mächtigen Stimme hinzu: „Jetzt aber rufen S' unseren Ernst her! Mir scheint, unsere liebe Gnädige hätt' ein paar Wort' mit ihm zu red'n!"

Der Kommissär klingelte einen Wachmann herbei und gab ihm den Auftrag, Teck wieder herüberzuführen.

Während man auf sein Erscheinen wartete, herrschte ein paar Augenblicke lang tiefes Schweigen in dem eigentlich recht gemütlichen Bureau, welches dazu bestimmt war, so viel Ungemütliches, Trauriges, ja auch wohl Schreckliches zu sehen. Bald aber wurden Schritte hörbar, und jetzt ging die Tür auf.

Teck stand auf der Schwelle. Müde und auch wieder voll Grimm schauten seine glanzlosen Augen auf den Kommissär, der ihm entgegenging.

Doch Anna Römer kam ihm zuvor. Mit wenigen Schritten stand sie neben Teck, und ihm die Hände auf

die Schultern legend sagte sie innig: „Ernst, mein lieber, lieber Ernst!“

Nur das sagte sie, aber es war das volle Eingestehen einer tiefinnigen Liebe, einer Liebe ohne Vorbehalt und ohne Schwanken.

Teck, erst jetzt bemerkend, daß er mit dem Kommissär nicht allein sei, und erkennend, wer außer diesem noch da war, stieß einen leisen Ruf des Schreckens und der Qual aus. Da spürte er einen Kuß auf seiner Rechten und sah in Annas tränenfeuchte Augen. „Du glaubst an mich?“ stammelte er. „Du hast dich nicht irremachen lassen? Du bekennst dich zu mir, dessen Ehre ein Teufel vernichtet hat?“

„Fest glaube ich an dich!“ erwiderte sie einfach.

Da zog er sie an sich und küßte sie.

„Also, da hätt'n wir ja eine regelrechte Verlobung!“ sagte seelenvergnügt Professor Stein. „Lass'n Sie sich gratulieren, mein lieber Teck. Und jetzt bin ich ganz und gar beruhigt und kann geh'n. Ich bin nämlich vom Erzherzog zur Auerhahnjagd eingelad'n und die möcht' ich nicht gern versäumen.“

Eine Reihe kraftvoller Händedrücke, die die Betroffenen noch lange spürten, und er war draußen.

Die Wachleute und Detektive, welche im Vorzimmer saßen, wunderten sich nicht wenig, daß die vier anderen noch über eine Stunde beisammen blieben. Noch viel mehr wunderten sie sich darüber, daß Teck, als er wieder weggeführt wurde, gar nicht mehr so grimmig aussah, ja sogar still vor sich hin lächelte.

„Na ja, wenn halt der Herr Kommissär seinen guten Tag hat, da haben's die Häftlinge fein!“ spöttelte ein Detektiv, der als besonders gallig bekannt war. „Nächstens werden wir's noch erleb'n, daß er da drinnen Kaffeegesellschaften gibt.“

„Beruhigen Sie sich," antwortete ihm ein gemütlicherer Kollege. „Es ist ganz gut, daß es auch in unserem Beruf Leute gibt, die außer einer feinen Nase auch ein Herz haben. Wenn jeder Mensch so giftig wäre wie Sie — das wär' doch gar zu traurig."



Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Für den 29. März hatte Dora Hartwig vom Direktor Hälby Urlaub erhalten. Sie ging schon früh zu Frau Till, und bereits um halb zehn Uhr traf sie bei dieser ein. Die alte Frau führte sie in die Küche. Die Tür derselben hatte in ihrem oberen Teile Fenster, welche mit Vorhängen verhüllt waren.

Frau Till hatte einen Sessel aus Teds Zimmer herübergebracht, den sie Dora anbot. Sie selber setzte sich auf ihren Küchenstuhl. „Noch war sie nicht da," sagte sie dabei.

„Hoffentlich kommt sie bald," entgegnete Dora, „diese Wäscherin mit den feinen Händen, die so schnell beim Fensteröffnen ist, die aber die Blumenstöcke dann verkehrt hinstellt. Irgend etwas Dummes macht halt jeder Gauner. Aber auch ich selber hab' gestern eine Dummheit gemacht. Ich hab' ja ganz vergessen zu fragen, wie die Frau heißt."

„Das weiß ich selber nicht. Der Schultz hat sie dem Herrn Baron empfohlen, und da ist sie mit einer Karte vom Herrn Schultz her'kommen, und ich wenigstens hab' sie nicht um ihren Namen g'fragt. Auch muß man's sagen: billiger und schöner wäscht nicht so leicht eine."

„Ob sie's wohl auch selber tut? Sie sag'n doch, daß sie ganz zarte, feine Handerln hat."

„Das ist richtig."

„Na seh'n S'!"

„Aber daß sie so schlecht sein soll! Sie schaut so treuherzig drein."

Dora Hartwig lachte laut auf. „Was für eine gute Seel' Sie sind, Frau Till! Wann die Gauner nicht nobel oder treuherzig ausschau'n täten, gingen ihre Geschäfte schlecht. — Also, Frauerl, achtgeb'n! Wenn die Person kommt, muß ich sie genau sehen können, und während Sie ihr im Zimmer drinnen den Tee übergeben, geh' ich weg."

„Wenn s' Ihnen nur nicht doch auskommt!"

„Das wird schon nicht geschehen. So — und jetzt mach' ich lieber gleich die Zimmertür auf, und vor das Küchenfenster zieh'n wir den Vorhang, damit es hier nicht gar so hell ist."

Die beiden Frauen mußten nicht mehr lange auf das Eintreffen der „Wäscherin" warten.

Es war zehn Uhr eben vorüber, da läutete es an Frau Tills Tür. Die Erwartete trat eilig ein und erzählte, noch atemlos vom raschen Gehen, daß ihre Gretl fast die ganze Nacht gehustet und im Fieber gelegen habe. Die Frau war ganz verzagt und tat wenigstens der Till recht leid.

Dora, welche sie durch einen Spalt des Vorhanges musterte, verzog den Mund nur zu einem bitteren Lächeln.

Jetzt gingen die zwei Frauen in das Zimmer, und die Tür schloß sich hinter ihnen.

Einen Moment lang wartete Dora noch, dann verließ sie geräuschlos Frau Tills Wohnung.

Im Hause war ein Delikatessenladen. Vor dessen Auslage stehend, erwartete sie das Herabkommen der „Wäscherin".

Sie brauchte auch nicht lange zu warten. Die

Frau hatte sich, von der Angst um ihr Kind gehetzt, nicht lange bei Frau Till aufgehalten. Sie trat so hastig auf die Straße heraus, daß sie an einen Mann anrannte, der ihr dafür eine Grobheit sagte.

Sie achtete nicht darauf, sondern rannte weiter.

Dora folgte ihr. Sie war jetzt sicher, daß ihr die andere keine Beachtung schenken werde. Sie hatte nur dafür zu sorgen, daß sie ihr nicht aus den Augen kam unter den vielen Leuten, welche allzeit die Bürgersteige der Alserstraße beleben.

Im Hause Nummer 6 der Wickenburggasse verschwand die Frau. Dora stieg hinter ihr die Treppe hinauf und sah sie in ihre Wohnung gehen. Die Sache hatte sich ungemein einfach abgewickelt.

Dora las nun ganz ungestört, was auf der Visitenkarte stand, die mit Reißnägeln an der Tür jener Wohnung befestigt war. Da stand: „Gustav Klein, Agent für Beleuchtungskörper." Sie stutzte, notierte sich die paar Worte und ging.

Sie fuhr sofort zu dem Kommissär, welcher Tecks Sache führte, konnte ihn zufälligerweise sogleich sprechen, berichtete ihm, was sie in Frau Tills Wohnung und soeben in der Wickenburggasse in Erfahrung gebracht, und schloß daran einen ebenso sachlichen als temperamentvollen Bericht über alles das, was Klementine zwischen der Weihnachtszeit und jetzt geschehen war. Bezüglich des Herrn, der neben Klementine bei Hopfner gespeist, der sich im Warenhaus als Hans Mautner aus Mödling vorgestellt, konnte sie berichten, daß ein Dienstmann, der an der nächsten Straßenecke seinen Standplatz hatte, diesem Herrn an jenem Tage einen Brief mit der Adresse „Klein" in das Gasthaus brachte, ferner daß es richtig einen Hans Mautner in Mödling gäbe, daß dieser jedoch schon seit 13. März verreist sei;

und zum Schlusse konnte sie noch erwähnen, daß die Stadtbahnmonatskarte mit der Photographie, die den doppelnamigen Mann darstellte, und die auf den Namen Hans Mautner ausgestellt war, erst am 24. März gelöst worden war, sichtlich nur, um sie zu dem Zweck zu verwenden, dem sie dann wirklich gedient hatte.

Höchlichst interessiert hörte der Kommissär Doras Mitteilungen an, bewunderte im stillen ihre Intelligenz, ihre Energie und ihren Scharfsinn und vergnügte sich an ihrem echt Wienerischen Temperament.

Als sie mit ihrem Bericht fertig war, wollte sie gehen. Sie wußte ja aus ihrem eigenen Leben, wie viel die Zeit wert sei für einen vielbeschäftigten Menschen.

Der Beamte bat sie jedoch, noch zu bleiben. „Da Sie mir so in die Hände gearbeitet haben, sollen Sie es auch so schnell als möglich wissen, wer und was dieser Gustav Klein ist," sagte er, trat zum Telephon und rief das Auskunftsbureau der Zentrale an.

Da hörte er denn, daß Gustav Klein ein Gewohnheitstaschendieb sei, daß er erst Ende Februar zum dritten Male eine Freiheitsstrafe abgebüßt habe und sich derzeit in Wien aufhalte, daß seine Frau, Isabella Klein, ebenfalls schon zweimal abgestraft sei und als bekannte Ladendiebin von der Polizei beobachtet werde.

„Na also!" sagte Dora Hartwig hoch aufatmend. Dann setzte sie hinzu: „Aber jetzt fällt mir noch etwas ein."

„Was denn?" fragte der Beamte.

„Es ist da noch ein dritter mit im Spiel."

„Noch ein dritter?"

„Ja. Ein unbeschreiblich widerwärtiger Kerl. Ich habe Grund anzunehmen, daß Frau v. Lassot ihn angewiesen hat, ihre Nichte zu verfolgen. Der alte Bursche

ist nämlich der Rechtsbeistand der Lassot. Er heißt Schimmel, Doktor Schimmel."

„Warten Sie, Fräulein, auch über diesen waderen Herrn wollen wir uns noch unterrichten, ehe Sie gehen."

Wieder rief der Kommissär das Auskunftsbureau an, und dann plauderte er, sehr angeregt von ihrer flotten, lustigen Art, mit ihr, bis die Antwort kam.

Bald wußten beide, daß es einen Advokaten Doktor Eduard Schimmel in Wien gegeben, der aber schon abgestraft und seines Amtes verlustig geworden war. Er wohnte derzeit im ersten Stadtbezirke Wiens, in der Krugerstraße.

„Die Frau v. Lassot hat sich da ja einen ganz famosen Rechtsbeistand ausgesucht!" sagte sarkastisch lächelnd der Kommissär, während er seinen Besuch zur Tür geleitete.

Dora begab sich nun in ihre Wohnung. Sie traf gegen ein Uhr daselbst ein und fand Klementine in großer Unruhe.

„Ernst ist noch immer nicht dagewesen!" Das waren die ersten Worte der Baronesse, als Dora in ihr Zimmer trat.

„Wird wohl auch heute nicht kommen," erwiderte Dora, schloß Klementine in ihre Arme und küßte sie herzhaft. Dann schob sie sie von sich und schaute sie mit ihren lebhaften Augen an. „Kinderl," sagte sie dabei, „Sachen passier'n — Sachen, die —"

„Ich verstehe Sie nicht. Sie sind ja geradezu lustig!"

„Bin ich auch, Baroneßl! Bin ich von ganzer Seele und hab' auch alle Ursach' dazu."

Sie zog die Nadeln aus ihrem Hut, nahm ihn ab, setzte sich steif in die Mitte des niedlichen Sofas und

lud Klementine durch eine großartige Geste ein, ebenfalls Platz zu nehmen.

Kopfschüttelnd setzte sich die Baronesse.

„Also, hören Sie!" begann Dora.

Aber weiter kam sie nicht. Ihre Tante steckte den Kopf zur Tür herein und sagte: „Baroneß, ein Herr Braun will Sie sprechen."

Mit einem jauchzenden Laut des Glückes eilte Klementine auf die Tür zu. Aber da angelangt, sanken ihre schon erhobenen Arme nieder, und alle Farbe wich aus ihrem Gesichte.

„Ja, ja — ich bin nicht der Eugen, ich bin der Konrad Braun, mein Fräulein," sagte der alte Herr, der auf der Schwelle stand.

Klementine trat zur Seite. „Setzen Sie sich, Herr Braun. Das Stehen ist nicht gut für Sie," sagte sie sanft und schob ihm, der merkbar hinkte, einen Stuhl zu, auf welchen er ächzend sank.

Dora hatte sich erhoben und wollte gehen.

Klementine hielt sie fest. „Bitte, bleiben Sie bei mir," bat sie dringlich. „Ich werde Ihr Zeugnis brauchen."

„Wofür?" warf Braun ein.

„Dafür, daß ich Eugen zweimal sein Wort zurückgegeben habe. Fräulein Hartwig weiß das und zwar nicht nur durch mich."

„Gewiß," bestätigte Dora, „ich weiß das."

„Ich auch," sagte ruhig der alte Herr.

„Warum kommen Sie also zu mir?" fragte Klementine. „Oder wissen Sie, daß Eugen jeden Augenblick hier sein kann, und wollen Sie etwa seine Freiheit vor mir schützen? Fürchten Sie nichts. Ich werde ihn schon davon überzeugen, daß er Offizier bleiben muß, daß sein Verzicht keinen Zweck mehr hätte, denn mich kann er ja doch nicht heiraten."

„Warum denn nicht?“

Klementine schaute verwirrt bald auf Braun, bald auf Dora, die auch sehr erstaunt war.

„Sagen Sie mir doch, warum Eugen Sie nicht mehr heiraten kann,“ fuhr der Fabrikbesitzer gemütlich fort. „Sie beide haben sich doch in all dem Jammer ganz famos bewährt.“

„Ob sie sich bewährt haben!“ warf Dora mit stolzem Lächeln ein.

Der alte Herr zog ein Päckchen Briefe aus seiner Tasche. „Die Briefe sind seit heute früh in meiner Hand,“ sagte er, „und ich habe sie gelesen; zuerst eigentlich nur neugierig, aber dann hat mir das Herz dabei weh getan, weil ich euch beiden ganz unnötig so lange Zeit weh getan habe.“

„Herr Braun!“

„Sagen Sie ruhig Onkel zu mir.“

„Sind Sie denn trotz allem mit unserer Verbindung einverstanden?“

„Für mich existierte Ihre Armut nie. Nur Ihr Stand war mir zuwider.“

Klementine lächelte schmerzlich. „So ist Ihnen die wegen Diebstahls fortgejagte Verkäuferin lieber als die unbescholtene Baronesse?“

„Machen Sie doch keine solchen Geschichten!“ sagte freundlich der alte Herr. „Ich weiß alles, habe auch bereits mit dem Direktor Hälby gesprochen. Ihr Fall ist schon so ziemlich aufgeklärt. Wär's nur bei Ihrem Bruder auch schon so weit!“

„Bei meinem Bruder? — Was ist's mit Ernst?“ Klementine wurde totenbleich.

Dora drückte sie auf einen Sessel und sagte, ihr sanft über das Haar streichend: „Gerade vorhin hab' ich's Ihnen erzählen wollen, daß auch Ihr Bruder in

eine dumme Geschichte verwickelt worden ist, daß man aber auch da schon fast ganz im klaren ist."

„Ist's wirklich so?" rief der alte Herr sehr befriedigt aus.

Dora nickte. „Es ist so! Auf meine Nachrichten kann man sich verlassen."

„Was ist denn nur mit Ernst geschehen?" forschte Klementine aufgeregt.

Da zog Braun eine Zeitungsnummer hervor und wies ihr die betreffende Stelle.

Wortlos starrte Klementine darauf. Dann brach sie in fassungsloses Weinen aus.

Dora konnte sie aber bald beruhigen. „Es ist ja alles, was Ihnen und Ihrem Bruder schaden sollte, zu Ihren Gunsten ausgefallen!" schloß sie befriedigt.

Klementine schaute bewegt in des alten Herrn Gesicht. „Und auch Sie glauben an uns!" murmelte sie.

Da ergriff er ihre Hand. „Kind," sagte er, „ich bin, wie fast alle alten Leute, starrköpfig und habe eine Menge Vorurteile. Mit einem von diesen habe ich aber aufgeräumt. Baronessen von Ihrer Art taugen ganz gut in ein tüchtiges Bürgerhaus. Schon seit Wellhof leer steht, habe ich mich in aller Stille viel um Sie und Ihren Bruder bekümmert, und es hat mich gefreut, daß nicht ich, sondern daß dieser schreckliche Allesbesserwisser, der Eugen, recht behalten hat, daß ihr tüchtige Menschen seid und daß er nicht von Ihnen läßt. Er hat mich schon manches gelehrt, mein Herr Neffe, auch das, daß man sich selber am meisten weh tut, wenn man die Krankheit des Alters, das Mißtrauen, nicht von sich abwehrt, und daß es doch noch Menschen, ja sogar Verwandte gibt, die nicht berechnend sind."

Klementine küßte des alten Herrn Hand, dann schaute

sie ihn mit leuchtendem Blick an und sagte selig: „Ja, mein Eugen! Das ist ein Mann!“

„Wieder ist ein Herr Braun gekommen,“ meldete in diesem Augenblick die Feldwebelswitwe.

Diesmal stand Eugen auf der Schwelle. Als er seinen Onkel gewahrte, verfinsterte sich sein Auge.

„Fürchte nichts, Klemi!“ rief er sofort. „Wir gehören zusammen.“

Dann zog er sie, die ihm entgegengeeilt war, innig an seine Brust.

Konrad Braun schaute belustigt Dora an und sagte: „Gebärdet er sich nicht, als sollte er gegen einen Drachen zu Felde ziehen, und derweilen gibt es gar keinen Drachen mehr.“

Dora hatte die Tür zu ihrem Zimmer geöffnet. „Ich nehme an, daß wir beide hier jetzt völlig überflüssig geworden sind,“ sagte sie lächelnd und den alten Herrn mit einer freundlichen Gebärde zum Eintritt bei ihr einladend.

— — — — — — — — — — — — —

Am selben Abend noch wurde die Photographie Gustav Kleins, die man dem Verbrecheralbum entnommen hatte, durch einen Detektiv dem bestohlenen Amerikaner in dessen Hotel vorgewiesen, und Smith erkannte sofort auf dem Bilde die Züge des Mannes, welcher ihn auf Teck aufmerksam gemacht hatte.

Um die Sperrstunde herum saßen Klein und seine Frau bereits in sicherem Gewahrsam.

Die kleine, tatsächlich schwererkrankte Tochter des Diebespaares wurde in das Spital, der hoffnungsvolle Felix aber einstweilen in ein Kinderasyl gebracht.

—⟡—

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

„Der Herr Doktor ist schon fast eine Stund' lang da," berichtete die Köchin, als Frau v. Lassot mit Lotti heimkehrte.

Leona hörte kaum, was sie sagte. In ihrem Schlafzimmer angelangt, setzte sie sich todmüde auf den nächsten Stuhl.

„Soll ich der gnädigen Frau nicht den Hut abnehmen?" fragte Lotti endlich, weil ihre Herrin gar keine Miene machte, sich wieder zu erheben.

Frau v. Lassot nickte zerstreut. Sie ließ sich auch den Schirm, den Beutel und die Handschuhe abnehmen.

„Den Mantel werden Gnädige wohl auch ablegen wollen," mahnte Lotti. „Die Köchin hat ja ein bißchen geheizt. Da möchte es zu heiß werden."

„Freilich — freilich!" antwortete Leona mechanisch und erhob sich, damit das Mädchen den Mantel nehmen konnte. Dann ging sie aber mit langsamen Schritten zu dem Ofen und drückte sich an ihn. „So kalt ist mir!" klagte sie.

Lotti hatte die Sachen in das Kabinett getragen und kam soeben wieder zurück. Sie warf einen Blick auf das Thermometer. Es wies auf sechzehn Grad.

„Sie hat sich aus den Briefen eine Krankheit geholt," dachte sie bekümmert, holte schnell ein wollenes Tuch und legte es um die Schultern ihrer Herrin.

Diese nickte ihr zu. „Sie denken halt an alles!" sagte sie, freundlich zu dem blassen Mädchen aufschauend.

Das war noch nicht dagewesen. Lotti wurde von der Veränderung, die mit ihrer sonst so schroffen Gebieterin vor sich gegangen war, völlig erschüttert.

„Gnädige Frau werden doch jetzt, da Sie so un-

wohl sind, den Herrn Doktor nicht empfangen?“ fragte sie.

„Richtig, der Schimmel ist da,“ sagte Leona gleichgültig. „Schicken Sie ihn fort, Lotti! Ich mag ihn jetzt nicht sehen.“

Lotti ging hinaus, kam aber gleich darauf wieder. „Er will absolut nicht geh'n,“ berichtete sie.

Frau v. Lassot wickelte sich fester in das Tuch. „So mag er bleiben. Aber ich bin nicht für ihn zu sprechen.“

„Wirklich nicht?“ tönte es rauh von der Tür her.

Leona wandte sich dieser langsam zu. „Nein!“ antwortete sie trotzig. „Ich bin heute überhaupt für niemand zu sprechen, denn ich fühle mich unwohl. Ich meine, Sie können das sehen.“

„Das tut mir leid. Aber ich muß unbedingt mit Ihnen reden.“

Da stand Leona auf. „Was für einen Ton schlagen Sie da an?“ fragte sie, die Stirn runzelnd und mit so viel Hochmut in Stimme und Haltung, als sie bei ihrer Müdigkeit aufbringen konnte.

„Sie werden auch auf diesen Ton hören lernen,“ spöttelte er und lachte ihr ins Gesicht.

Der Zorn schnürte ihr fast die Kehle zu. Kaum fand sie noch so viele Worte, um Lotti fortzuschicken. Dann ging sie, Schimmel voran, in ihr Wohnzimmer.

„So, jetzt reden Sie!“ herrschte sie Schimmel an. „Ich bin sehr begierig zu hören, was Ihnen den Mut zu solcher Frechheit gibt.“

Sie setzte sich, wie zu einem Verhör, breitspurig an ihren Schreibtisch.

Er zog sich einen anderen Stuhl heran, ließ sich sehr bequem darauf nieder und betrachtete sie dabei mit so unverschämten Blicken, daß ihr das Blut in die Wangen stieg.

„Reden Sie endlich!“ schrie sie.

Er verbeugte sich ironisch, dann begann er, affektiert lispelnd: „Gnädigste werden über das, was ich reden werde, einigermaßen verwundert sein.“

„Keine albernen Einleitungen! Ich glaube, Sie haben zu viel getrunken.“

„Wenn ich Lethe getrunken hätte, wäre das in der Tat für Sie sehr günstig.“

„Was soll das heißen?“

„Daß ich weder etwas anderes noch Lethe trank, und daß ich aus letzterem Grunde also nichts vergessen habe!“

Leona lächelte verächtlich. „Furcht wollen Sie mir machen!“ höhnte sie. „Das wird Ihnen nicht gelingen. Sie haben gar keinen Grund, mir zu drohen. Sie wissen gut, daß wir aneinander gebunden sind. Wie wollen Sie auch beweisen, daß ich die Urheberin der Handlungen bin, die Sie mit Ihren Helfershelfern begangen haben?“

„Nun, Meißl war allein Ihr Werkzeug. Er hat das Band gestohlen und es auf dem Tisch der Baronesse versteckt, und er hat, auf Ihren albernen Einfall hin, die Abendblätter, in denen Sie meine Notiz so urdumm ergänzten, viel zu früh geholt und verteilt, was Ihnen vielleicht das Handwerk legen wird.“

„Dem Meißl stopfe ich mit ein paar tausend Kronen den Mund.“

„Bitte, gehen Sie mit unserem Gelde nicht so verschwenderisch um!“

„Mit ‚unserem‘ Gelde?“ Frau v. Lassot lachte laut auf. „Schimmel, Sie haben doch zu viel getrunken!“

„Ich bin nie nüchterner gewesen.“

„Wirklich?“

„Und halte in dieser feierlichen Stunde ergebenst um Ihre Hand an.“

Leona begann jetzt doch, sich zu fürchten. Es ging heute etwas Unheimliches von diesem Menschen aus, von seinem dunklen Gesicht, von seinen wulstigen Lippen, zwischen denen immer wieder die langen gelben Zähne sichtbar wurden, von seiner ganzen Persönlichkeit, in deren Kreis sich Leona heute wie eine Fliege im Spinnennetze fühlte.

Sie streckte die Hand nach dem Läutewerk aus, das sich auf dem Schreibtische befand. Aber Schimmel hinderte sie daran, es zu berühren.

„Nur Ruhe, Gnädigste!" sagte er. „Ich habe Ihnen noch mancherlei mitzuteilen. So zum Beispiel, daß von nun an ich selbst die Verwaltung unseres Vermögens übernehmen werde. Es wird ohnehin durch die Schweigegelder, die wir Ihrer Dummheit wegen werden auszahlen müssen, um ein beträchtliches verringert werden. — Schlafen Sie, teure Braut?"

Leona hatte den Kopf gesenkt und die Augen geschlössen, um den Mann wenigstens nicht sehen zu müssen, der ihr heute zeigte, was die Hölle ist. Und während ihre Seele jedes seiner Worte grausam deutlich in sich aufnahm, fühlte sie nicht minder deutlich, daß sie jetzt noch tausendmal mehr litt, als sie jemals Ernst und Klementine hatte leiden lassen.

Endlich öffnete sie die Augen wieder. Ein Gedanke war ihr durch den Kopf geschossen. Schurken haben ihre Preise. Sie haben hohe Preise, immerhin aber kann man sich von ihnen loskaufen. „Was kostet Ihr Verschwinden aus meinem Leben?" fragte sie höhnisch.

„Ihr ganzes Hab und Gut!" war die prompte Antwort. „Sie sind vollständig in meiner Hand, und nur weil ich großmütig bin, will ich Ihr Vermögen nicht ganz allein für mich haben, sondern nehme Sie als

meine Frau mit in den Kauf und werde Sie, falls Sie mich nicht belästigen, im Genießen Ihrer letzten Tage nicht stören. So — jetzt kennen Sie mein Programm!"

„Und belächle es. Schimmel, Sie sind noch nicht einmal so alt wie ich und sind doch schon kindisch geworden, während ich noch recht gut weiß, was ich will und rede und tue."

„Meinen Sie?"

„Gewiß!" erklärte Leona mit wiedergewonnener Sicherheit. „Ein Beweis dafür ist, daß ich Ihnen nie etwas Schriftliches in die Hand gegeben habe, das mich verderben könnte."

„Meinen Sie?" höhnte er noch einmal.

„Ich habe jedes Wort, das ich Ihnen schrieb, wohl überlegt."

„Diese Überzeugung hatte ich schon längst," gab er zu.

„Nun also! — Und den Meißl kaufe ich mir einfach."

„Um ihn stumm zu machen?"

„Ja."

„Nun, selbst wenn er tot und im Grabe wäre, blieben Sie doch in meiner Gewalt. Also überlegen Sie nicht lange meine Werbung und geben Sie mir Ihr Jawort. Meinem Scharfsinn wird es schon gelingen, die etwaigen Folgen Ihrer Eigenmächtigkeiten von uns abzuwehren."

„Bauschen Sie nichts auf, Schimmel. Ach, wenn mich nichts anderes bedrückte, als diese Folgen! — Doch kommen wir zu Ende. Ich werde natürlich nicht Frau Doktor Schimmel, werde Ihnen aber selbstverständlich gern eine vernünftige Summe dafür zahlen, daß Sie sich von dieser Stunde an von mir trennen."

Schimmel lächelte nur. „Haben Sie denn wirklich

ganz und gar den dreißigsten September vergessen?" fragte er.

Einen Augenblick lang dachte sie nach, dann zuckte sie zusammen und senkte die Augen.

„Nun?" drängte er.

Da war sie schon wieder gefaßt. Trotzig ihn anblickend sagte sie leise, aber fest: „Nein, ich habe nicht vergessen, daß ich damals einen falschen Schwur leistete. Ich habe Ihnen das in meiner Aufregung dummerweise zugestanden, aber nur mündlich, nicht schriftlich. Sie können mich also auch damit zu nichts zwingen."

„Nun, meine Gnädige, diesen falschen Schwur kann ich Ihnen beweisen."

„Sie lügen!"

„Diesmal nicht."

„Niemals habe ich Ihnen darüber ein Wort geschrieben."

„Mir allerdings nicht, aber Ihrem edlen Söhnchen, diesem Erzlumpen."

Schimmel ärgerte sich sogleich über sich selbst. Ihrem geliebten Toten den Heiligenschein, den sie um ihn gewoben, herabzureißen — das hätte er sich für später aufheben sollen. Dann wunderte er sich, daß Leona diese Schmähungen so ohne jeden Widerspruch hinnahm.

Wohl war sie bleich geworden, aber über ihre bebenden Lippen kam kein Widerspruch.

Erst nach einer langen Pause fing sie wieder zu reden an und fragte heiser: „Wo haben Sie Ihren Beweis?"

Schimmel zog seine Brieftasche hervor und entnahm ihr ein Schreiben. „Ist das Ihre Schrift?" fragte er, ihr den Brief dicht vor die Augen haltend.

Sie nickte nur.

„Der Brief wurde Mitte Juni, genau eine Woche vor Roberts Tod, geschrieben," fuhr Schimmel fort. „Sie können also die Tatsache, die Sie darin breit und ausführlich erwähnen, am letzten September noch nicht so ganz vergessen haben, daß Sie ihr Gegenteil beschwören konnten. Soll ich Ihnen den Brief vorlesen?"

„Nein."

„Sie erinnern sich also an seinen Inhalt?"

„Ja."

„Daran, daß Sie schrieben —" Schimmel entfaltete nun doch den Brief und las die wichtige Stelle laut. „Die fünftausend Kronen, welche Du Ernst schuldest, wirst Du halt nach Deiner Hochzeit zahlen. Freilich brauchte Teck sie schon jetzt sehr notwendig, denn er hat Verluste gehabt; aber was kümmert schließlich das Dich! Mache Dir also darüber keine Gedanken. Diese fünftausend Kronen sollen keinen Schatten auf Dein Glück werfen."

Das las Schimmel laut vor.

„Das ist doch so deutlich als möglich?" sagte er dann lächelnd.

„So deutlich als möglich!" wiederholte Leona mechanisch.

„Soll ich Ihnen jetzt auch noch sagen, daß auf Meineid Zuchthaus steht?"

„Das hat mir schon damals Klemi gesagt," entgegnete Leona merkwürdig gefaßt.

Schimmel fing an, sich zu wundern. Sie sah jetzt ganz ruhig aus.

„Wie sind Sie eigentlich zu dem Briefe gekommen?" fragte sie.

„Ich habe ihn, als ich Ihren Sohn als Leiche fand, aus seinem Schreibtisch genommen."

„Also gestohlen!“

„Aber, meine Gnädige, was bedeuten für uns Worte?“

„Und ich kann den Brief nicht kaufen?“

„Den Preis kennen Sie ja schon.“

„Mein ganzes Vermögen?“

„Mit oder ohne Sie.“

„Also — mit mir!“

„Schön!“

Schimmels dunkles Gesicht glühte. Er war ja jetzt am Ziel seiner Wünsche angelangt. Endlich war er reich, sehr reich!

Über Leonas Züge zuckte es wie ein verhaltenes Lächeln.

Schimmel, der das wohl bemerkte, wurde zornig. „Wahrscheinlich sind Sie so heiter, weil Sie noch einen Mann kriegen!“ sagte er bissig.

Ihr Gesicht war jetzt ganz ruhig. „Nun, freiwillig heirate ich Sie ja nicht, aber wenn es nun schon sein muß, so müssen wir halt bis zu unserem Sterben vereint bleiben.“

„Jetzt werden Sie sentimental!“ spöttelte er, nach seinem Hute langend. „Da gehe ich lieber. Aber Abends bin ich wieder da. Wir wollen dann alles in Ordnung bringen, und ich hoffe, daß Sie mir auch ein feines Verlobungsmahl vorsetzen. Ihre Rosi kocht ja nicht schlecht, und Tante Lauren hat uns ja manchen guten Tropfen übrig gelassen.“

Leona nickte. „Wann darf ich Sie erwarten?“ fragte sie.

„Um sieben Uhr.“

„Gut. Wir werden also um sieben Uhr zusammen speisen.“

„Und dann das Geschäftliche besorgen.“

—

„Gewiß. Dann werden wir das Geschäft zum Abschluß bringen.“

Er ging. Sie hatten einander nicht die Hände gereicht, Leona hatte sich auch nicht erhoben; sie schaute ihm nicht einmal nach.

Eine gute Weile war ihr Blick ins Leere gerichtet, dann blieb er auf einem Photographieständer haften, der etwa ein Dutzend Bilder verschiedenen Formates und verschiedener Größe enthielt. Nur die Person, welche auf diesen Bildern dargestellt war, blieb immer dieselbe: ein schöner junger Offizier in allerlei Stellungen.

Langsam schob Frau v. Lassot den Bilderständer zu sich heran. „Also meiner Figur und meiner Manieren hast du dich geschämt!“ sagte sie leise. „Mein einsames Leben da draußen war dein Werk, und nie, nie hätte ich bei dir leben dürfen! Verunziert hätte ich dein Heim!“

Ihre Stimme brach. Wie in einem Wahnsinnsanfall sprang sie auf, riß die Bilder aus dem Halter, lief damit zu dem Ofen und warf sie gellend auflachend eines nach dem anderen in das Feuer.

Und als das letzte zu Asche geworden war, sagte sie laut und hart: „Jetzt liegt alles hinter mir. Jetzt besitze ich gar nichts mehr!“

Mühsam richtete sie sich auf, aber dann ging sie festen Schrittes zur Klingel und drückte auf den Taster.

Lotti war sofort da.

„Schicken Sie mir die Rosi herein!“ befahl Leona.

Als die Köchin kam, saß Frau v. Lassot an ihrem Schreibtisch. Vor ihr lag ein Notizblatt, in der Hand hielt sie einen Bleistift.

„Ich habe Doktor Schimmel für heute abend zu

Tisch gebeten," sagte sie, „und ich will mit dem Essen Ehre einlegen. Um sieben Uhr wollen wir speisen."

„Was befehlen gnädige Frau?" fragte Rosi.

„Diesmal sollen Sie das Menü selbst machen und alles allein besorgen. Zu sparen brauchen Sie nicht. Aber alles muß tadellos sein. Ich weiß, ich kann mich auf Sie verlassen."

(Fortsetzung folgt.)





Spuk.

Erzählung von Karl Rosner.

Mit Illustrationen von Richard Mahn.



Wir sprachen wieder einmal von unerklärten Dingen, von Tatsachen, vor denen wir mit aller unserer Weisheit, mit unserem Wissen und mit unserem Skeptizismus ratlos und fragend stehen. Da trat die Erinnerung an ein längst verflossenes Erlebnis wiederum scharf, erschütternd vor mich hin. Als junger Mensch habe ich diese Vorgänge miterlebt — zwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Und doch, auch heute kann ich noch nicht ohne Grauen, ohne ein ungestilltes, bohrendes Entsetzen ihrer gedenken.

Dreiundzwanzig Jahre war ich damals alt, und die anderen, die mit bei der Partie waren, hatten etwa das gleiche Alter. In meinen Münchner Zeiten war es, und wir alle arbeiteten bei dem Professor Hartmann, der eine Meisterklasse für Skulptur an der Akademie leitete. Als Weihnachten 1887 herangekommen war, haben die meisten ihre angefangenen Arbeiten im Atelier in nasse Tücher eingeschlagen, dem Diener aufgetragen, daß er den Ton gut feucht halte, und sind zu ihren Angehörigen gefahren. Aber ein Teil von uns ist doch zurückgeblieben, obwohl wir keinen rechten Anschluß in München hatten. Dem einen war das

Geld zur Reise ausgegangen, dem anderen war die Fahrt zu weit, der dritte hatte auch in seiner Heimat keinen Christbaum zu erwarten — wie das nun eben ist. Und weil wir doch die Festtage und die darauffolgende Freizeit nicht völlig freudlos verbringen wollten, beschlossen wir zu fünf, uns eine Winterfahrt ins Hochgebirg zu leisten. Bis Partenkirchen mit der Bahn — das kostete nicht viel — dann zum Eibsee, wo wir unseren Heiligabend feiern wollten, weiter zu Fuß nach Mittenwald und dann nach Seefeld in Tirol. Von dort aus sollte es dann noch nach Zirl und nach Innsbruck gehen, und mit der Bahn dann wiederum zurück. — Das war der Plan, und alles das wollten wir zwanglos, ungebunden und als frohe und genießende junge Menschen erleben, die heute rasten, wo es sie zum Rasten lädt, und morgen einen Haken schlagen abseits von dem bestimmten Wege, weil dort ein Gipfel oder eine eingeschneite Alm — ein alter Kirchturm oder eine Laune sie dazu verlockt.

In den ersten Tagen war auch alles glatt und gut gegangen. Wir hatten frisch und wohlbehalten die Fahrt gemacht und hatten dann in der bekannten Wirtschaft am Eibsee bei reichlich starkem Grog und bei froher Stimmung ein Weihnachtsfest gefeiert, das mir unvergeßlich ist. Der Grog war gut — ich sehe noch, wie unser armer Karl Leistow, der schmächtige, ein wenig exaltierte norddeutsche Junge, uns seinen steifen Lieblingstrank nach allen Regeln braute. Damals hat keiner unter uns geahnt, wie furchtbar unsere vergnügte Winterfahrt zu Ende gehen sollte.

Wir hatten dann ohne Übereilung und mit manchem Seitensprung unseren Plan bis ins Tirol hinüber durchgeführt, und bis auf einen Riesenschnupfen, den ich

mir erworben hatte, bis auf einen unrettbar zerrissenen Hosenboden, den sich Freund Le Soudier bei dem Versuch, über ein Schneefeld „abzufahren", holte, und ein paar Frostbeulen an unseren Füßen war alles gut und heil. Und eine übermütige Freude, ein Überschuß an Kraft und Lust war in der wunderbaren weiten Schönheit der Natur, in dieser herben Freiheit über uns gekommen, wie kleine Jungen tollten wir manchmal — namentlich einer, den wir neidlos als den Begabtesten erkannten, ein junger Wiener, Max Reske hieß er.

Unweit von Seefeld kamen wir in einen Schneesturm. Das Wehen war so stark, daß wir einander kaum auf wenige Schritte weit erkannten, und es wuchs mit jeder Viertelstunde, die wir uns weiter durch dieses Stöbern quälten. Das Übelste dabei war, daß wir nicht wußten, ob wir noch den rechten Weg verfolgten, bis uns dann klar wurde, daß wir uns sicherlich verlaufen hatten, denn jetzt führte der Weg bergan und zog längs eines schmalen, in tiefer Rinne niederbrausenden Gebirgswassers durch Hochwald dahin.

Spät Nachmittag war es, als wir müde, durchnäßt bis auf die Haut und hungrig wie die Wölfe endlich zu einer kleinen Ortschaft von etwa einem halben Dutzend Dächern kamen. Unsagbar ärmlich und verkommen schienen diese in das unwirtliche Gelände eingestreuten Höfe, und wie die runsenübersäten Berge hier eng und schattend aneinandertraten, bekam das ganze Tal, bekamen diese wenigen, ohne Zusammenhang an jähe Hänge und an Felsentrümmer angebauten Häuser etwas Düsteres und Beklemmendes. Das alles aber kam uns bei dem ersten Anblick nicht recht zum Bewußtsein, denn unsere Stimmung war für malerische Eindrücke in dieser Stunde nicht mehr zu haben, und

immerhin war das ja eine Unterkunft, was uns da winkte. Gleich bei dem ersten Hause fragten wir, wo wir im Dorfe etwas zu essen bekommen, und wo wir übernachten könnten.

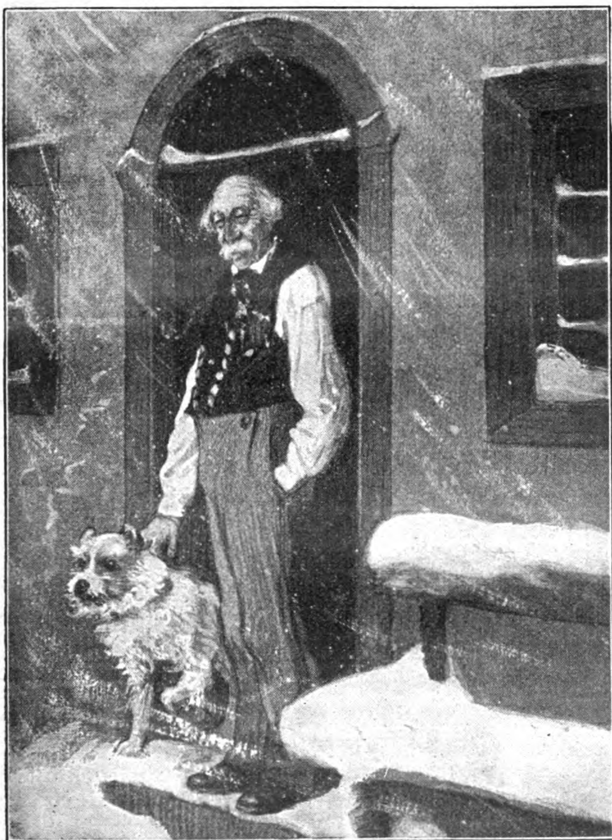
Die junge Bäuerin, die in die Tür getreten war, schien unschlüssig und zögerte. Dann meinte sie: „A Nachtmahl — ja, dös werd's scho' krieg'n drüben im alten Bräuhaus —" und sie wies mit der Hand nach einem breiten, schlecht gehaltenen Ziegelbau, der etwa tausend Schritte weit entfernt zwischen verschneitem Buschwerk und alten eisbehangenen Föhrenstämmen dicht an dem Abhange des Wassers stand. „Aber a Liegstatt — —?" Ein seltsam zurückhaltendes Achselzucken — sie schlug ein Kreuz über Stirn, Mund und Brust, sah mißtrauisch von einem zum anderen über uns hin — und schwieg. „Müaßt's halt schau'n — vielleicht, daß der Emeseder was machen kann," sagte sie dann nach einer Weile.

Wir dankten und stapften weiter durch das Wehen dem alten Bräuhause zu. Als wir in den verschneiten Hof des halbzerfallenen Mauerwerkes traten, sprang uns ein Hund mit wütendem Gekläffe an — ein dürres, fahlfarbiges Tier, halb Spitz, halb Schäferhund, mit gelben Augen, die von Zorn und Bösartigkeit sprühten. Kaum erwehren konnten wir uns dieses bösen Köters, und erst als eine brüchige Greisenstimme ihn mehrmals rief, ließ er von uns und zog sich knurrend, zähnefletschend zu seinem Herrn zurück, der jetzt in der Tür des Hauses erschienen war.

Wir fragten, ob wir recht wären beim Emeseder.

Der alte Mann nickte mit seinem kleinen glatten Vogelkopf, blieb aber ruhig in der Tür stehen, sah mit den hellen Augen, unter denen die welk hängenden Lider einen schmalen roten Streifen sehen ließen, auf

mich, der ich das Wort führte, und kraute mit der knochig schweren Hand das Fell des Hundes.



Ich fragte weiter, ob er für uns etwas zu essen hätte.

„Wohl — wohl!"

Ob wir bei ihm über Nacht bleiben könnten.

Jetzt strich er sich langsam über den kahlen Schädel und schaute zählend über uns hin. „Alle miteinander?“ fragte er dann.

„Natürlich.“

Da schüttelte er den Kopf. „Dös wird net gehn —“

„Warum nicht?“

„Weil der Platz net reicht in meiner Stuben — und drüben im Heu“ — er wies mit einer deutenden Bewegung des spitzen, schlechtrasierten Kinns über den Hof nach einem gemauerten Stadel — „da werd's net bleiben wollen. — Oder 'leicht epper do' —?“

Na — jedenfalls wollten wir erst unseren Hunger stillen und für den Augenblick geborgen sein vor diesem Sturmwetter und Wehen. Wir traten also ein und machten es uns in der niedrigen Stube bequem, so gut das gehen wollte, während der Hund uns unter einer Bank hervor mißtrauisch knurrend beobachtete, und der Emeseder in der kleinen, an die Stube angrenzenden Küche einen fetten Schmarren bereitete. Die Rucksäcke wurden aufgemacht, trockene Strümpfe angezogen, die Lodenmäntel an den Sparren rings um den Ofen aufgehängt. Als der dürre Alte dann mit der großen, gutgefüllten Pfanne und einem Krug Tiroler Wein wieder zu uns herüberkam, waren wir alle schon so ziemlich in Ordnung und hatten's uns um den Tisch im Herrgottswinkel bequem gemacht.

Nur zähe und langsam ging das Gespräch, während wir aßen, denn unser rechtschaffener Hunger wollte erst befriedigt sein. Nur das erfuhren wir zwischen dem Klappern unserer Löffel, und während wir uns aus der Pfanne die fetten Brocken fischten, daß wir wohl um zwei Wegstunden von Seefeld abgekommen waren, und daß es hier, wo wir die Unterkunft gefunden hatten, „auf dem Lahnkar“ hieß.

Auf dem Lahnkar? Der seltsame Name, den wir nie vorher gehört hatten, war einem von uns aufgefallen. Und da erzählte dann der Emeseder, während das Klappern unserer Löffel stiller wurde, und während wir die kleinen dickwandigen Gläser aus dem Kruge füllten, daß hier früher einmal — vor hundert Jahren oder länger noch — ein wohlhabender Ort gestanden hatte, in dem die Paßgänger, die von Tirol ins Bayrische hinüberwanderten, und solche, die aus Bayern nach dem Süden zogen, Einkehr hielten und manchen Taler springen ließen. Damals wäre auch hier auf der Stelle dieses jetzt halbzerfallenen Hofes das Bräuhaus noch betrieben worden, und der Besitzer — Alois Roitner hatte er sich geschrieben, und der Emeseder schlug ein Kreuz, wie er den Namen nannte — wäre einer der reichsten Burschen in der ganzen Gegend gewesen. Und ohne Frau wäre er noch gewesen, als ihm der Vater starb, und wüst hätte er's dann getrieben, und nichts wäre ihm zu teuer gewesen und nichts zu gut. Nicht nur das Bräuhaus hätte damals ihm gehört mitsamt der Wirtschaft, auch Almland hätte er besessen und Wald, den schönsten Hochwald, der dort oben stand, wo jetzt die Bahn der Lahn*) herunterlief.

Der Emeseder zog den kahlen Vogelkopf in die Schultern und schaute zwinkernd durch die trüben Scheiben des kleinen Fensters in den Hof hinaus, in dem das Dämmerlicht ein dunkles Blau über die eingeschneiten Formen goß. Und wie ein Lauschen lag es dabei in seinen hageren Zügen. Er schwieg und schüttelte den Kopf, als wir ihn mahnten, weiterzusprechen. Er schien mit einem Male zu bereuen, daß er uns überhaupt von diesen Dingen gesprochen hatte.

*) Lawine.

„Ma red't am besten gar net davon," meinte er dann. „Gibt eh nur wieder schlimme Nächt', wann ma von seine Sünden red't."

„Von wessen Sünden denn?" fragte Karl Leistow.

„No, von dem Roitner seine halt. — — Wissen S', dös mag er net."

„Der Roitner?"

„Ja."

„Aber der muß doch längst schon tot sein und vermodert!"

Der Emeseder fuhr sich über seinen glatten Schädel: „Tot und tot, da wird's wohl a mehrerlei geben! Freili — eingraben is er, und was seine Beiner sind, da wird's net viel mehr übrig haben, aber —" Er stockte.

„Aber?"

„Geistern tuat er!"

„Und das glauben Sie?"

„Freili glaub' i's."

Ein paar Augenblicke war es still, wir wußten nicht recht, ob wir lachen sollten, oder was wir dem Alten darauf sagen konnten. Der aber saß ganz ernst, nickte nur leise und kraute mit der knochigen, schwer niederhängenden Hand das struppige Fell des Hundes.

Endlich fragte einer mit einer Stimme, die überlegen klang und doch auf das Gerede unseres Wirtes einzugehen schien: „Woher wissen Sie denn, daß dieser Roitner umgeht? Ich meine: haben Sie den Geist denn schon gesehen?"

„G'sehn? Na, da soll der Herrgott mich behüten!"

„Sieht das Gespenst denn gar so furchtbar aus?"

Der Emeseder blickte den Sprecher geringschätzig an. „Lieber Herr, wia er ausschaugt, dös hat no neamand net verzählt. Net von die ersten einer, die

verruckt 'worden sein danach, und net der Innsbrucker Herr, der vor zwanzig Jahr' da oben g'schlaf'n hat in der Stub'n, und net der junge Hochwürden, der vor neun Jahr' allerweil g'red't hat gegen Aberglauben, dann a Nacht hat droben wachen wollen. Den einen haben wir am andern Tag in Krämpf' g'funden — und ka vernünftigs Wörtl hat er reden können — und der Hochwürden, der hat allerweil g'schrien und bet' und ist völlig verkehrt g'wesen. Acht Täg' danach haben s' ihn dann auch ins Narrenhaus g'führt. Und so geht's jedem, der da oben nächten wollt'."

Wieder Schweigen — und ich muß sagen, die überzeugte, eindringliche Art, in der unser Wirt gesprochen hatte, ging nicht ganz eindruckslos an mir vorüber. Etwas wie Gruseln vor den Dingen, die ich hörte, oder vor dem unheimlichen Erzähler, der sie sprach — ich hätte das nicht sagen können, was da in mir die Übermacht gewann. Aber eine mir sonst ganz fremde, zitternde Erregtheit ging mir durch die Glieder, als ich fragte: „Ist das eine Stube hier im Hause, in der dieser Geist umgeht?"

Mit einer Kopfbewegung und jenem Deuten seines spitzen Kinns, das mir schon früher an ihm aufgefallen war, wies er über sich zur Decke. „Da oben is — grad' über uns — da können S' ihn in mancher Nacht umananderschleichen und kreisten hör'n — und dös war immer so, dös hat mei Vatter selig schon net anders 'kennt."

Der Hund neben dem Alten begann unruhig seinen Kopf zu heben und leise zu winseln. Da stand der Emeseder auf und schritt im Dunkel, das hereingebrochen war und seine Schatten immer dichter um die Dinge spann, hinüber nach der Küche. Dort hörten wir ihn bald an dem Herde schaffen.

Ein paar Sekunden lang war es noch still an unserem Tisch. Dann aber griff Max Reske, der junge Wiener, nach seinem Glas und hob es hoch. Ein frohes Lachen lag in seiner Stimme, als er dann leise, damit der Alte es nicht hören möchte, sagte: „Kinder, dös is a Hetz! Das Zimmerl, das müssen wir uns nach'er anschau'n! Ein Spukhaus und ein echter Geist mit allem Zubehör — Sakra — so was hab' ich mir scho' lang amal gewunschen!"

Und jetzt zerstob mit diesem lustigen Lachen, das in der Stimme des Reske aufgeflogen war, mit einem Male der Bann, der mich und neben mir den Le Soudier, den Leistow und den kleinen schweigsamen Hans Jörn aus Kiel ergriffen hatte. Erst als der Emeseder, eine große Stalllaterne in der Hand, wiederum aus der Küche trat, wurde es still. Er stellte die Laterne auf den Tisch, und als er sah, daß in dem Kruge der Wein zur Neige ging, ging er und füllte ihn noch einmal auf. Jetzt klangen unsere Gläser aneinander.

„Prost, Emeseder!"

Der Alte nickte.

„Wollen Sie nicht ein Glas mit uns trinken?"

Da holte er sich ein Glas und tat Bescheid.

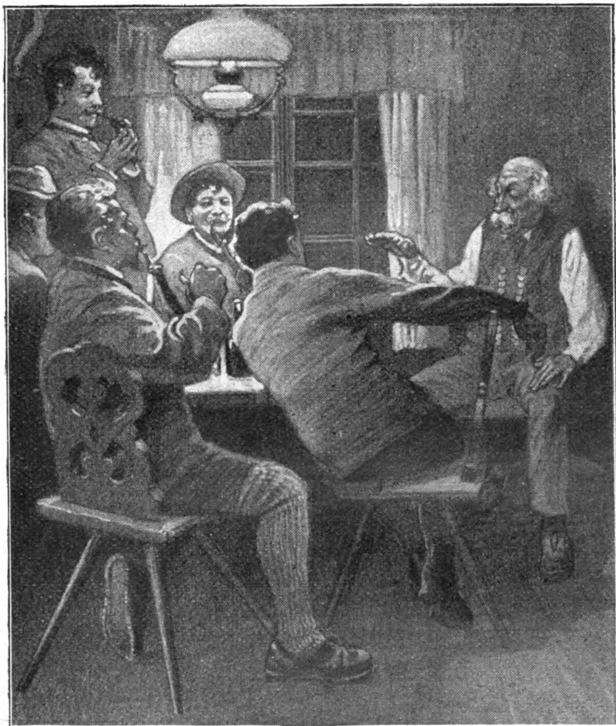
Und Reske fragte: „Also, wie war denn die G'schicht' mit Ihrem Alois Roitner — ich mein', mit was hat er sich's denn so bös verschütt' beim Herrgott, daß er jetzt geistern muß?"

Da setzte der Emeseder sein Glas, das er noch hielt, scharf auf den Tisch und hob wie warnend die Hand.

„Na, na — wie i schon sag' — ma red't am besten gar net davon."

Es brauchte manches zuredende Wort und manches weitere Glas Wein, um ihn zur Fortsetzung seiner Erzählung zu bewegen.

Und dann hörten wir eine jener halb sagenhaften, halb vielleicht auch wahren Geschichten, wie sie auf dem Tiroler und dem Schweizer Boden sich vielerorts



und immer wieder als weiterspinnende Erinnerung an furchtbare Naturereignisse vergangener Tage ranken.

Auf dem Totenbette hätte sich der alte Roitner von seinem Buben in die Hand hinein schwören lassen, daß der nie mit der Axt an den alten Hochwald über dem Ort oben kommen würde, weil dieser Wald im Winter

als ein Schneefang zwischen den Bergen und dem Dorfe stand, und weil es hieß, daß mit dem Fall des Waldes Elend und Unglück über den ganzen Ort hereinbrechen müsse. Und der Sohn hätte dem Vater das auch zugeschworen und hätte dann dem Toten doch den Schwur gebrochen. Denn als er alles Geld, das in den Truhen war, verjubelt hatte und neues brauchte, und als ein Innsbrucker Bauherr ihm ein Gebot auf diesen Hochwald machte, da schlug er ein. Erst als die Leute auf den anderen Höfen das erfuhren, war große Aufregung im ganzen Ort, denn jeder dachte an die Überlieferung, die sich an die Vernichtung dieses Hochwaldes knüpfte. Dann aber wurde doch beinahe zwei Jahre lang ununterbrochen abgeholzt und abgefahren, und alles blieb in dieser Zeit im Dorf beim alten, und nichts Erschredliches geschah. Vielfach begann man schon über die abergläubische Angst zu lächeln und zu spotten, mit der man dem Anrücken der Holzarbeiter und dem Fall der ersten alten Stämme entgegengesehen hatte. Und wenn die Arbeiter jetzt des Sonntags ins Dorf herunterkamen, dann ging es in dem Bräuhause hoch her; dann gab es Tanz und lustige Musik, und lachend rief der Roitner mehr als einmal, daß er den Schwur am Totenbette seines Vaters überhaupt nicht gebrochen hätte — denn er selber hätte nicht einen Baum geschlagen; die mit der Axt gekommen wären, das wären eben andere gewesen.

So kam der zweite Winter, und da gab's Schnee, so viel, daß die Arbeiter oben wochenlang nicht herunter konnten, und daß die Türen an den Häusern des Morgens nicht aufgemacht werden konnten, weil in der Nacht der Schnee mannshoch davor gewachsen war. Und wie das Frühjahr kommen wollte, und oben auf den Bergen die weißen Felder tauten, und als es wie

aus Böllern über dem Ort da oben knallte, und dann die ersten Lahnen niederfuhren und breite Bahnen über Almland, Feld und Wiesen zogen, da merkten es die Leute erst, was sie an diesem Hochwald, der gefallen war, für einen Schutz und Schild besessen hatten. Angst und Sorge kam über sie, und alle alten Prophezeiungen standen mit einem Male wieder lebendig auf. Noch waren nicht die großen Lahnen abgegangen, und mit jedem warmen Tag, der an den Eisbergen da oben rührte, daß sie sich stöhnend regten und die bisher festgebannten Kräfte fühlten, wurden die Menschen unten in dem Dorf ängstlicher und sorgenvoller.

Und dann war wiederum ein Sonntag. Am frühen Morgen war der Pfarrer aus Seefeld im Ort gewesen und hatte in der Kapelle die Messe gelesen. Zu Hunderten waren die Leute in dem kleinen Gotteshause, denn das Beten und Bitten war ihnen in den schweren Wochen mit einem Male wiederum in den Herzen gewachsen. Und viele hatten an dem Tag das Abendmahl genommen — auch der Roitner — und er hatte doch vorher nicht gebeichtet, was alle wußten, und was er doch nicht als Sünde wollte gelten lassen, daß er dem toten Vater diesen letzten Schwur gebrochen hatte.

Wie sie dann aber aus der Kirche traten, da war mit einem Male ein Flimmern in der Luft, wie man es nie vorher gesehen hatte, und durch das Zittern, Flirren und Geglitzer liefen Töne nieder, die wie das Ächzen unbekannter Kräfte waren. Niemand von all den Menschen wußte, was das war, und alle fühlten doch, daß jetzt etwas Furchtbares geschehen würde, und sanken in die Knie und waren bleich bis in die Lippen und stammelten Gebete mit verzerrtem Mund, riefen

irre Worte und griffen in die Luft mit seltsamen, sinnlosen Gebärden.

Nur der Roitner, der wollte dieser Angst, die all die anderen beinah erstickte, nicht unterliegen und warf den Kopf zurück und wollte lachen: „Ihr Leut', so nehmt doch nur Vernunft —"

Aber da erstarb ihm schon das Wort im Mund. Und einer aus der Menge, der die Arme wild vorgeworfen hatte und ins Weite starrte nach etwas Fernem, Wachsendem, schrie auf: „Die Lahn! Ihr Leut' — die Lahn — —!"

Kein Wort mehr — nur die Hunderte von Augen in starrem Grauen nach dem einen Ziel gerichtet.

Und dann ein Sausen und ein Krachen, ein Donnern, Dröhnen, Niederbrechen und Zerstampfen, als wollten all die weißen Firnen bersten, die da oben ihre Zinken reckten. Und sie stürzten sich herunter auf das Dorf in seinem Kessel.

Ein Riese, der Vernichtung sät auf seinem trunkenen Weg, so war der weiße Tod herabgestiegen.

An sechzig Höfe waren in dem Eisregen und Steinhagel der Lahn begraben, an hundert Tote lagen unter ihr, und wüst, vernichtet lag für alle Zeiten, was früher blühend und voll Leben war.

Das Furchtbare, das sich im Mund der Leute an den Fall des Hochwaldes geknüpft hatte, war eingetroffen. Den Roitner aber, der so ungebeugt unter den Knieenden gestanden hatte, den hatte der Teufel selber durch die Luft geführt. Alle hatten das gesehen, und alle, die das Ungeheuerliche überlebten, sagten das gleichermaßen aus.

Noch ehe alles in dem Schutt und Hagel niederbrach, war es in rasendem Gestöber von Eiskristallen und von Schnee herangesaust und hatte ihn ergriffen

und hinausgeschleudert in den Raum. Wohl eine halbe Wegstunde von hier hatte man Wochen später seinen Leichnam gefunden, grauenhaft anzusehen, wüst verstümmelt, das Gesicht im Nacken.

Ja — hundert Jahre oder länger noch war das jetzt her, daß aus der Ortschaft ein Steinkar geworden, auf dem die Lahnen Jahr für Jahr im Frühling niederfuhren.

Das ungefähr hat uns der Emeseder damals an dem Abend im alten Bräuhaus bei dem dünnen Schimmer der Stalllaterne erzählt. Nicht in einem Zuge, sondern langsam, immer wieder sinnend und sich besinnend, und aufhorchend und lauschend, wenn dieser gelbe dürre Köter neben ihm die Nase hob und schnuppernd seine Zähne bleckte und langgezogen heulte.

Jetzt schwieg der Alte still.

Einer von uns fragte: „Und wie ist das? Als Strafe, weil er seinen Schwur gebrochen und weil er unwürdig das Abendmahl genommen hat, darum muß er umgehen?"

„Das ist jetzt so, seit die Leut' denken. Glei' damals, wie s' das Bräuhaus wieder haben ausbessern mög'n, is scho' der Roitner in der Nacht mit seinem Tappen und mit seinem Kreisten dag'wesen. Da hab'n sie's nachher alles g'lassen so, wie's war. — Und was mei' Ahnl war, der hat den Hof — was heut no' steht davon — von der G'mein' 'kauft, und dem hat er nix g'macht, der Roitner, weil der ihm alle Jahr' a Seelenamt hat lesen lassen drunt' in Seefeld."

„Und wie war's dann mit Ihrem Vater und mit Ihnen?"

„Uns hat er a schon 'kennt, der Roitner. Mir tuat er nix — na. I trag' a g'weihtes Kreuzl unterm Hemmerd."

„Und in der Nacht?“

Der Emeseder wischte mit der harten Hand über das angerußte Glas der Laterne. „In der Nacht — ah na — da dürft's schon kei' Sorg' net haben. Mei' Stub'n is herunt', die sein' is droben. Halt daß ma 'n umananderschleichen hört und kreisten.“

Wieder war der Krug mit dem Tiroler leer geworden, und wieder mußte unser Wirt nach neuem Stoff gehen. Er nahm die Laterne mit, und wir saßen allein im Dunkel, aus dem sich nur das rote Glimmen unserer kurzen Pfeifen hob, und in dem kleinen Rahmen des Fensters ein düsterblaues dämmervolles Viereck — die schneebedeckten Dinge in dem Hofe.

Eine wohlige Wärme war nach der Anstrengung des Marsches durch das Schneegestöber jetzt in uns, eine Zufriedenheit mit allen Dingen, durch die leise nur, kaum merklich, etwas Erregendes und Vibrierendes zog — ein halb ungläubig empfundenes Gruseln.

Und dann in diese Stille und dieses Dunkel hinein mit einem Male ein Tappen, wie wenn jemand leise mit bloßen Füßen über Dielen schritte, und dabei aus dem wesenlosen Dunkel ein Stöhnen — —

Ich fühle heute noch, wie es mir kalt den Rücken niederfuhr. Mit einem Rucke richtete ich mich gerader auf der Bank und sah zugleich, wie sich auch die Umrisse meiner Freunde strafften.

Wortlos starrten wir in den Raum und horchten. Aber bei allem Drang, das Dunkel zu durchdringen, sah ich doch nur ein dicht geballtes Schwarz, und hörte ich nur die hell und heiß pochenden Schläge meines Herzens und das Hämmern meiner Pulse.

Doch jetzt ein Lachen, laut, aber noch zitternd in verklingender Erregung, und Reske rief: „Der Hund! Zum Teufel, sind wir alle denn verrückt geworden! Der Hund!“

Und jetzt erkannten wir im düsterblauen Schein, der durch das kleine Fenserviereck fiel, den gelben dürren Köter, der durch die Stube schlich und mit gehobener Nase leise heulte.

Da griff Karl Leistow rasch nach seinem Glas, in dem ein Rest Wein war, und hob es hoch, als wollte er nach oben, nach der Decke grüßen, und rief mit Lachen: „Prosit, Herr Alois Roitner!"

Er trank, und noch ein paar von unseren Gläsern wurden aufgehoben. Doch als er dann sein Glas — vielleicht ein wenig allzu fest — wiederum niederstellte, da blieben ihm die Scherben in den Händen.

Der Emeseder hatte wiederum das Licht und einen vollen Krug gebracht. Auch ein neues Glas für Karl Leistow, der jetzt auffallend still und mit gefurchter Stirne saß, holte er noch herbei. Dann aber wollte er zur Ruhe gehen und uns allein lassen. Er wollte in sein Bett, der alte Mann war müde. So zeigte er uns denn von der Tür aus den Weg zum Heustadel hinüber, in dem wir schlafen konnten, wenn es uns in der Stube zu eng war, schärfte uns nochmals ein, daß wir keine Angst zu haben brauchten, falls wir über uns etwas hörten, und zog sich mit dem gelben Köter in die kleine Küche zurück, deren Tür er dann von innen schloß.

Bei uns aber ging jetzt das Trinken erst richtig weiter seinen Gang. Was wir gehört hatten, und was da eben an jäher und geheimnisvoller Angst in uns gezittert und sich offenbart hatte, das gärte noch in unserem Hirn und wollte nicht zur Ruhe kommen. Wir schämten uns des Schreckens, der auf uns hereingefallen war, und konnten trotz alles Spöttelns die peinliche Erinnerung doch nicht verwischen. Namentlich Leistow schien mehr noch als wir anderen unter

diesem Unbehagen zu leiden. Seine stille Versunkenheit von vorhin war jetzt einem erregten lauten Wesen gewichen, er trank schnell und sprach laut und ein wenig prahlerisch davon, daß er uns allen zeigen werde, daß er kein Hasenfuß und Feigling wäre.

Ich suchte ihn zu beschwichtigen. „Aber Junge, so etwas hat doch hier kein Mensch behauptet!“

„So? Und eure Gesichter, wie mir das Glas zerbrochen war?! Gerade, als ob ihr sagen wolltet: Nu hält er den Mund und sitzt verdonnert da! Aber da irrt ihr euch! Hat mich gar nicht berührt — war überhaupt ein dummer Zufall, gar nichts weiter!“

„Natürlich war's ein Zufall. Ich verstehe nur nicht ganz, warum du dich darüber so ereiferst.“

Aber da fiel, ehe Leistow noch eine Antwort sagen konnte, Max Reske gutmütig spottend ein: „Warum? Weil ihm die Geschicht' mit dem zerbrochenen Glaserl halt doch ein bisserl in den Knochen sitzt. Gelt, Freunderl, i kenn' mi aus?“ wandte er sich direkt an Leistow. „Mit dem Herrn Roitner, der da oben umananderspukt, möchtst nix zu tun hab'n?“

„Blödsinn!“ Ganz zornig war das hervorgestoßen, und die schlanken, nervösen Finger zuckten dabei auf dem Tische.

„Aber recht hab' i doch!“ Wieder der leise, gutmütige Spott in der Stimme des Reske und in seinen Augen dieses ironische Lächeln.

„Soll das heißen, daß ich Furcht hätte?“

„Furcht? Na — sagen wir: so ganz geheuer ist dir halt nicht zu Mut!“ Und wie er sah, daß der andere ganz bleich war, suchte er noch weiter einzulenken. „Lieber Gott, was is denn da dabei — wie i a kleiner Bub' war, hab' i mi vor jedem dunklen Zimmer g'fürcht'.“

Aber da war der Karl Leistow auch schon aufgestanden und hatte sich von seinem Platz hinter dem Tische vorgeschoben und dem Max Reske seine Rechte hingestreckt. Und wie jetzt der verwundert und nicht recht verstehend, was kommen sollte, die Hand annahm, hielt Leistow ihn mit festem Griff und stieß hervor: „Da — mein Wort darauf, daß ich noch heute die Nacht da oben schlafe!*) Dann wirst du's wohl glauben, daß ich mich den Kuckuck kehre an dieses Blech. Und wer dann noch etwas wie Furcht und Feigheit von mir sagt —" seine Augen blitzten auf in dem bleichen Gesicht, und seine Kehle schluckte erregt.

Wieder suchte ich ihn zu beruhigen, aber nur mit Mühe gelang es mir, die beiden auseinanderzubringen, denn Reskes Art, die scheinbar nachgiebig die ganze Sache ins Harmlose zog, reizte den anderen stets aufs neue.

Der ganze Rest des Abends war uns verdorben durch den Zwischenfall, und was noch nie geschehen war während der Tage unserer gemeinsamen Partie — es blieb etwas wie Ärger und Verstimmung zwischen uns. Das wich nicht trotz der reichlich großen Menge von Wein, die wir noch durch die Kehle fließen ließen, und fand in Leistows finsterem Gesicht und in der übertrieben redseligen Fröhlichkeit des Reske immer wieder neue Nahrung.

Früher als sonst machten wir uns daran, uns für die Nacht zu richten. Mein Vorschlag, um die Schlafplätze zu losen — zwei Mann konnten in der warmen Stube bleiben, drei mußten in das Heu hinüber — fand Annahme von noch drei Stimmen. Nur Karl Leistow blieb verbissen bei dem Vorhaben, daß er da oben in der leeren Stube schlafen werde.

---

*) Siehe das Titelbild.

Das Los verdammte mich und unseren kleinen schweigsamen Hans Jörn aus Kiel zum Nächtigen im Heu und wies dem Le Soudier und Max Reske die beiden Bänke in der Stube als Lagerstätten zu. Als ich mich nach Verabschiedung von den Zurückbleibenden mit Jörn auf den Weg nach dem Heustadel machen wollte und in den Flur hinaustrat, sah ich da die schmale leiterartige Treppe, die zu der oberen Stube führte. Die Neugier, einen Blick in den geheimnisvollen Raum zu tun, war rege, und während Jörn vorausging über den Hof, stieg ich mit dem brennenden Wachslichte die knarrenden Stufen hinauf. Oben, dicht neben der schmalen Plattform, lag die Tür — man konnte sehen, daß die Stube früher an andere Räume grenzen mochte, und daß der Zugang aus dem Flur erst später angelegt worden war.

Als ich den rostigen Schlüssel in dem Schlosse drehte, kam doch ein Zögern über mich. Dann überwand ich das und stieß die Tür auf.

Der muffige Geruch des lange Zeit hindurch verschlossen gehaltenen ungelüfteten Raumes schlug mir entgegen, und das kleine Licht in meiner Hand begann zu flackern.

Als sich das Flämmchen wiederum beruhigt hatte, übersah ich die Stube. Besonders unheimlich schien sie mir nicht zu sein. Eigentlich war ich sogar in meinen Erwartungen getäuscht. Ich hatte gedacht, einen völlig leeren Raum zu finden, und sah hier immerhin eine mit ein paar Möbelstücken besetzte Stube, der freilich alle Zeichen der Verlassenheit und des Unbewohntseins ein auffallend düsteres Gepräge gaben. Die Wände waren schadhaft, und von der Decke, aus deren Mitte eine holzgeschnitzte Taube niederhing, war der Kalk an vielen Stellen in großen

Stücken abgebröckelt. Holzsparren und Rohrwerk drängten durch die Löcher. Staub lag in dicker Schicht auf dem Tische, der neben einer Bank und einem völlig mürben Lehnstuhle im Hintergrunde stand, und auf der schweren Bettstatt, die nur einen zerrissenen, vielleicht von Mäusen angefressenen Strohsack als Inhalt zeigte. Denn daß es Mäuse hier heroben gab, das zeigten diese kreuz und quer verlaufenden feinen Spuren, die durch den Staub der Dielen liefen. Und Spinnweben hingen in langen wolligen Fäden, die jetzt in sachten Pendeln schwangen, von oben nieder und spannten sich als graue Netze im Fenstersimse um die Ecken und zogen ihre Schirme zwischen den Kanten des Tisches.

Besonders lockend war es keinesfalls, hier oben eine Nacht zu bleiben. Wenn auch nicht grauenvoll, so schien mir doch die Spukstube in hohem Grade unbehaglich — ich wollte zehnmal lieber drüben im Heu als hier oben meine Nacht verbringen. Und wenn nichts weiter, konnte sich der gute Leistow in diesem kalten, dumpfen Raum zum wenigsten eine Erkältung holen.

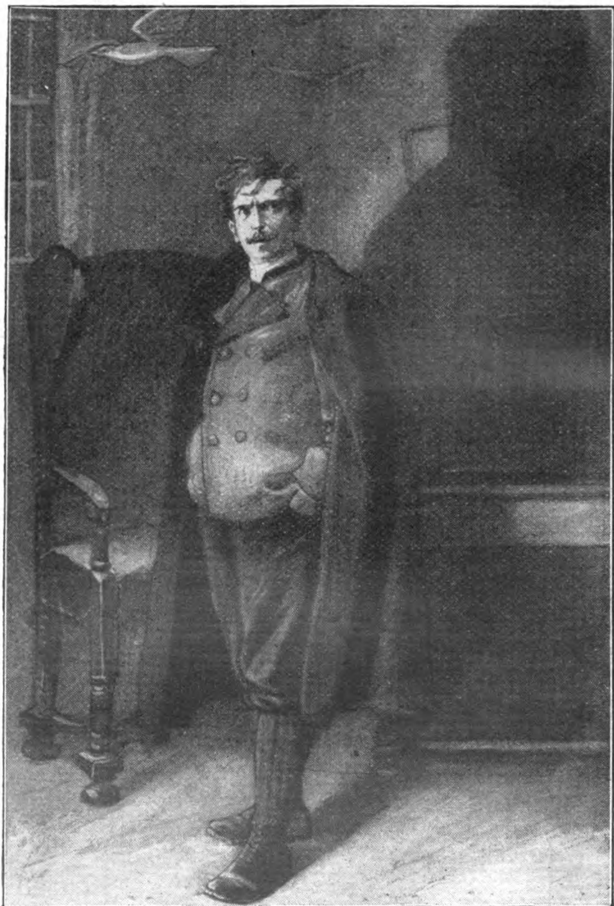
Als ich eben wieder zurücktreten wollte, hörte ich, daß noch jemand die Staffeln heraufgeklettert kam. Leistow war es. Leise pfeifend trat er neben mich hin und steckte beide Hände in seine Hosentaschen.

„Nun?“ fragte ich ihn nach einer Weile.

Er zuckte die Achseln und sah mich nicht an. Dann trat er ein paar Schritte vor in die Stube hinein, und jeder seiner Tritte zeichnete sich dabei in den Staub der knarrenden Dielen.

Aber wie er mitten in der Stube stand, wandte er sich jäh nach mir um. Ein Zucken war über seine Gestalt gehuscht, die jetzt ganz unbewegt lauschend stand.

Ganz bleich war sein Gesicht, der Mund halb offen und die Augen starr.



Und wie auch ich bestürzt aufhorchte, hörte ich gleich ihm das langgezogene Heulen wieder, das uns schon

früher so erschreckt hatte; der Hund, der da unten in der Küche beim Emeseder lag, mochte die ungewohnten Schritte hier oben gehört haben und stieß sein klagendes Gewinsel aus.

Da sagte ich — und ich weiß noch, daß meine Stimme zitterte, und habe es doch nie gewußt, was mir mit einem Male so angstvoll an die Kehle griff — ja, dann sagte ich: „Laß es — ich bitte dich darum! — Das war doch alles Unsinn, dem Reske fällt's ja gar nicht ein, dich für feige zu halten."

Er aber hatte um den Mund seinen verbissenen Zug und schüttelte nur den Kopf. „Ich dächte doch, ich habe mein Wort gegeben!" sagte er dann.

Da stellte ich den Wachsstock auf den Tisch, drückte dem Karl Leistow noch einmal die Hand und tastete mich dann die Treppe wiederum hinunter.

Unten warf ich noch einen Blick zu Reske und Le Soudier hinein. Sie lachten eben beide wie über einen guten Witz.

Dann ging auch ich über den eingeschneiten Hof hinüber nach dem Stadel, wo ich mich neben Jörn tief in das mild duftende Heu eingrub. Und Müdigkeit und Wein machten, daß wir auch bald beide in tiefem Schlafe lagen.

— — — — — — — — — — — — — —

Wie lange wir geschlafen haben, weiß ich nicht mehr.

Aber mit einem Male fuhr ich auf, suchte mich zurechtzufinden und tastete mich auf im Heu.

Als ob ein Schuß gefallen wäre, so klang mir's im Ohr, und schlaftrunken konnte ich mir nicht klar werden darüber, ob das der Abschluß eines wirren Traumes war, oder ob wirklich irgendwo ein Schuß gefallen war.

Sekunden währte das.

Da wiederum ein Knall und etwas wie ein verwehter Schrei.

Jetzt war ich völlig wach und raffte mich mit wenigen Sätzen aus dem Heu und stürzte nach der Tür. Ich hörte noch, wie auch der kleine Jörn sich auf die Beine stellte. Eine Erregung ohnegleichen war in mir, die Ahnung irgend eines Unglücks, eines Entsetzlichen kam über mich.

Und wie ich jetzt durch den Schnee des Hofes nach dem Hause stürmte, da klang es noch einmal laut hallend aus dem Hause, und beinahe zugleich mit dem Schuß zerriß ein Schrei die Luft — so grell und kreischend in dieser düsteren Winterstille, als hätte alles Grauen, alle bis zum Wahnsinn gepeitschte Angst ihn ausgestoßen.

Und trotz des beinahe tierisch Wildem in dem Schrei wußte ich, daß das Karl Leistows Stimme war.

Als ich die Tür aufriß, sah ich, wie etwas Schweres fallend an der schmalen, leiterartigen Treppe niederschlug, sich aufraffte und, mich zur Seite werfend, sinnlos und wie gehetzt von wildestem Entsetzen an mir vorbei in die Nacht hinausjagte.

Von oben aber tönte eine Stimme bittend und weich in hilflos zitternder Angst: „Aber Mensch — Leistow — ich bitt' dich um alles, sei doch gescheit! I bin's ja — der Reske! Um Gottes will'n, Mensch, 's is doch nur a dummes G'spaß!"

Aber von dem, der da an mir vorbeigejagt war in die Nacht, kam keine Antwort mehr.

Und wie der Reske jetzt hastig und zitternd in ratloser Sorge die Treppe herniedertastete und neben mir Le Soudier aus der Stube trat, und unser aller angstvoll hervorgestoßene Fragen sich ineinander mengten

da klang in die Stille nur dieses langgezogene wüste Heulen wieder, das Heulen dieses dürren Köters — qualvoll und jammernd, daß uns allen das Grauen durch die Glieder rann. Und neben dem eine brüchige, klanglose Greisenstimme, die hastig und in atemloser Eile ein Gebet an das andere zum Rosenkranze reihte. Der Emeseder in der Küche betete zitternd und geschüttelt von dem Schauer dieser Stunde, daß der Geist des Alois Roitner, den er erzürnt hatte mit seinen Reden über die Frevel des Toten, wieder zur Ruhe kommen möge.

Dann standen wir zu viert bleich und voll Sorge unten bei der rasch wieder angezündeten Laterne. Und während nebenan das Heulen und das angsterfüllte Beten ununterbrochen weiterklangen, während Max Reske in hervorgestoßenen Worten uns sagte, was geschehen war, und dabei jetzt erst merkte, daß seine Hand aus einer breiten Wunde blutete, suchten wir anderen uns über den furchtbaren Zusammenhang klar zu werden.

Einen Spaß hatte sich Reske mit Leistow machen wollen — nichts weiter. Für seine Renommisterei hatte er ihn ein wenig schrecken wollen und war um Mitternacht vermummt mit einem Leintuch, das er unten aus einer Truhe genommen hatte, leise hinaufgestiegen in die obere Stube. Und wie er da den Leistow auf dem über die alte Bettstatt hingebreiteten Lodenmantel schlafend gefunden hatte, da war er ganz leise zu dem Lehnstuhl im Hintergrund des Raumes hingeschlichen und hatte sich dort hingesetzt. Aber — mag sein, daß dieses alte Möbel, wie er sich darauf niederließ, in seinen Fugen krachte, oder daß er zu unvorsichtig in der dunklen Stube aufgetreten war — Leistow machte in dem Bett mit einem Male eine aufzuckende

Bewegung, und zugleich klang von unten her wieder das schauerliche, klagende Geheul.

Ganz still saß Reske, aber er fühlte, wie Leistows Augen starr und angstvoll durch all das Schwarz der Nacht auf ihn gerichtet waren. Und wie er diese offenbare Furcht bemerkte, da trieb es ihn, den Scherz noch ein klein wenig weiter auszuspinnen, und er begann zu hüsteln und mit verstellter Stimme leise zu kichern.

Auf seinem Lodenmantel richtete sich Leistow in dem Bette auf. Ganz unbewegt starrte er auf dieses weiße Etwas, das dort im Hintergrund der Stube in dem alten Lehnstuhle saß, und wollte etwas rufen, schreien. Aber das lief nur wie ein Flattern über sein Gesicht. Und dann mit jähem Griff tastete er neben sich, und warf den Arm mit etwas Blinkendem, mit einem kleinen Revolver, den er schußfertig neben sich auf dem Bette liegen hatte, nach vorne und schoß.

Ein Feuerblitz, und dröhnend klang es durch die Stube.

Und da sahen die beiden Augen, die fieberhaft und brennend noch immer von dem alten Bette aus in das Düster des Raumes starrten, wie dieses weiße Etwas aus dem Lehnstuhle sich jäh erhob, mit der Hand aufzuckend in das Dunkel griff und schrie.

In dieses Rufen aber mischte sich mit neuem Ansatz qualvoll und tieferschütternd jenes fürchterliche Heulen.

Da löste sich in einem Übermaß des Entsetzens der Bann, der Leistow immer noch lähmend in seiner Stellung auf dem Bette festgehalten hatte. Er hörte nicht und sah nicht, was er tat. Und wie auch Reske jetzt des Kameraden Namen rief, ihm winkte, aufklärende Worte in das Dunkel schrie: der andere war so ein-

gesponnen in Grauen und Entsetzen, daß er den Weg zurück in die Wahrhaftigkeit nicht wieder fand. Mit einem Sprunge stand er auf der Diele — wieder Blitz und Knall — und dann, als das vermeintliche Gespenst noch immer stand, und Reske jetzt in höchster Sorge und selbst kopflos geworden vorwärts lief, den Leistow festzuhalten, damit er doch nur endlich zu sich selber käme — da noch einmal ein Schuß, der wahnsinnige Schrei und dann die Flucht — so unaufhaltsam jäh, so ganz benommen aller Sinne, als peitschten alle Schrecken dieser Welt ihn vor sich her. —

Wie uns der Rest jener Nacht vergangen ist, will ich nicht schildern. Wir liefen in das winterliche Dunkel hinaus und schrieen immer wieder Leistows Namen — umsonst. Wir schlugen an die Tür des Emeseder, denn wir wollten Lichter, damit wir den Freund finden könnten — vergebens. Nur das Geheul des dürren Köters und das angsterfüllte Beten klangen heraus aus dem Raum neben unserer Stube. Keine Antwort, keine Hilfe kam.

Wir tasteten uns wieder in die Nacht hinaus und achteten nicht des rasenden Gestöbers, das jetzt mit neuer Kraft hereingebrochen war. Wir hielten uns beisammen durch stetes Rufen, das von dem ragenden Gestein der Wände widerklang, und das uns immer wieder höhnend unsere eigenen Stimmen aus der Ferne wiederbrachte.

Umsonst war das alles.

Erst als der Morgen leise dämmerte, schloß unser Wirt die Tür seiner Küche auf.

Wir sagten ihm, was vorgefallen war. Er schüttelte den Kopf und sah Max Reske, der wachsbleich vor Sorge war, hart und ungläubig in das Auge.

„Ös wollt's g'wesen sein?! Bild's Euch doch dös

net ein! Dös war der Roitner — i werd' do den Roitner kennen!"

Wir baten ihn, daß er uns führe, um unseren Freund zu suchen.

Er schüttelte den kahlen Kopf und hob die Schultern: „Wann er oben g'schlafen hat, der ander' — dann is er eh verkehrt, dann is er eh nur no für 'n Narrenturm zu brauchen — grad' wie der Innsbrucker Herr dazumal und wie der Hochwürden — und die anderen. Und so geht's jedem, der da oben nächt'!"

Wir haben ihn dann aber doch bewegen können, mit uns zu suchen. Spät am Tag haben wir den armen Freund gefunden — in einem Zustande, der aller Worte spottet. In eine halbverschneite Runse auf dem Kar hatte er sich hingekauert, bebend vor Frost, unfähig jeden Wortes und immer noch das Grauen in den Augen. Er hat uns nicht erkannt, nur als er Reske sah, hat er mit einem Male laut aufgeheult — und das war furchtbar, denn es klang qualvoll und gezogen durch die Stille.

Aus Seefeld haben wir dann einen Wagen geholt und sind mit Leistow noch in der Nacht darauf durch Schnee und Wettersturm bis Innsbruck gefahren. Sein Zustand auf der ganzen Fahrt war ein fortgesetztes Delirium.

In Innsbruck aber hat uns der Professor nach wenig bangen Tagen schon das Furchtbare gesagt, daß unser Freund für uns verloren war, daß dieser in dem Ansturm wildesten Entsetzens zerstörte Geist nie wieder Klarheit finden werde.

Ich sehe noch den Reske vor mir stehen, so wie er damals stand, als diese Worte fielen. Ganz still war er und schluckte und nickte wortlos mit dem bleichen Kopf, der alle seine Farben und sein Leben in diesen

schreckensvollen Tagen verloren hatte. Dann drückte er uns einem nach dem anderen die Hand und ging. Und eine Stunde später ist er aus der Welt geschieden. —

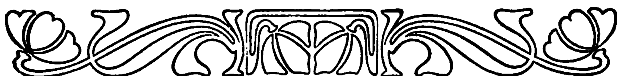


Zwanzig Jahre sind seitdem verflossen. Das alte Bräuhaus, oder besser der Rest des Hauses, der dieses Furchtbare damals geschehen sah, steht längst nicht mehr.

Vor Jahren schon hat eine Frühlingslahn auch ihn verschüttet und begraben.

Aber noch heute lebt in mir unverwischt und mit allen Farben des Grauens das furchtbare Erinnern an jene Nacht. Und immer wieder, wenn ich glauben will, daß all das Schreckliche ein Spiel des Zufalls war, daß nur ein unglückliches Zusammentreffen der Dinge den armen Leistow ebenso entsetzlich enden ließ wie jene anderen, die vor ihm dort oben schliefen, dann sehe ich den kahlen Vogelkopf des Emeseder, die kühlen Augen, die so unberührt und überlegen über den roten Rändern ihrer welken Lider blickten, und höre seine klanglos brüchige Stimme: „Und so geht's jedem, der da oben nächt'!“





Eine Alligatorfarm.

Skizze von R. Zollinger.



Mit 7 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Die Zeiten, da ungezählte Scharen riesenhafter Alligatoren den Schrecken der sümpfereichen Südstaaten Nordamerikas bildeten, sind längst vorüber. Die fortschreitende Kultur hat unter den gefährlichen Eidechsen kaum weniger gründlich aufgeräumt als unter den amerikanischen Büffeln, die einst zu Hunderttausenden die weiten Prärien belebten. Ihre Zählebigkeit, ihre Fruchtbarkeit und ihre Gewohnheit, sich an schwer zugänglichen Orten vor den Nachstellungen der Menschen zu verbergen, hat die großen Saurier in dem gegen sie geführten Vernichtungskampfe zwar länger und erfolgreicher Widerstand leisten lassen als die leicht zu erlegenden Büffel, aber auch sie sind rettungslos dem Untergange geweiht, und wenn sich nicht die Regierung der Vereinigten Staaten dazu entschließen sollte, in bestimmten Bezirken ihre Erlegung durch Gesetz zu verbieten, werden sie innerhalb weniger Jahrzehnte bis auf das letzte Stück ausgetilgt sein.

Weder die ständig fortschreitende Urbarmachung der ehedem von ihnen bewohnten Gegenden noch der Sporteifer „weidgerechter" Alligatorjäger würde zu einer so rapiden Verminderung geführt haben, wenn nicht der Umstand, daß ihre Haut mehr und mehr zu einem wertvollen Handelsartikel geworden ist, die menschliche Habgier zu einer erbarmungslosen Massen-

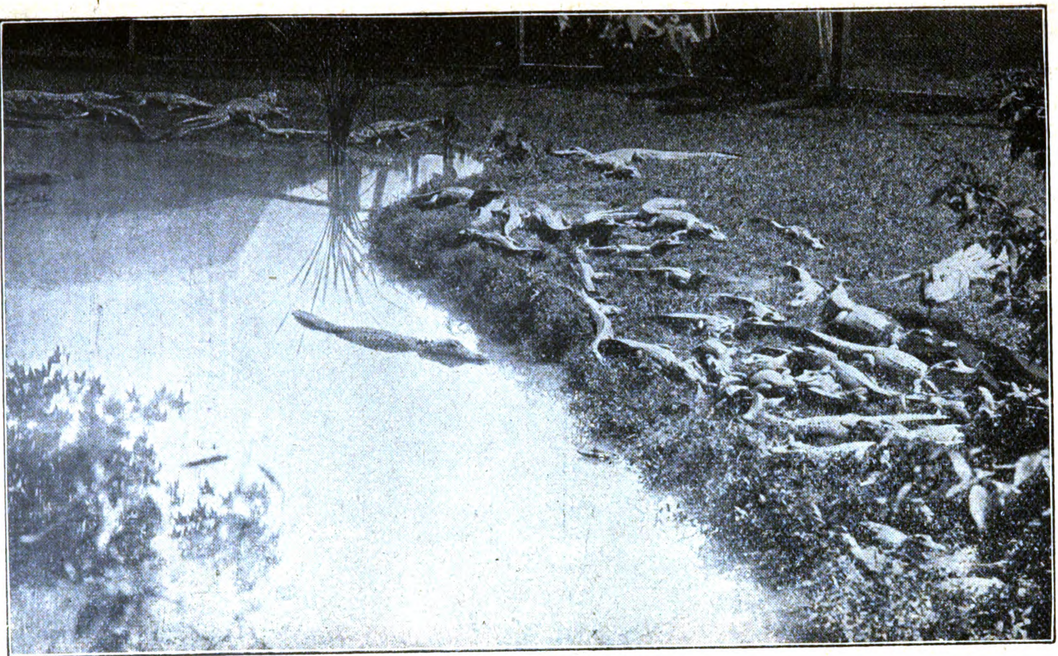


vertilgung der Alligatoren aufgestachelt hätte. Nach einer amtlichen Statistik sind in den Jahren 1890 bis 1900 allein im Staate Florida ungefähr drei Millionen Alligatoren getötet worden, und die Nachfrage nach dem durch keine Nachahmung zu ersetzenden „Krokodilleder“ in der Galanteriewarenindustrie ist noch immer eine so große, daß die armen Sumpfbewohner auch für die nächste Zukunft auf Schonung nicht zu rechnen haben.

Angesichts der geringen Schädlichkeit der heute fast nur noch in unkultivierbaren Gegenden hausenden Alligatoren ist diese sinnlose Schlächterei gewiß zu bedauern; aber nur in einem findigen Yankeekopfe konnte der Gedanke reifen, einer völligen Ausrottung der Rieseneidechsen durch Anlage einer Alligatorfarm, einer richtigen Zuchtanstalt, vorzubeugen.

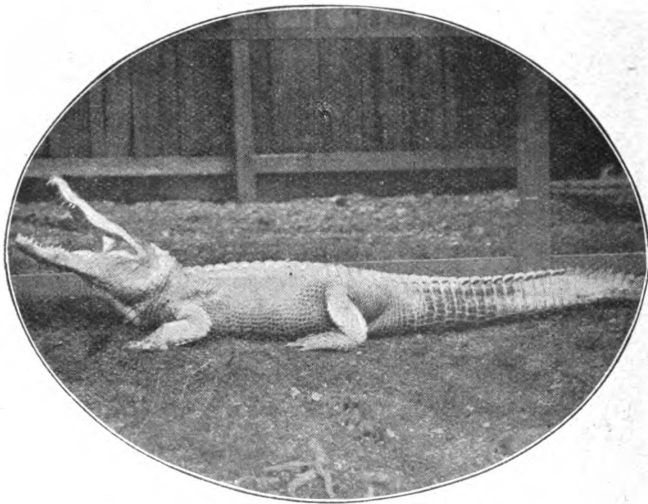
Mr. H. J. Campbell in Arkansas gebührt das Verdienst, diese Idee ausgeheckt und mit echt amerikanischem Unternehmungsgeiste in die Tat umgesetzt zu haben. Zu ihrer Ausführung, die wohl nicht jedermanns Sache gewesen wäre, brachte er alle Eigenschaften und Erfahrungen mit, die einen günstigen Erfolg voraussehen ließen. Er hatte sein ganzes bisheriges Leben in Gegenden zugebracht, die reich an Alligatoren waren, und er hatte seit seiner frühesten Jugend die Jagd auf diese Tiere mit wahrer Leidenschaft betrieben. So war er mit ihren Daseinsbedingungen, ihren Lebensgewohnheiten und Eigentümlichkeiten hinlänglich vertraut, um sich auf ein Unternehmen einlassen zu können, für das es noch kein Vorbild gab, und das noch heute seinesgleichen auf der Welt nicht hat.

Er wählte für die Anlage seiner Farm ein Stück Land, auf dem alle Voraussetzungen für das Gedeihen seiner Zöglinge gegeben waren. Ein Flüßchen, das



Partie aus Mr. H. J. Campbells Alligatorfarm.

Mr. Campbells von Jahr zu Jahr vergrößerte Besitzung durchströmt, bildet hier eine Anzahl von Tümpeln und Sümpfen, die für das Auge des Landschaftsschwärmers zwar wenig erfreulich anzuschauen, für die Aufzucht und die Erhaltung von Alligatoren aber aufs beste geeignet sind. Das feuchtwarme Klima von Arkansas mit seiner großen Zahl von sonnigen Tagen entsprach

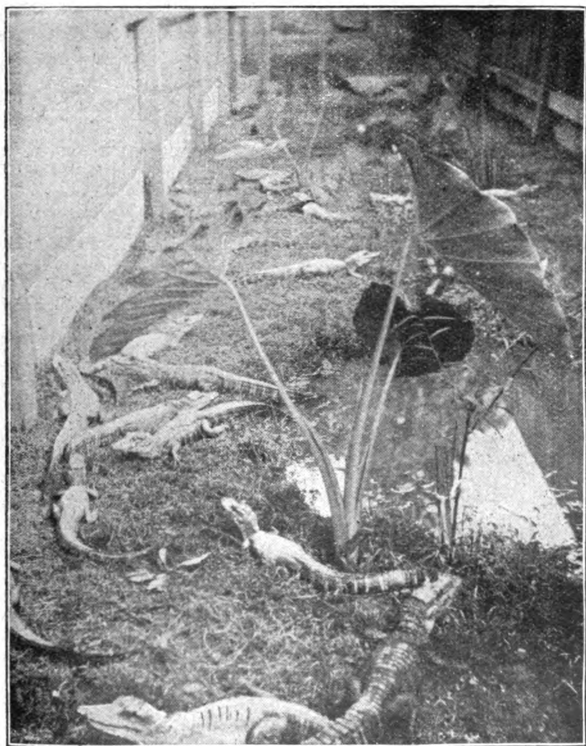


Der „große Joe", ein Veteran von 200 Jahren.

ebenfalls in vollkommenster Weise den Bedürfnissen der Tiergattung, die hier zum ersten Male so methodisch und rationell gezüchtet werden sollte, wie man anderswo etwa eine Schaf- oder Geflügelzüchterei betreibt.

Heute, nach einem Bestande von wenig Jahren, verfügt die Farm ständig über eine „Herde" von 500 bis 800 Alligatoren jeder Größe, aber Mr. Campbell ist unablässig auf ihre rasche Vermehrung bedacht,

da er bei weitem nicht im stande ist, der immer wachsenden Nachfrage, die sich vorwiegend auf junge lebende Tiere richtet, zu genügen.



In der „Babyabteilung“ der Alligatorfarm.

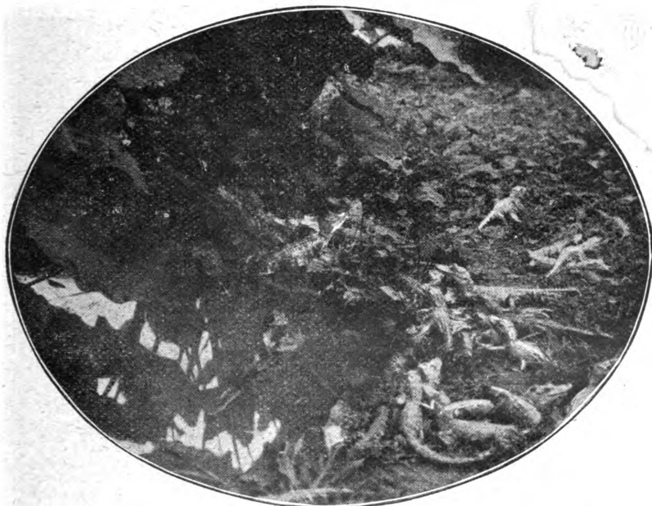
Zunächst kam es natürlich darauf an, eine genügende Anzahl ausgewachsener „Zuchttiere“ zu beschaffen, wie auch der Bestand fortdauernd durch eingefangene Individuen ergänzt werden muß. Denn die Aufzucht von Alligatoren ist ein Geschäft, das Geduld erfordert und

große Gewinne erst nach einer beträchtlichen Reihe von Jahren abwerfen kann. Man wird das verstehen, wenn man hört, daß ein Alligator von 60 Zentimeter Länge schon mindestens 15 Jahre alt ist, und daß man große Exemplare von 4 Meter getrost auf ein Alter von 75 bis 150 Jahren ansprechen kann. Denn der Alligator ist recht eigentlich der Methusalem der Tierwelt. Selbst wenn man die Ansicht mancher Gelehrten, daß er es bis auf 500 Jahre bringen könne, nicht ohne weiteres gläubig hinnehmen will, lassen die Wachstumsbeobachtungen an gefangenen Tieren doch nicht den geringsten Zweifel an ihrer außerordentlichen Langlebigkeit zu. Wir dürfen uns getrost auf die Autorität des erfahrenen Mr. Campbell verlassen, wenn er uns die Zierde und das Glanzstück seiner Farm, den „großen Joe" mit der Versicherung vorführt, daß dieser nahezu 5 Meter lange Alligator mindestens seine 200 Jahre auf dem Rücken habe, und daß er, da sich an ihm nicht die geringsten Erscheinungen von Altersschwäche zeigen, voraussichtlich noch manche Menschengeneration überdauern werde.

So war Mr. Campbell, um seinen Bedarf zu decken, von Anfang an darauf angewiesen, für ständige Zufuhr von außen zu sorgen. Wenn seine Zeit es erlaubt, macht er sich noch immer selbst auf die Reise, um in den Sümpfen von Louisiana möglichst große Exemplare für seine Farm lebendig einzufangen. Aber er beschäftigt außerdem eine ganze Anzahl von Alligatorjägern, denen er für ihre lebende und unverletzte Beute viel bessere Preise zahlen kann, als sie auf dem „Alligatormarkte" für erlegte Tiere zu erzielen sind.

Was die Einrichtungen auf seiner Farm betrifft, so sind sie im Grunde von ziemlich einfacher und nicht allzu kostspieliger Art. In erster Linie tragen sie der

Notwendigkeit Rechnung, die Tiere nach ihrer Größe zu sondern und nur Individuen von annähernd gleicher Körperstärke in engerer Gemeinschaft zu dulden. Denn der Alligator ist ein „Kannibale“ im kühnsten Sinne des Wortes. Er frißt nichts lieber als seinesgleichen, und namentlich der junge wehrlose Nachwuchs bedeutet ihm einen heiß begehrten Leckerbissen. Tiere von



Ein natürliches Alligatornest mit eben ausschlüpfenden Jungen.

gleicher Größe vertragen sich dagegen ganz gut miteinander, und nur während der Brunftzeit im Monat Juni gibt es zwischen den männlichen Alligatoren häufig erbitterte Kämpfe, die eine energische Intervention Mr. Campbells und seiner Leute erforderlich machen, damit tragische Ausgänge verhindert werden.

Während dieses Monats scheint überhaupt die ganze Farm außer Rand und Band, und die aufgeregten

Tiere sind dann auch für den Menschen ungleich gefährlicher als zu anderen Zeiten des Jahres.

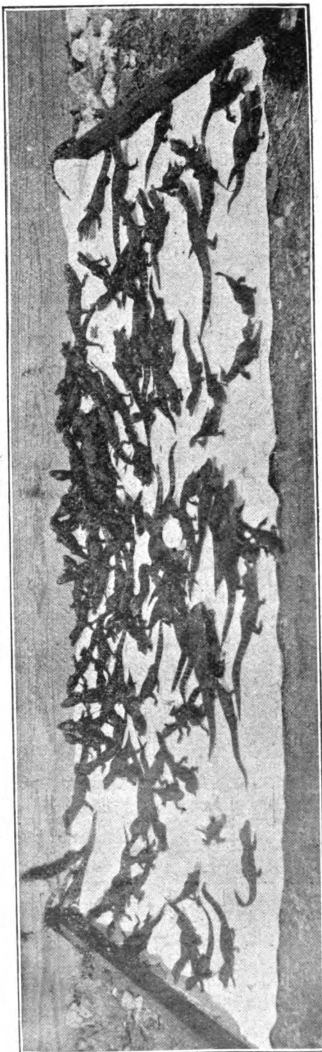
Schon im Juli beginnen die Alligatormütter mit dem Bau ihrer Nester, ein Geschäft, das sie sich freilich nicht gar zu sauer machen, denn sie lassen sich daran genügen, mit den Hinterfüßen einen Haufen von Schlamm, Reisig, Schilf und ähnlichem, bequem erreichbarem Baumaterial zusammenzuscharren, auf dem sie dann ihre ungefähr 2 Zoll langen Eier ablegen, deren Zahl zwischen 30 und 60 schwankt. Nachdem sie eine dünne Schicht von Schlamm und Reisig darüber gescharrt haben, überlassen sie der gütigen Allmutter Sonne die weitere Sorge für das Gedeihen der Nachkommenschaft.

Aber sie entschlagen sich doch nicht ganz ihrer mütterlichen Pflichten, sondern halten sich beständig in der Nähe des Nestes und üben da ein sehr gewissenhaftes Wächteramt. Wehe dem Vorwitzigen oder dem Ahnungslosen, der sich ohne ausreichende Vorsichtsmaßregeln einem solchen Neste naht! Die ergrimmte Alligatormutter, die zu anderen Zeiten vor dem gefürchteten Menschen sicherlich die Flucht ergreifen würde, greift ihn unbedenklich an, und wenn auch die Schauergeschichten von in der Mitte durchgebissenen Unglücklichen in das Reich der Münchhauseniaden gehören, so zählt die nähere Bekanntschaft mit den furchtbaren Zähnen der tückischen Alligatoren oder mit ihrem als kaum minder gefährliche Schlagwaffe benutzten Schweif doch sicherlich zu jenen fatalen Erlebnissen, deren sich der Betroffene allezeit mit gelindem Grausen erinnern wird.

Über die Dauer des von der Sonnenwärme bewirkten Brutgeschäftes lassen sich bestimmte Angaben nicht machen. Die größere oder geringere Anzahl sonniger Tage ist hier von entscheidendem Einfluß, und

es kommt überdies vor, daß zwischen dem Ausschlüpfen der ersten und dem der letzten Jungen Zwischenräume von acht und mehr Tagen liegen.

Seltsamerweise kümmert sich die Alligatormutter von dem Augenblick des Ausschlüpfens an nicht mehr im allergeringsten um ihre Nachkommenschaft. Sie gehört zu den wenigen Tieren, die keine Spur von Zärtlichkeit für ihre Jungen zeigen, und während sie bereit war, die Eier mit Darangabe des eigenen Lebens zu verteidigen, läßt sie es jetzt in stumpfer Gleichgültigkeit geschehen, wenn ihre ausgeschlüpften Sprößlinge von Menschenhänden dem Neste entnommen, oder wenn sie mit dem größten Behagen von einem anderen Alligator verspeist werden.

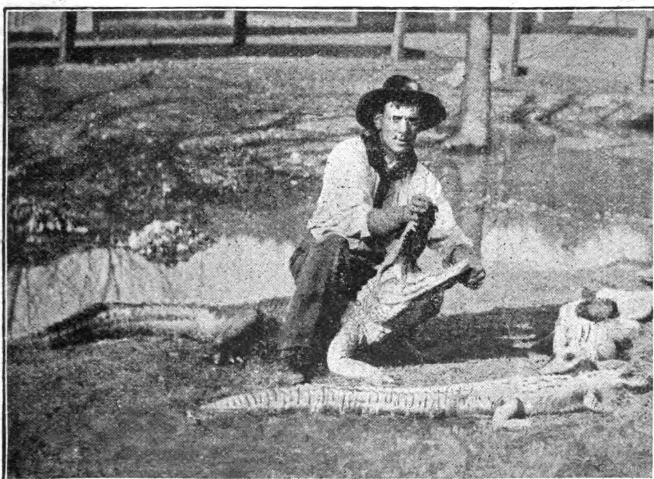

Eine eben dem Brutapparat entnommene Alligatorbrut.

Die vollständig entwickelten Jungen sind ungefähr von der Größe

unserer Mauereidechsen und können in der Zierlichkeit und Behendigkeit ihrer lebhaften Bewegungen für recht anmutige Tierchen gelten. Daraus erklärt sich denn auch die große Vorliebe der amerikanischen Damenwelt für junge Alligatoren, eine Modelaune, der Mr. Campbell seine glänzendsten Einnahmen zu verdanken hat. Bei ihrem langsamen Wachstum und ihrer großen Genügsamkeit lassen sich die kleinen Tiere ziemlich lange als ein niedliches Spielzeug im Zimmer und im Aquarium halten. Ihr Preis beträgt durchschnittlich sechs Mark, und seitdem sich Mr. Campbell für die Erzielung einer möglichst zahlreichen Nachzucht der von ihm für den besonderen Zweck sinnreich verbesserten Geflügelbrutapparate bedient, ist er in der Lage, jährlich Hunderte von Alligatorbabys zu versenden und an die vielen Besucher seiner sehenswerten Farm zu verkaufen. Größere lebende Tiere werden vornehmlich von zoologischen Gärten, Schaustellern oder von Geschäftsleuten begehrt, die sich der Alligatoren als eines in den Vereinigten Staaten sehr beliebten und wirksamen Zugmittels für ihre Auslagefenster bedienen wollen.

Nur während seiner ersten Lebenstage beansprucht der Alligator eine etwas sorgfältigere Behandlung und Ernährung; später wird er an Anspruchslosigkeit und Widerstandsfähigkeit kaum von irgend einem anderen Geschöpf übertroffen. Krankheitsfälle, die nicht durch äußere Verletzungen herbeigeführt sind, gehören zu den allerseltensten Vorkommnissen, und die zählebige Panzerechse ist eine Hungerkünstlerin allerersten Ranges. Eine einzige Mahlzeit in der Woche ist für ihre Bedürfnisse vollkommen ausreichend, und in Bezug auf die Beschaffenheit des Futters kann man unmöglich genügsamer sein als sie. Der Leser wird sich davon

ohne weitere Versicherung überzeugt halten, wenn er erfährt, daß die Alligatoren auf Campbells Farm zumeist mit den als unbrauchbar verworfenen Abfällen aus den großen Fleischkonservenfabriken gefüttert werden, denn nachdem man neuerdings erfahren hat, was in diesen Musteranstalten noch als brauchbar verarbeitet



Mr. H. J. Campbell inmitten seiner Pfleglinge.

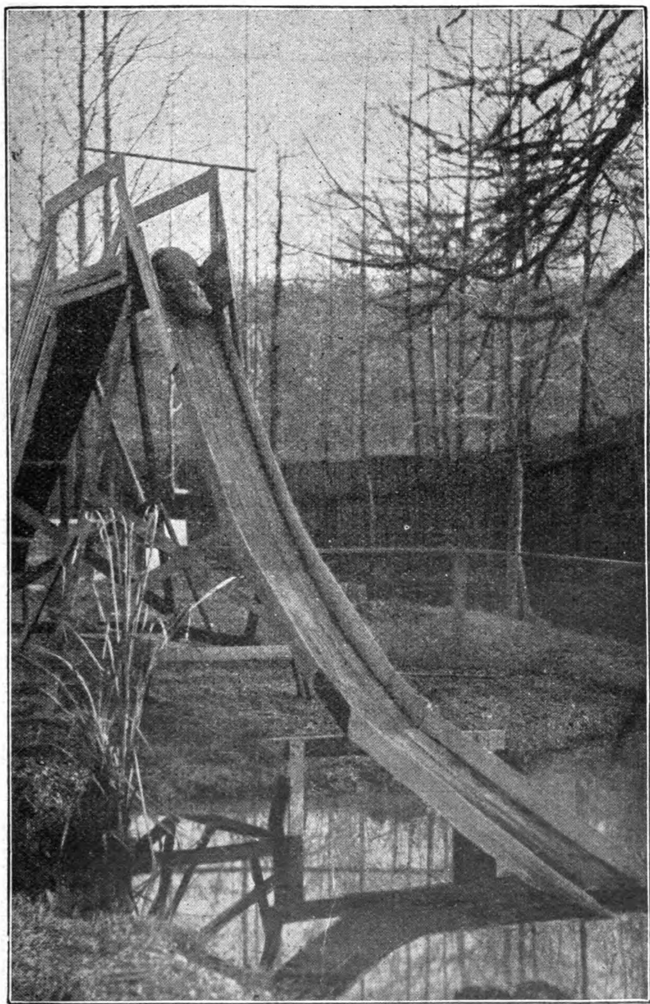
wird, mag man sich auch ohne zu lebhafte Phantasie vorstellen, ein wie unverwöhnter Gaumen und ein wie guter Magen dazu gehören, um das „Unbrauchbare" zu verdauen.

In der Freiheit hält der Alligator, nachdem er sich möglichst tief in den Schlamm eingewühlt hat, einen monatelangen Winterschlaf. Auf Campbells Farm aber kann man ihm diesen Luxus nicht gestatten, da es für den Farmer einen viel zu großen Verlust bedeuten würde, wenn er sein Versandgeschäft sechs

Monate im Jahre ruhen lassen sollte. Als ein findiger Mann hat er sich dadurch zu helfen gewußt, daß er seine Alligatoren während der Wintermonate in überbauten Tümpeln unterbringt, die durch Dampfrohre in einer gleichmäßig warmen Temperatur erhalten werden. Da liegen und schwimmen die Tiere dann in einer Art von Halbschlaf umher, verschmähen monatelang jede Nahrung, ohne die geringste Einbuße an ihrem Wohlsein zu erleiden, und lassen ohne Widerstand alles mit sich vornehmen, was durch Mr. Campbells geschäftliche Interessen geboten erscheint.

Daß zu anderen Zeiten der Umgang namentlich mit den „alten Herren" der Farm nicht immer ganz gefahrlos ist, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung. Der einzige, der sich so unbefangen und furchtlos zwischen ihnen bewegt, wie wenn es sich um Schafe oder Kaninchen handelte, ist Mr. Campbell selbst. In der Tat ist ihm noch niemals von einem seiner Zöglinge ein Leid zugefügt worden, auch wenn er sich so gewagte Vertraulichkeiten erlaubt wie auf unserem Bilde S. 97. Aber der alte Alligatorjäger ist weit entfernt, darin den Ausfluß einer besonderen Anhänglichkeit oder Zärtlichkeit zu erblicken. Er schreibt es vielmehr einer Art von hypnotischem Einfluß zu, den er auf die Alligatoren ausübe, und er hat im übrigen von ihrem Charakter wie von ihrer Intelligenz auf Grund langjähriger Bekanntschaft die denkbar schlechteste Meinung.

Um so begreiflicher ist der Stolz, mit dem er den Besuchern seiner Farm das Kunststück vorzuführen pflegt, zu dem er vier stattliche alte Alligatoren von ungefähr 3 Meter Länge abzurichten gewußt hat. Er hat nämlich eine richtige Wasserrutschbahn von etwa 6 Meter Höhe aufgebaut, deren Spitze die Alligatoren auf einem mit Querleisten versehenen Brett erklimmen, um sich dann



Ein gelehriger Alligator auf der Wasserrutschbahn.

auf einen Zuruf ihres Lehrmeisters auf der anderen, glatten Seite in das Wasser hinabgleiten zu lassen.

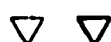
Der Anblick, den die rutschenden Rieseneidechsen mit ihren ängstlich zusammengestellten Füßen gewähren, ist ein überaus drolliger, und Mr. H. J. Campbell dürfte der Erste sein, dem es gelungen ist, der winzigen Intelligenz eines Alligators eine derartige „Kunstleistung" abzuringen.





Heureka!

Novelle von Hedwig Abt.

 (Nachdruck verboten.)

1.

Ja gewiß, ich finde auch, daß Tilli durchaus recht hat. Schwarze Ebenholzmöbel mit gelbem Damast bezogen — das ist von jeher für einen Salon das Gediegenste und Feinste, und eigentlich wundere ich mich, lieber Walter, daß du darüber anderer Meinung —"

„Aber ich denke ja gar nicht daran, anderer Meinung zu sein," wehrte der mit beiden Händen eine Rede ab, die endlos zu werden drohte, wenn sie mit diesem „eigentlich wundere ich mich —" einsetzte. „Natürlich hat Tilli recht, ich widerrufe meine unsolide Phantasie von Jugendstil und silbergrauem Ahorn, und wir wählen den schwarzgelben Salon wie bei Rüdigers, Streßemanns und Schraders."

Tilli nickte befriedigt. Sie hatte bei des Bräutigams munteren Worten keine Miene ihres hübschen runden Gesichts verzogen, schien den leisen Klang gutmütigen Spottens nicht gehört zu haben und fuhr fort, ihre eigene Meinung in Bezug des einzurichtenden künftigen Salons zu entwickeln. Er hatte für alles ein lebhaftes Kopfnicken, und unter seinem Schnurrbart spielte fortgesetzt das leise, behagliche Spottlächeln. Dabei ruhte sein Blick wohlgefällig auf dem Bräutchen. Sie sah wirklich sehr niedlich aus mit dem lichtblonden

Haar, den himmelblauen Augen und ihrem weichen Gesichtchen, dem das kleine, festgemeißelte Kinn doch einen Zug heimlicher Energie verlieh.

„Viel Krimskrams so von Nippsachen und Büsten und Vasen — da mach' ich mir nichts draus, das bekommt man ja auch übergenug zur Hochzeit geschenkt. Aber ein paar Bilder müssen wir noch haben. Ölgemälde natürlich. Keine Genrebilder, sondern Landschaften, die passen am besten zu allem. Nur keine Seestücke, die mag ich nicht leiden."

Doktor Walter Renk lachte. „Hasenfuß du! Ich glaub' wahrhaftig, du wärst im stande, schon beim Anblick einer gemalten Meeresfläche seekrank zu werden. Na, die Wasserscheu werd' ich dir schon noch abgewöhnen, Schatz."

„O nein, das wirst du nicht!" Ein langsames, sehr bestimmtes Kopfschütteln, bei dem die Festigkeit des runden Grübchenkinns noch mehr hervortrat, begleitete die Worte. „Und wenn wir erst verheiratet sind, dann darfst du auch nicht mehr so viel rudern und schwimmen und segeln."

„Darf ich nicht? Oho, Pantoffelschwingen gibt's nicht bei uns! Weißt du nicht, daß in der Bibel steht: und er soll dein Herr sein?"

„Nein, das darfst du nicht," beharrte Tilli. „Und wenn zwei miteinander verheiratet sind, da hat die Frau ganz genau dasselbe Recht wie der Mann."

„Das will ich meinen," bestätigte wie zuvor vom Fenster herüber Frau Laura Engelhardt, ließ die Strickarbeit ein paar Sekunden in den großen, starken Händen ruhen und richtete die hellen grauen Augen auf die Stelle an der Wand, wo aus schwergoldenem Rahmen die kolorierte Photographie des verstorbenen Fabrikbesitzers Georg Engelhardt sanft herauslächelte, als

wollte er wie so oft zu Lebzeiten sagen: „Ganz deiner Meinung, liebe Laura."

Auch Walter Renk schielte zu dem Bilde hinüber. Der gute Onkel Georg — ja, der hatte freilich ein Lied davon zu singen gewußt, was es mit den gleichen Rechten zwischen Eheleuten auf sich hatte. Und wenn er denken mußte, daß ihm einst in gleicher Weise ein treues Weib Beschlußfassung und Entscheidung abnähme — ach was! Der braune Kopf des jungen, stattlichen Chemikers flog in den Nacken, und selbstgefällig drehte er den flotten Schnurrbart auf. Er war denn doch ein anderer Kerl als weiland Onkel Georg — na, und Tilli hatte gottlob auch die denkbar geringste Ähnlichkeit mit der im übrigen höchst vortrefflichen Tante Laura, die dem Sohne der frühverstorbenen Schwester gegenüber nicht nur Mutterpflichten, sondern auch die weitestgehenden Mutterrechte ausübte.

Er lachte wieder sein munteres Lachen. „Ich hab' schon keine Bange, Schatz, daß du das Zepter allzu tyrannisch führst, und mein Recht werd' ich mir schon zu nehmen wissen."

Und von den roten, schwellenden Lippen nahm er sich sofort sein Recht mit einem herzhaften Kusse, der Tilli schamhaft erröten und gegen diese Liebkosung unter Tante Lauras zuschauenden Augen tadelnd protestieren ließ: „Aber Walter, was fällt dir ein! Überhaupt — es wird höchste Zeit, daß ich wieder gehe. Ich kam gerad' nur auf einen Sprung herauf, um Ihnen guten Tag zu sagen, Tantchen."

„Hab' mich auch herzlich drüber gefreut, Tillichen," gab die zurück, der künftigen Schwiegernichte zärtlich die Wange klopfend. „Laß dich nur recht bald wieder sehen und grüß mir vielmals deine lieben Eltern."

Ein Handkuß und ein respektvoller Knicks, dazu mit

schief gebogenem Köpfchen ein kindliches und sehr kleidsames Lächeln waren Dank und Verabschiedung, und der Bräutigam gab dem Bräutchen auf den Flur hinaus das Geleit.

Als er allein wieder in das Zimmer zurückkam, nickte die Tante ihm wohlwollend entgegen. „Sie ist doch ein zu liebes Ding und bildhübsch wie kaum eine zweite! Ja, du kannst schon von Glück sagen, Walter.“

„Hm — na ja, es geht an. Ich bin so weit ganz zufrieden mit meinem Los,“ schmunzelte der Neffe.

Die Tante, voll stolzen Selbstgefühls, als sei sie die Urne, aus der er seines Glückes Los gezogen, nickte wieder: „Ja, das war seit Jahren mein heimlicher Herzenswunsch, daß aus dir und Tilli Helmbold ein Paar würde. Eine passendere Verbindung hätte sich für dich gar nicht denken lassen.“

„Das stimmt. Eine idealere Wechselwirkung harmonischer Familienbeziehungen läßt sich kaum denken. Bei uns holen sich die Leute den Appetit, und Schwiegervater gibt ihnen die Mittel, sich zu sättigen. Und jetzt will ich 'rüber in die Fabrik und mich da nach dem Stand der Dinge umsehen.“

Über den langen Gang, der das Wohnhaus mit der im Rückgebäude befindlichen chemischen Fabrik verband, schritt er leise pfeifend in vortrefflichster Laune dahin, und seine Laune wurde noch vorzüglicher, als er in dem kleinen Privatkontor die eingelaufenen Briefschaften zu erbrechen begann. Das Geschäft blühte, Bestellungen über Bestellungen, dazwischen auch ein paar Anerkennungsschreiben über die Erfindung, mit der seit Jahresfrist die Firma Engelhardt die Menschheit beglückte. Diese Erfindung — in des Onkels hinterlassenen Papieren hatte der Neffe das Rezept gefunden und hatte sofort die Goldgrube erkannt, die aus der

Herstellung eines Präparats werden konnte, das dem wichtigsten Organ aller irdischen Glückseligkeit gewidmet war: dem Magen. Er experimentierte mit dem Rezept, bis es ihm gelungen war, ein appetitanregendes Mittel herzustellen, das ihn, als er auf den Genuß hin die Wirkungen eines wahrhaft verheerenden Hungers verspürte, zu einem jauchzenden: „Heureka! — ich hab's gefunden —" hinriß.

„Heureka" war denn auch der Name, auf den das neue Allheilmittel getauft wurde, und wie er jetzt die Bestellungen durchlas, die Lobeshymnen, die ein paar an chronischer Appetitlosigkeit Leidende auf den Gebrauch hin anstimmten, zwischendurch auch einmal an Tilli und das Helmboldsche Drum und Dran dachte, hatte er so ein Gefühl zufriedenen Behagens an sich und seinem ganzen Dasein, über dem ihm wie in goldenen Lettern eben dieses glückliche „Heureka" zu schweben schien.

Von Haus aus ein armer Teufel, war er nach dem Tode seiner Eltern in den Jünglingsjahren aus kümmerlichen Verhältnissen plötzlich in den Schoß des Reichtums gebettet worden, und über dem, was er äußerlich bei dem Wechsel gewann, war's ihm kaum zum Bewußtsein gekommen, daß er dafür als Gegenleistung einen nicht ganz unerheblichen Teil seines ureigensten, innerlichen Menschen in Zahlung gab. Denn Tante Laura, die des verwaisten Neffen sich so mütterlich angenommen, hielt strengstens darauf, daß einer, dem sie ihre Sorgfalt zuwandte, sich auch genau in den Grenzen hielt, die sie für seines Lebens Wohlfahrt ersprießlich fand. Ganz ohne Konflikte und Meinungsverschiedenheiten war es dabei freilich nicht abgegangen, aber eine Einigung im Sinne Frau Laura Engelhardts war noch immer erzielt worden, wenn diese ihr letztes

Argument hervorkehrte: „Natürlich kannst du deinen eigenen Willen haben. Ich zwinge dich zu nichts, und wenn du meinst, wir harmonieren nicht mehr miteinander, da trennen wir uns eben."

Der Neffe hatte es auf keine Trennung ankommen lassen. Die Harmonie zwischen ihm und Tante Laura war immer ungetrübter geworden und strahlte im hellsten Glanze, seitdem vor ein paar Monaten seine Verlobung mit Tilli Helmbold sich vollzogen hatte.

Wirklich eine äußerst passende Verbindung! Das Lachen kam ihm immer, wenn er in den Zeitungen unter der fettgedruckten Reklameanzeige des Engelhardtschen „Heureka" die unübertrefflichen Fleisch- und Gemüsekonserven der Firma Christian Helmbold angepriesen fand. Und Schwiegerpapa Helmbold behauptete, einen wesentlichen Mehrabsatz seiner Ware verzeichnen zu können, seitdem das „Heureka" den Leuten den Appetit schärfe. Ja, ja, man arbeitete sich gegenseitig ganz nett in die Tasche, und Tilli, Christian Helmbolds einziges Kind, war wirklich sehr niedlich und so zum Anbeißen appetitlich, daß man sie gleich als Etikette für das „Heureka" hätte verwenden können.

Mit diesem Gedanken, und die Lippen wieder zum Pfeifen spitzend, nahm er den letzten der eingetroffenen Briefe auf und begann zu lesen. Doch plötzlich stockte er, sein Pfeifen verstummte, der Mund aber blieb ihm offen stehen, während er noch einmal von vorn zu lesen anhub, was da in großen, energischen, gleichsam aufgebrachten Buchstaben geschrieben stand:

„Mein Herr! Ich ersuche Sie hiermit auf das allerentschiedenste, mich für die Zukunft mit weiteren Offerten Ihres famosen appetitanregenden Mittels zu verschonen, oder Sie nötigen mich, eine Anklage wegen

Verbreitung unerlaubter, zur Widersetzlichkeit gegen die bestehende Weltenordnung aufreizender Schriften gegen Sie zu erheben. Ich war ein mit seinem Geschick ganz zufriedenes Individuum, Sie aber mit den satanischen Lockungen Ihres sogenannten ‚Heureka' werfen wilden Aufruhr in die genügsame Ruhe meines Malergemüts, entfesseln die dunklen Gewalten ungesunder Begehrlichkeiten, drängen mich auf die verbrecherische Bahn kommunistisch-anarchistischer Empfindungen. Ich aber will ein guter und ein genügsamer Mensch bleiben und darum noch einmal: behelligen Sie mit der Anpreisung Ihres appetitanregenden Mittels fürderhin nur solche, denen auch das Schicksal gleichzeitig die Speisekammern ihres Daseins gut gefüllt hat. Sollten Sie aber demnächst einmal ein appetitverminderndes Präparat fabrizieren, so vermerkt sich Ihnen schon jetzt als Abnehmer dafür

A. Makarius, Weidheimerstraße 89."

„Famos — ganz famos!" lachte Walter Renk, nachdem er zu Ende gelesen. „Der Brief da, Wort für Wort abgedruckt, das gäbe eine Reklame, wie sie sich nicht wirksamer wünschen ließe. Muß ein kostbarer Kerl sein, dieser Anton, August, Alfons oder Alois Makarius!"

Wieder lachte Walter Renk mit seinem eigenen, lebhaften Sinn für Humor in sich hinein. Er wollte doch nachher gleich im Bureau Auftrag geben, daß der Name Makarius von der Adressenliste für Geschäftsanzeigen gestrichen wurde. Das kam davon, wenn die Namen wahllos aus dem Adreßbuch herausgeschrieben wurden.

Noch einmal überflog er den Inhalt des Briefes. Ob er ein paar Antwortzeilen schrieb?

Es unterblieb, aber als gegen Mittag ein Geschäfts-

weg ihn ziemlich weit hinaus in den neuen Stadtteil führte, fiel ihm plötzlich ein, daß ja auch die Weidheimerstraße hierherum lag, und gleichzeitig kam ihm der Gedanke, sich diesen Makarius einmal anzusehen, sich die Erlaubnis zur Veröffentlichung seines Briefes zu erbitten. Vielleicht bot sich auch Gelegenheit, dem armen Teufel eine kleine Genugtuung zu bieten, indem man ihm ein Bild abkaufte, mit dem sich Tilli dann ihren schwarzgelben Salon schmücken konnte.

Ein paar Minuten später stieg er in dem Hause Weidheimerstraße 89 die steilen Treppen hinan. Die reine Himmelsleiter. Selbst der hochstrebendste Künstler konnte nicht mehr oben hinaus wollen. Endlich stand er glücklich droben unterm Dach. Türen rechts und links, sämtlich mit weißen Namensschildern beklebt und sämtlich Ateliereingänge, wie es schien. Die reine Künstlerkolonie. Und da leuchtete es richtig ihm von einem Stück Karton mit den schon bekannten großen, kräftigen Schriftzügen entgegen: „A. Makarius."

Er hob die Hand und klopfte an die Tür.

„Herein!" rief es drinnen.

Doch er leistete der Aufforderung keine Folge, lauschte betroffen auf und starrte auf das Türschild. Das „Herein" hatte eine vollklingende, tiefgefärbte Stimme gerufen, die aber kaum wie eine männliche Stimme klang.

„Herein!" rief es noch einmal. „Wer ist denn da?" Gleichzeitig klang von drinnen ein rascher Schritt, die Tür öffnete sich, und auf der Schwelle stand eine hohe Gestalt. Kurzgeschnittenes dunkles Haar, dunkle Augen, kühne Züge, wie sie wohl einem Jünglingskopfe hätten zu eigen sein können, aber das lose fallende, schlichte Gewand ein Frauengewand, und eine Frauenstimme war es, die, nachdem die dunklen Augen den Draußen-

stehenden mit raschem Blick gemustert, sich erkundigte: „Sie wünschen, mein Herr?“

Wieder streifte sein Blick das Türschild, während er nur zögernd Antwort gab: „Ich weiß nicht — ich glaubte, ein Maler Makarius wohne hier —“

„Ich heiße Alexa Makarius und bin Malerin, aber ein Mann bin ich, wie Sie sehen, nicht.“

Das sah er freilich, und es schien, als könne er sich gar nicht genug sehen an dieser Tatsache, so starrte er die Künstlerin an.

„Sie wünschen also, mein Herr?“ fragte diese nochmals.

Da machte er seine tiefste Verbeugung. „Mein Name ist Doktor Renk in Firma Engelhardt —“

Sie begriff nicht gleich, dann aber blitzte aus ihren Augen das Verständnis, und sie rief: „Ah — Sie also sind der Heurekamann!“

Zustimmend verbeugte er sich wieder. „Zu Befehl, ich bin der Heurekamann.“

Dann sahen sie sich an und brachen gleichzeitig in ein klingendes Lachen aus.

„Sie begreifen demnach wohl, mein gnädiges Fräulein,“ sagte endlich der Chemiker, „daß ich es für meine Pflicht hielt, für die Ihnen zugefügten Belästigungen Abbitte zu leisten unter der feierlichen Zusicherung, daß es nie wieder geschehen soll.“

Noch in seine Worte hinein klang die Treppe herauf ein stapfender Schritt, und auf dem obersten Treppenabsatz wurde die Uniform des Briefträgers sichtbar, der, die Hand mit einem Briefe gegen die Malerin vorstreckend, in lakonischer Kürze rief: „Makarius!“

Die Malerin nahm den Brief in Empfang, warf einen Blick auf die Adresse, lachte und hielt den Umschlag Walter Renk unter das Gesicht. „Nie wieder! Nennen Sie das etwa nie wieder?“

Der mühsam zurückgehaltene Ausbruch eines Lachkrampfes färbte sein Gesicht braunrot. Der blaue Umschlag mit dem Kopf der Firma Engelhardt — eine neue Heurekaanpreisung!

Alexa Makarius aber öffnete weit die Tür ihres Ateliers, machte gegen Walter Renk eine Gebärde, ihr zu folgen, deutete drinnen auf die Platte eines kleinen Tischchens und rief: „Da — das ist mein Mittagsmahl! Das sehen Sie sich an. Und dann schauen Sie mich an, ob ich aussehe wie ein Mensch, dem es an gesundem Hunger fehlt. Und dann denken Sie sich's aus: seit acht Tagen kommt mir, wie auf die Minute ausgerechnet, wenn ich mich zu meinem Diner niedersetzen will, die Anpreisung Ihres appetitanregenden Mittels daher. Wenn das kein Fall ist, wo Weiber zu Hyänen werden —"

Walter Renk blickte Alexa Makarius an, und dann fiel sein Blick auf die Platte des Tischchens, darauf ihr Mittagsmahl stand: zwei Weißbrötchen, ein Apfel und ein Becher Milch.

„Ja, da freilich!" Es fuhr ihm heraus, und erst nachträglich kam's ihm zum Bewußtsein, wie mitleidig seine Stimme geklungen.

„Nicht wahr, das rührt Sie?" Ein gut Teil Hochmut klang neben Spott aus ihrer Stimme.

Das scheuchte seine Mitleidsregung rasch hinweg, und er rief: „Im Gegenteil, es erfüllt mich mit Bewunderung und Neid. Die Milch der frommen Denkart und der Apfel der Erkenntnis — wie rasch muß bei solch einem Menü der Organismus eines Menschen zur Höhe der Vollkommenheit heranreifen!"

Alexa Makarius sah ihn an, als sondiere sie gewissermaßen seinen eigenen Organismus, dann sagte sie, lässig auf eine Sitzgelegenheit deutend: „Da ich

Sie nun einmal zu mir hereingenötigt, ist's ja wohl auch gehörig, daß ich Sie bitte, Platz zu nehmen."

Er leistete ihrer Aufforderung Folge, ließ sich auf eine Art von teppichüberhangenem Sessel nieder und zuckte im selben Augenblick wie unangenehm berührt heimlich zusammen. Er hatte diese Sitzgelegenheit in Bezug auf seine Weiche und schwellende Polsterung bedeutend überschätzt. Was da der Teppichfetzen gnädig verhüllte, schien eine alte Kiste zu sein und noch dazu eine, von deren Deckel die scharfkantigen Leisten nicht entfernt waren.

In den Augen der Malerin, die keinen Blick von ihm verwandt, blitzte es schadenfroh, doch sie sagte nichts, schob von einem Rohrstuhl einen Haufen Skizzen zu Boden und setzte sich ihrem Besucher gegenüber.

Renk bog sich gegen die hinabgeworfenen Skizzen vor, als wolle er sie wieder aufheben. „Ich darf unmöglich gestatten, daß Sie um meinetwillen mit Ihren Kunstwerken so respektlos umgehen."

Aber sie wehrte ihm mit kurzer Handbewegung und sagte trocken: „Bemühen Sie sich nicht. Sie sehen ja, daß ich es am nötigen Respekt vor meinen Werken nicht fehlen lasse."

Ihr Blick strich über die Wände des Ateliers hin, an denen Skizze neben Skizze hing.

Walter Renk sprang wieder auf und trat an die eine Längswand. „Sie gestatten doch? Ich darf wohl von mir behaupten, daß ich ein lebhaftes Interesse für Malerei habe, und da mir die höchst erfreuliche Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu teil wurde, ist es mir natürlich doppelt interessant, auch Ihr künstlerisches Schaffen —"

„Bitte, sich nicht zu genieren. Unsereins hat sich ja das Angesehenwerden zum Lebenszweck gemacht."

Er biß sich auf die Lippen, ärgerlich über sich, daß er da sehr an unrechter Stelle in einen Ton verfallen war, wie ihn Tillis gute Freundinnen als weltmännisch flotte Konversation bewunderten. Stumm begann er die Skizzen zu betrachten, bis er sich plötzlich wieder zu Alexa umwandte und anknüpfend an ihre letzten Worte sagte: „Nicht nur das Angesehenwerden, sondern vor allem auch das Ansehen. Mir scheint's, daß Sie sich darauf ganz besonders verstehen. Alle diese Gesichter hier machen den Eindruck lebensvollster Naturwahrheit."

Sie entgegnete nichts. Den Kopf vorgeschoben, die Augen ein wenig eingekniffen, blickte sie ihn an, als fixiere sie angelegentlich ein Modell.

Er lächelte. Seine Eitelkeit regte sich. Ein schöner Kerl war er, das wußte er wohl, und Malerinnenaugen mußten das noch lebhafter empfinden, als weibliche Augen überhaupt das taten. Auch er sah Alexa Makarius an, und sein Lächeln vertiefte sich.

„Beneidenswert, so das Geschaute festhalten und wiedergeben zu können!" sagte er dann.

„Meinen Sie?"

Der Ausdruck ihrer Worte sprach, und noch vernehmlicher sprach ihr Blick: „Meinst du etwa, daß das Festhalten deiner eigenen Person so beneidenswert wäre?"

Seine Antwort sagte ihr, daß er sie recht verstanden: „Nicht unter allen Umständen natürlich. Zum Beispiel dann nicht, wenn Sie mich auf meine bescheidene Anfrage einer zustimmenden Antwort würdigen wollten: Könnten Sie sich dazu entschließen, von meiner Alltagsphysiognomie ein Konterfei aufzunehmen?"

Ihr Nacken steifte sich, der Kopf bog sich empor, sie sah sehr unnahbar aus. „Ihre Frage ist ein Scherz, so wie mein Brief eine scherzhafte Laune war. Bei

allem aber, was meine Kunst betrifft, bin ich ein sehr ernsthafter Mensch."

Damit erhob sie sich, und Walter Renk verstand, daß er seine Anwesenheit hier und ihre Bekanntschaft überhaupt nunmehr als beendet zu betrachten habe. Aber was er zuvor wirklich nur halb im Scherz gemeint, empfand er nun als ernsten Wunsch. Er wünschte wirklich, Alexa Makarius möge sich dazu verstehen, sein Porträt zu malen. Veränderten, fast geschäftsmäßigen Tones wiederholte er also seine Frage noch einmal.

Um ihre Lippen begann wieder der Spott zu zucken. Sie nahm vom Tischchen den großen rotbäckigen Apfel und ließ ihn wie einen Ball von einer Hand in die andere gleiten, während sie langsam die Gegenfrage stellte: „Kamen Sie mit der großmütigen Absicht hierher, dem vermeintlichen Makarius auf die Herausforderung Ihres appetitanregenden Mittels eine sättigende Genugtuung anzubieten?"

Er richtete seine blitzenden blauen Augen fest auf sie. „So etwas ähnliches beseelte mich allerdings. Ich brauche zufällig ein paar Landschaften und hätte mich gefreut, auf gute — und da ich nun einmal ein Geschäftsmann bin — vielleicht auch auf billige Manier zu einem Gemälde zu kommen. Als ich dann sah, daß Sie, mein Fräulein, nicht Landschafterin sind, kam mir mit der Bewunderung Ihres Könnens der Gedanke, ein schön eingerahmtes Konterfei meiner eigenen Person müßte doch für meine Braut noch ein erfreulicherer Anblick sein, als irgend eine Felspartie oder eine grüne Wiese. Und somit erlaube ich mir denn zum dritten Male die Frage an Sie zu richten: Könnten Sie die edle Rache über sich gewinnen, den Heurekamann durch Ihren Pinsel der Nachwelt zu erhalten?"

Alexa Makarius lachte, und ihm gab ihr Lachen

ein ganz merkwürdiges Gefühl der Freude, fast des Triumphs. Sie willigte ein, in ihren lachenden Augen stand das Ja, das nun auch ihr Mund aussprach.

„Wenn Sie es durchaus wollen, in Gottes Namen. Und ich werde mein möglichstes tun, um Ihnen Gerechtigkeit angedeihen zu lassen.“

Da hatte seine Eitelkeit wieder einen kleinen Hieb. Er nahm's wie ein Kompliment und reichte ihr die Hand. Ein paar lustige Worte wechselten sie noch, besprachen, wenn die erste Sitzung sein solle, dann verabschiedete sie ihn.

Als Walter Renk die fünf Treppen wieder hinabstieg, hob er plötzlich die Rechte empor und betrachtete sie, als müsse er daran irgend ein Zeichen sehen, so wie er noch den eigentümlich festen Druck zu spüren wähnte, mit dem Alexa Makarius ihm zum Lebewohl die Hand gereicht. Ein männlicher Griff. Überhaupt die ganze Persönlichkeit — ein ganzer Kerl!

2.

Braut und Bräutigam waren mit Frau Emilie Helmbold, der künftigen Schwiegermama, auf der Wohnungssuche gewesen, und als sie nach allem Hin- und Herwandern sich schließlich wieder heimwärts wenden wollten, war Onkel Trippel ihnen über den Weg gelaufen und hatte die drei in das nächste Weinrestaurant geschleppt. Die Stärkung, die der trink- und daseinsfrohe alte Junggeselle ihnen da aufnötigte, wurde eine sehr nachdrückliche und brachte die matt gewordenen Lebensgeister wieder in lebhafteste Bewegung. Mama Helmbold entwickelte eine fast unglaubliche Redefixigkeit, Tilli, die ihr darin kaum nachstand, blühte immer rosiger auf, und Xaverius Trippel machte sich weidlich sein Onkelrecht zu nutze und kniff ihr so oft wie möglich

in die zarten jungen Wangen. Dabei blinzelte er schwerenöternd den Bräutigam an.

„Nicht eifersüchtig werden, mein Junge, nicht eifersüchtig! Aber ein Glückspilz bist du, und ich möchte wohl an deiner Stelle sein."

„Das möchte wohl mancher," sagte Mama Helmbold und nickte ein halb dutzendmal hintereinander.

Auch Walter Renk nickte, lachte, hob sein Glas und stieß der Reihe nach mit allen an. Plötzlich zog er, als falle ihm mitten in einer Rede etwas anderes ein, die Uhr, warf einen Blick darauf, machte ein etwas betretenes Gesicht und erhob sich halb von seinem Stuhl.

„Ich hatte ganz vergessen, daß ich noch was zu erledigen habe. Entschuldigt, wenn ich mich jetzt verabschiede."

„Ist denn das so wichtig? Wo willst du denn hin?" forschte die Schwiegermama.

„Ach, nur nach Weidheim hinaus."

„Weidheim —" meinte Onkel Trippel. „Ist da nicht die neue chemische Versuchsstation?"

„Jawohl, die ist da draußen," bestätigte Walter sehr eifrig.

Frau Helmbold erteilte ihm die Erlaubnis: „Nu ja, da geh eben."

„Nimmst du mir's auch nicht übel, Schatz?" fragte er, sich zu Tilli hinabbeugend.

Voll Seelenruhe sah sie ihn an. „Aber wenn du doch was Geschäftliches zu besorgen hast! Das geht natürlich vor."

Es zuckte um seine Lippen, als er das Restaurant verließ. Erst 's Geschäft und dann 's Vergnügen! — das war der Wahlspruch des Helmboldschen Hauses. Im Munde einer zärtlichen Braut nahm er sich immerhin etwas sehr — beruhigt aus. Dabei empfand er

selber das zu erledigende Geschäft als eine durchaus vergnügliche Angelegenheit, der er mit eilenden Schritten zustrebte.

Vor einem Blumenladen machte er halt, und nach einem nochmaligen Blick auf die Uhr trat er ein. Um eine volle Stunde hatte er sich verspätet, hatte er Alexa Makarius auf die von ihr anberaumte Sitzung warten lassen — da war's am Ende gehörig, wenn er sich durch die Blume bei ihr entschuldigte.

Mit einem dicken Strauß glutrotem Riesenmohns kam er zurück. Er hatte ein paar Rosen kaufen wollen, da verfing sein Blick sich in der leuchtenden Pracht, und er mußte denken, wie gut die sich in der weitbauchigen schwarzgrünen antiken Vase ausnehmen würde, die das Prunkstück von Alexas Atelier bildete. Schon dreimal hatte er ihr inzwischen gesessen und es bisher noch vor jedermann geheimgehalten, denn er hatte seine Braut eines Tages mit der vollendeten Tatsache seines wohlgelungenen Porträts verblüffen wollen.

Mit Alexa Makarius war er nicht eigentlich bekannter geworden. Sie hatte die Wahrheit von sich gesagt, war in allem, was ihre Kunst betraf, ein sehr ernsthafter Mensch und ein schweigsamer obendrein. Doch er hatte bisher ihr Schweigen noch kaum als solches empfunden, denn wenn auch ihr Mund während der Arbeit nur selten zu einem Wort sich öffnete, so redete doch ihr Mienenspiel. Er meinte noch nie ein so bewegliches Gesicht gesehen zu haben. Jeder wechselnde Zug hatte seine besondere Sprache, die zu verstehen und ergründen er all seinen Scharfsinn anspannte, daß darunter die Stunde, welche die Sitzung währte, nur so dahinflog. —

„Ich glaubte nicht, daß Sie heute noch kommen würden," sagte Alexa Makarius, als er bei ihr eintrat.

Er streckte ihr seinen Strauß entgegen und deklamierte gefühlvoll:

„Blümlein traut, bitt' für mich — recht inniglich!"

„Ah — das ist schön!" rief sie. Und dann noch einmal: „Das ist schön!"

Sie nahm die Blumen, hielt sie mit leicht emporgehobenen Armen vor sich hin. Kein Wort des Dankes, aber in ihren aufleuchtenden Augen stand die Freude. Dann nahm sie von der Säule die Vase, füllte Wasser hinein, ordnete den Mohn, stellte die Vase auf ihren Platz zurück, wandte sich zur Staffelei und sagte: „So, nun wollen wir an die Arbeit gehen."

Walter Renk ließ sich auf seinem üblichen Platz nieder, gab seinem Kopf die von ihr gewünschte Haltung, kreuzte die Arme unter der Brust, schlug ein Bein leicht über das andere und stellte so seinen äußeren Menschen der Malerin zur Verfügung. Unter der angenehmen Nachwirkung des genossenen opulenten Frühstücks war seine Laune eine besonders helle, und der Ausdruck seines Gesichts spiegelte das zufriedene Behagen wider, das er empfand.

Alexa Makarius hatte zu malen begonnen. Eine Weile arbeitete sie voller Eifer, nur hin und her mit einem raschen Blick ihr Modell streifend. Dann aber wurden ihre Blicke schärfer, prüfender, suchender, ihre Pinselführung langsamer, zögernder, und auf einmal hörte sie zu malen auf, trat von der Staffelei zurück und starrte mit fest zusammengepreßten Lippen finster auf das Bild.

Sie war nicht zufrieden mit ihrer Arbeit, er sah es ihr an und lächelte fast ein wenig geschmeichelt, daß ihr sein Konterfei nicht so ganz glatt von der Hand ging.

„Nun, bin ich doch etwas schwieriger, als Sie zunächst geglaubt?"

„Schwierig?" Das Wort klang spöttisch und mitleidig zugleich. Walter Renk wußte nicht recht, was er aus dem Tonfall machen solle, und Alexa begann wieder zu malen. Doch nur ein paar Striche, dann schleuderte sie den Pinsel zu Boden und fuhr den ihr Sitzenden zornig an: „Wollte Gott, Sie wären schwieriger — das wollt' ich schon zwingen. Aber da ist alles so glatt, daß man's nirgends packen kann. Das Bild wird nichts, solang Sie noch diese — Heurekapaste auf dem Gesicht tragen."

Zunächst starrte er sie ganz verblüfft an, dann zuckte ein roter Schein über sein Gesicht, und dann lachte er laut auf: „Heurekapaste ist gut! Heurekapaste ist sogar sehr gut! Ja, mein verehrtes Fräulein, ich bedaure auf das lebhafteste, daß meine Physiognomie Ihnen zu glücklich erscheint, aber ich kann mir doch unmöglich so schnell ein großes Unglück zulegen, nur damit der Ausdruck meiner Züge Ihren künstlerischen Anforderungen besser entspricht."

Sie ignorierte vollständig die gereizte, heimlich beleidigte Schärfe, die aus seinen Worten klang, sah ihn noch immer mit zornigen Augen an und sagte: „Und dabei ist noch etwas anderes da; man fühlt es zuweilen, aber zu sehen ist nichts davon —"

„Aber das ist ja ganz ungeheuer interessant!" rief Walter Renk mit gespieltem Humor. „Verborgene Tiefen in mir, vielleicht verborgene Schätze! Wenn Sie dieselben schon ahnen, könnten Sie mir da nicht auch vielleicht das Zauberwort verraten, wie ich sie ans Licht befördere?"

„Vielleicht kommt einmal die Zeit. Vorläufig sind Sie noch nicht ganz reif."

Über die Schulter hinweg hatte sie es langsam gesagt, und er sprang auf, als hätten ihre Worte ihn emporgerissen. „Ziehen Sie es vor, die Weiterführung des Porträts hinauszuschieben, bis meinem Gesicht der gewünschte Stempel aufgedrückt ist?“

Sie fixierte ihn mit ihrem scharfen Blick und sagte dann gleichmütig: „Ganz wie Sie wünschen.“

Er verbeugte sich, als wären ihre Worte die höflichste Aufforderung gewesen, nahm seine vorherige Pose wieder ein, und Alexa begann aufs neue zu malen.

Renk verwandte keinen Blick von ihr. Das heimlich Gereizte war noch immer in ihm, daß sie sich gleichsam eine Kritik seines ganzen Wesens erlaubt hatte. Seine Physiognomie also gefiel ihr nicht! Das hätte ja beinah dazu anspornen können, die Probe aufs Exempel zu machen, ob er ihr nicht eines Tages nur zu gut gefallen würde — wenn das Experiment selber sich nur gelohnt hätte.

„Gut so, sehr gut!“ rief plötzlich Alexa. „Halten Sie diesen Ausdruck jetzt ein paar Minuten fest.“

Aber was sie selbst mit ihrem Pinsel festzuhalten wünschte, war aus seinen Zügen, seinen Augen entschwunden, noch während sie ihn anrief, und da er selber nicht hätte sagen können, in welches Denken und Empfinden er wie in einen wandernden Traum eingesponnen gewesen war, gelang es ihm nicht, den Ausdruck zurückzurufen.

In Alexas Gesicht sah er die Enttäuschung; eine Weile malte sie noch, dann legte sie die Palette von sich und sagte wie gewöhnlich: „Ich danke Ihnen. Für heute ist's genug.“

3.

Ein paar Tage später befand er sich in der Fabrik, als man ihm eine Rohrpostkarte übergab. Enttäuschung

stand auf seinem Gesicht, als er die wenigen Zeilen überflog. Alexa Makarius schrieb ihm die Sitzung für heute ab. Sie sei verhindert und werde ihn noch benachrichtigen, wenn die nächste Sitzung stattfinden solle.

Er knüllte die Karte zusammen, schob sie in die Tasche, und ein heftiger Unmut quoll in ihm auf. Steckte hinter der Absage vielleicht noch etwas anderes? Sollte es heißen, daß sie auf das Vergnügen überhaupt verzichte, sein Abbild auf die Leinwand zu zaubern?

Er begann hin und her zu laufen, schnauzte ohne Grund einen Arbeiter an, der ihn etwas fragte, und mußte an sich halten, daß er es nicht Tante Laura gegenüber ebenso machte, als die kam, ihren täglichen Inspektionsgang durch die Fabrik abzuhalten, wie das schon zu Lebzeiten des Gatten ihre Gepflogenheit gewesen war. Es kribbelte ihm ordentlich in den Fingern, wie sie jetzt auch in sein kleines Privatlaboratorium eintrat, worin er zu seinem Vergnügen allerlei wissenschaftliche Experimente betrieb, die nichts mit den praktischen Zielen der Fabrik zu tun hatten. Schon manchmal hatte Frau Laura Engelhardt dazu den Kopf geschüttelt und tat es nun wieder in nachdrücklichster Weise, während sie in alle Tiegel und Retorten hineinguckte.

„Das ist doch richtig Zeit und Geld verschwendet. Verbindungen herstellen wollen, die nur kosten und nichts einbringen, das überlaß du lieber den Professoren und solchen Leuten."

„Ja, alle Tage kann einer kein Heureka erfinden," gab er zurück, einen Deckel wieder zuwerfend, den die Tante emporgehoben hatte. Noch immer an allen Ecken und Enden diese Bevormundung und bei jedwedem Ding in erster Linie die Frage: Was bringt's? Als ob nicht

auch er sich bisher die einträglichen Verbindungen nach Kräften hätte angelegen sein lassen! —

Die Stunde kam, wo er Alexa Makarius zu sitzen pflegte, und der noch in ihm wühlende Unmut ward zur drängenden Ungeduld. Es litt ihn nicht mehr in der Fabrik.

Ein paar Minuten später saß er auf seinem Rad und fuhr in flottem Tempo davon, die Richtung nach Erlensee einschlagend. Zwischen Äckern und Wiesen führte in fast gerader Linie die Straße zum Wald hinüber. Ihm weit voran gewahrte er einen anderen Radler, der fuhr noch schneller als er selber. Er brachte die Pedale seiner Maschine gleichfalls in raschere Bewegung und jagte vorwärts. Aber die Entfernung zwischen ihm und dem Rade vor ihm blieb die gleiche. Das stachelte ihn zu noch größerer Eile. Oho, dem wollt' er's doch zeigen, daß er ehemals im Tourenfahren einen Preis gewonnen! Ein wenig verringerte sich die Entfernung, und jetzt erkannte er plötzlich, daß vor ihm eine Dame fuhr. Alle Achtung, die verstand's! Jetzt schien sie zu merken, daß einer sie überholen wollte, denn auch sie legte schärfer aus. Es wurde ein regelrechtes Wettfahren, aus dem als Sieger hervorzugehen Walter Renk zunächst noch nicht allzuviel Aussicht hatte. Aber da geschah ein anderes. Irgend eine Tücke des Weges brachte Rad und Radlerin ins Schwanken, zwar rettete sie sich durch einen kühnen Absprung noch vor dem Sturz, das Rad aber flog zu Boden und schien irgend einen Schaden erlitten zu haben, denn sie schwang sich nicht wieder hinauf, sondern hantierte eifrig an der Maschine herum.

Jetzt war's galante Hilfsbereitschaft, die ihn vorwärts trieb, und fast hatte er die Stätte des Unfalls erreicht, da stutzte er plötzlich. Die Radlerin drehte ihm

den Rücken zu, aber ihre Gestalt, die Bewegungen, das kurze Haar, das dunkel unter der Sportsmütze hervorleuchtete — Ein paar schwindelschnelle Drehungen seines Rades noch, da wandte die Radlerin sich nach ihm herum, und wie aus einem Munde riefen sie sich's beide entgegen: „Sie sind es! — Sie also sind es!"

Walter Renk war abgesprungen und stand neben Alexa Makarius. „Kann ich Ihnen behilflich sein?"

„Danke — der Schaden ist bereits geheilt. Selbst ist das Weib. Und eingeholt hätten Sie mich doch nicht, wenn nicht die Wurzel da gewesen wäre."

„Also muß ich mich bei der bedanken, daß Ihnen mein Anblick heute doch nicht erspart bleibt," gab er übermütig zurück.

„Ja, es scheint, daß der Mensch seinem Schicksal nicht entgehen kann. Ich bekam heute früh Nachricht von auswärtigen Bekannten, die sich für den Tag ansagten und mich mit Beschlag belegten. Dann traf, kurz nachdem ich Ihnen abgeschrieben hatte, das Telegramm ein, daß sie doch nicht kämen. Na, weil ich nun einmal innerlich aufs Bummeln gestimmt war, hab' ich mich aufs Rad gesetzt."

„Ganz wie ich. Ich war, als Ihre Absage kam, auch aufs Bummeln gestimmt. Und nun beugen Sie sich nur weiter unter Ihr Schicksal, denn wenn Sie mir's nicht ausdrücklich befehlen, werden Sie mich nicht wieder los."

„Mich genieren Sie nicht, und die Straße ist ja für alle da."

Sie hatte sich wieder auf ihr Rad geschwungen und flog davon. Beobachtend sah er ihr nach, und ein verwundertes Staunen rief in ihm: „Aber sie hat ja Grazie — eine ganz eigenartige kühne, gleichsam großzügige Grazie!" Das übermütige Frohempfinden, das

ihm, ohne daß er sich über den Grund Rechenschaft gab, gekommen war, als er Alexa Makarius erkannte, wuchs stärker in ihm empor mit dem Wunsche, sich auch ihr von seiner vorteilhaften Seite zu zeigen. Er schwang sich gleichfalls wieder aufs Rad, ein Dehnen ging durch seine schlanken, geschmeidigen Glieder, und dann jagte er dahin, im Vorüberfahren einen lachenden Blick auf Alexa werfend — die Herausforderung, gleiches Tempo mit ihm zu halten, wenn sie es könne.

Sie schien es nicht zu können, denn sie blieb ein wenig zurück, und er, alle Sehnen spannend, verdoppelte die Schnelligkeit seines Rades.

Da kam's hinter ihm daher wie Windessausen, ein schmetterndes Jauchzen scholl an sein Ohr, und an ihm vorüber stob, wie die Walküre auf jagendem Wolkenroß, Alexa — mit winkendem Arm und auf den geöffneten Lippen den heißen Schrei.

Er machte zunächst keinen Versuch, sie einzuholen, das Bild war zu schön, als daß er durch eigenes Eilen sich den Anblick beeinträchtigt hätte. Und während seine aufleuchtenden Augen ihr nachschauten, mußte er plötzlich an Tilli denken, wie er die einmal aus Scherz auf ein Rad hinaufgehoben, und sie mit den Füßen zappelnd in heller Todesangst gerufen hatte: „Halt mich fest — halt mich fest, ich brech' mir ja den Hals!"

Ja, eine Walküre war Tilli freilich nicht, aber Walküren sind ja auch nicht das, was einer sich heimführt.

Ein paar Sekunden später hatte er sie eingeholt.

„Nun sind Sie wohl furchtbar stolz?" sagte sie, als er dicht an ihrer Seite war.

„Ja, nun bin ich furchtbar stolz," antwortete er. „Denn es ist immer ein niederdrückendes Gefühl, von einem Weibe überflügelt zu werden."

Sie fuhr sich mit der Hand über die heiße Stirn und nickte: „Die liebe Eitelkeit, die bleibt nun einmal im großen wie im kleinen die Triebfeder der meisten Heldentaten.“

„Der Ihren auch?“ lächelte er.

Ihre Brauen schoben sich leicht aneinander, als müsse sie zunächst der Antwort nachsinnen, dann sagte sie bestimmt: „Eitel bin ich nicht.“

Er entgegnete nichts, blickte auf ihr Haar, das in dichter Fülle unter der Mütze hervordrängte. Es wellte leicht und machte den Eindruck, als müsse es ursprünglich sehr lang gewesen sein. Und sie hatte sich doch des Schmucks entäußert! Nein — eitel war sie nicht.

Die Straße begann leicht zu steigen; sie mußten langsamer fahren, hielten sich Seite an Seite, und munter flogen die Worte zwischen ihnen hin und her. Eine sprühende Lebendigkeit ging von Alexa aus, ein heller, ansteckender Humor, so daß er denken mußte: Was war doch diese Alexa hier für ein anderer Mensch als jene Alexa, die so ernsthaft stumm vor ihrer Staffelei stand! Doch nein — es waren eben nur die beiden Hälften ihres Wesens, die zusammen den Einklang einer Persönlichkeit gaben, die alles, was sie tat, ganz aus dem Vollen tat.

Die Anhöhe war erreicht. Wie ein grüner Kranz umzog der Wald die Berglehne. Drunten lag in schimmernder Pracht mit seinen lieblichen Ufern der See, und vor ihnen winkte mit seinen weißen Mauern und luftigen Veranden das Wirtschaftsgebäude.

„Eine Kräftigung da drüben haben wir uns redlich verdient,“ sagte Walter. „Ein kühler Trunk wird uns beiden gut tun.“

Alexa lachte: „Ja, für mich die Milch der frommen Denkart, denn bierselig bin ich nicht.“

Zu einer der rosenumrankten Veranden fuhren sie hinüber, und Renk bestellte eine Maibowle.

„Keine Vergewaltigung, bitte!“ sagte ziemlich bestimmt Alexa, als er ihr die Milch, die sie sich bestellt, aus der Hand nehmen und dafür den gefüllten Römer aufnötigen wollte.

Doch er ließ nicht ab, nahm seinen eigenen Kelch und hob ihn ihr entgegen. „Sie sollen mir wenigstens Bescheid tun. Aber nicht mit dem faden Produkt der guten Kuh — hier, mit dem goldenen Rebenblut. Erfreut sich nicht Ihr Malerauge daran, wie in dem grünen Glanz die Sonne funkelt? Heureka! Es lohnt sich doch des Lebens!“

„Ja, es lohnt sich schon.“ Bestimmt sagte es Alexa und hob das Glas mit dem duftenden Wein empor. „Aber nicht Ihrem ‚Heureka‘ komm' ich nach, denn nicht im schon Gefundenen liegt des Lebens Reiz, er liegt im Unerreichten, im ringenden Kampf danach und in der großen Sehnsucht!“

Ihre Lippen berührten das Glas, sie trank, und über den Kelch hinweg blickten wie verzückt ihre Augen ins Weite. In welch große Sehnsucht schauten sie hinein? War's ihre Kunst, oder — war's die Liebe?

Er starrte sie an, von ihren Augen glitt sein Blick zu ihrem Munde hinab. Hatte dieser Mund schon geküßt?

Seine Hand zuckte zur Stirn empor, als wolle er das jähe Brennen hinwegscheuchen, das er dort verspürte. Dabei hätte er laut auflachen mögen. Was kümmerte es ihn, ob und wen Alexa Makarius schon geküßt hatte!

Aufs neue füllte er die Gläser. „Die große Sehnsucht also!“

Fest sah sie ihn an. Die Gläser trafen aneinander

mit hellem, klingendem Ton. Er wollte wieder trinken, da riß es ihm plötzlich wie mit Gewalt die Lippen vom Glase zurück, sein Blick fuhr zur Seite über die Brüstung der Veranda zur Straße hinab, von wo ein Aufschrei an sein Ohr geklungen war.

„Aber das — das ist ja doch Walter!"

Und in den Schrei empörten Unglaubens klang ein zweiter: „Ja wahrhaftig, das ist Walter. — Wal— ter!!"

Tante Lauras und Tillis Stimme, und Tilli die im Landauer neben Tante Laura saß, erteilte jetzt dem Kutscher den Befehl: „Halten!"

Walter Renk war von seinem Sitz emporgeschnellt, beugte sich über die Brüstung vor, winkte zum Wagen hinab, heuchelte eine frohe Überraschung, die er weit entfernt war, zu empfinden. „Ihr seid's! Das ist ja ein famoser Zufall. Hier sitzt sich's prächtig. Ihr steigt doch aus?"

Tilli hielt die Lippen fest aufeinandergepreßt und blickte starr dorthin, wo Alexa Makarius saß.

Tante Laura aber sagte: „Wir denken nicht daran, auszusteigen. Aber vielleicht bist du so gut und steigst zu uns herab."

Er tat noch immer völlig harmlos, als ahne er nichts von dem ihn bedrohenden Ungewitter, lachte und rief: „Ich fliege auf Fittichen der Sehnsucht."

Noch während er lachte, ging über sein Gesicht ein roter Schein. Er meinte Alexas Blick zu fühlen, der auf ihm haftete, meinte zu hören, was dieser Blick redete. Seine Augen strichen an ihr vorbei, wie er sich mit einer fahrigen Bewegung leicht vor ihr verbeugte: „Sie verzeihen — es sind die Meinigen da unten."

Dann eilte er auf die Straße hinab und trat hutschwenkend zum Wagen hin.

„Nun sag mir bloß um alles in der Welt, wie kommst du hierher?" rief die Tante ihm entgegen.

„Zu Rad," gab er mit gemachter Lustigkeit zurück.

„Zu Rad — und wie's scheint in Gesellschaft?"

„Jawohl. Ich traf mit der Dame da oben, einer Künstlerin, zufällig unterwegs zusammen." Dabei streckte er Tilli die Hand entgegen, die jedoch nicht ergriffen wurde, und Tante Laura, den Blick steif auf Alexa gerichtet, die das scharfgeschnittene Profil dem Wagen zugekehrt hielt, meinte gedehnt: „Künst—lerin — na ja!" Und auf den Rücksitz des Landauers deutend: „Du fährst jetzt natürlich mit uns nach Hause?"

Immer noch gab er sich den Anschein der Harmlosigkeit, aber in ihm begann es zu sieden. Was fiel ihnen denn ein, was nahmen sie sich gegen ihn heraus — Tilli mit ihrem Maulen, und die Tante mit ihrem Kommandoton, wie einem Schuljungen gegenüber, den sie auf Abwegen ertappt! Und Alexa da oben, die alles sah und hörte!

Er machte eine bedauernde Bewegung. „Wär' mir selbstverständlich eine Wonne, aber ich bin zu Rad hier."

„Das nimmt der Kutscher zu sich auf den Bock," erklärte kategorisch die Tante.

Doch Tilli fiel ihr mit einem scharfen Auflachen ins Wort: „Aber nein — er soll sich doch hier in seinem Vergnügen nicht stören lassen!"

„Friedrich," entschied, den Kutscher anrufend, Tante Laura, „gehen Sie und holen dem Herrn sein Rad herunter!"

„Sitzen bleiben!" Ein herrischer Befehlston Walters gebot dem Kutscher, sich nicht von seinem Bock zu rühren. Dann ging er mit raschen Schritten wieder zur Veranda hinüber.

Als er wieder in die Veranda trat, stand neben

Alexa der Kellner, dem sie eben ein paar Silbermünzen hingeschoben hatte — ihren Anteil an der Bowle. Er riß ein Geldstück aus der Tasche, gab's dem Kellner, winkte, daß er sich entferne, und sagte, vollends an Alexa herantretend: „Sie beschämen mich, mein Fräulein."

Wie einen Wildfremden sah sie ihn an. „Aber wieso?" Und auf sein Rad deutend: „Sie sollten nicht länger säumen. Man erwartet Sie."

Er murmelte etwas Unzusammenhängendes und versuchte ein Lachen dabei. „Ja, allerdings — Minnedienst — meine Braut —" Und dann verbeugte er sich kurz, fast brüsk. „Leben Sie wohl, Fräulein Makarius und — auf Wiedersehen!"

Sein Blick hing an ihrem Gesicht. Das war kühl und gleichgültig wie ihre Stimme, als sie entgegnete: „Leben Sie wohl, Herr Doktor."

Sein Rad vor sich her stoßend, ging er zum Wagen zurück, riß den Schlag auf, sprang hinein, während der Kutscher die Maschine auf den Bock hob. Dann zogen die Pferde an und trabten davon. Zunächst sprach im Wagen keines der drei, doch als die Straße eine Biegung machte, die das Restaurant dem Blick entzog, fuhr die Tante, als habe sie nur auf diesen Moment gelauert, auf Walter ein.

„Nun sei so gut und erkläre uns —"

Aber auch bei ihm brach es jetzt los: „Nein, erst erklärt ihr mir, was das heißen soll, daß ihr mich in dieser Weise vor einer fremden Dame blamiert und sie noch obendrein beleidigt, denn die Art, wie ihr ohne die geringste Rücksicht über mich verfügtet, war eine Beleidigung für sie."

„Das ist stark! Ich muß gestehen — das ist stark!" rief jetzt Tilli. „Also nur darum ist's dir zu tun, was

die — Dame" — sie legte einen höhnischen Klang auf das Wort — „von dir denkt! Was ich denken muß, das ist dir wohl einerlei?"

„Und was mußt du denken?" fragte er und sah ihr in das hübsche Gesicht, das sich immer heftiger zu röten begann.

„Das sage dir gefälligst selbst, was das für einen Eindruck macht, wenn eine ihren Bräutigam dabei ertappt, daß er mit einer fremden Person heimlich Ausflüge macht!"

„Die ‚fremde Person' ist, wie ich dir bemerken möchte, eine hervorragende Malerin," fiel er schneidend ein, „und im übrigen glaube ich bereits erwähnt zu haben, daß mich nur ein Zufall mit Fräulein Makarius zusammentreffen ließ."

Tilli lachte schnöde. „Natürlich, so was ist immer Zufall. Und — hervorragende Malerin — mit einer selbstgemachten Kattunbluse und einer Zweimarkmütze!"

„Ja, eine gräßliche Person," stimmte Tante Laura zu, die froh war, daß Tilli die Angelegenheit nicht von einem tragischeren Standpunkt nahm. „Dieser kurzgeschorene Kopf und die Figur — die reine Kletterstange! Wie sie aufstand, dacht' ich, das wollte gar kein Ende nehmen."

Walter zerrte den Schnurrbart zwischen die Zähne. Wie sie über Alexa aburteilten, das brachte ihn mehr auf, als wenn sich ihre Anschuldigungen über ihn allein ergossen hätten. Dennoch versuchte er ein Einlenken, indem er sich gestand, daß wenigstens Tilli immerhin Grund zu ihrem Mißvergnügen habe. Die Achseln zuckend, sagte er: „Na also, um so weniger hast du Ursache, eifersüchtig zu sein."

„Eifersüchtig?!" Das Wort war wie getränkt von Hohn. „Ach nein, ein bißchen besseren Geschmack trau'

ich dir denn doch zu. Aber im höchsten Grade unschicklich find' ich's für einen verlobten Mann — das hättest du dir sagen müssen. Von ihr kann man das natürlich nicht verlangen. Solche — Künstlerinnen tun sich ja auf ihre freien Manieren noch was zu gute."

„Ich wüßte nicht, daß sich Fräulein Makarius mir gegenüber irgendwie in freien Manieren gefallen hätte." Seine Stimme klang eisig.

Abermals lachte Tilli. „Aber mit Maibowle hat sie sich von dir traktieren lassen."

„Du irrst auch darin. Fräulein Makarius hat ihren Anteil bezahlt."

Tante Laura spitzte die Ohren. Was war das für ein Ton? Bis zu einem richtigen Zank zwischen den beiden wollte sie es denn doch nicht kommen lassen. Sie tat, als sinne sie nach. „Makarius — ist's mir doch, als hätt' ich von der schon gehört. Was malt sie denn gleich? Blumen, nicht wahr?"

„Nein, Menschen — wenn ihr zufällig ein Exemplar unter die Hände kommt, das den Namen verdient."

Tilli verstand nicht, was sich hinter der Bitterkeit seines Tones in Wahrheit verbarg, aber sie verstand, daß er für die Malerin eine Lanze brechen wolle. Ihre Augen begannen zu funkeln, als sie spottete: „Das glaub' ich, daß die nichts zu tun hat. So eine Vogelscheuche! Wer sich von der wohl malen lassen möchte! Ein schönes Bild müßte das werden!"

„Schön gefärbt vielleicht nicht — aber wahr! Und die Wahrheit steht den meisten Leuten nicht sehr vorteilhaft zu Gesicht."

Mit einer geradezu hilflosen Miene starrte Tilli ihn an. „Ja — was soll denn das heißen?"

„Gar nichts soll's heißen, als daß wir jetzt das

Thema Alexa Makarius wohl genug breit getreten haben."

„Alexa — Alexa! Nennst du sie etwa gar beim Vornamen? Du — jetzt hab' ich's aber satt! Und jetzt will ich wissen, was für eine Art von Bekanntschaft das ist, oder ich rück' deiner schönen Alexa selber auf die Bude."

„Tilli!"

„Tilli — jawohl! Starr mich nur an, als ob du mich fressen möchtest! Die Braut möcht' ich sehen, die sich so was bieten läßt. Und wenn du mir nicht jetzt auf der Stelle alles ganz genau sagst, wo und wie du sie kennen gelernt hast, und ob du solche Ausflüge schon öfter mit ihr gemacht hast, dann —"

„Nun, dann?" fragte er und blickte Tilli in das wütende Gesicht, als entdecke er da auf einmal ihm ganz neue, fremde Züge.

Sie machte eine schluckende Bewegung, als würge sie gewaltsam die Tränen hinunter, und drückte die kleinen Fäuste an die Augen, die doch ganz trocken waren.

Aber die beabsichtigte Wirkung blieb aus. Der Bräutigam riß ihr nicht erschüttert die Hände herab. Er zuckte nur die Achseln und sagte kühl: „Für so unvernünftig hätte ich dich nicht gehalten."

Merkwürdigerweise übte der Ton eine beruhigendere Wirkung auf sie, als es eine Zärtlichkeit getan hätte. Sie ließ die Hände vom Gesicht sinken, schaute eine Weile angelegentlich zur Seite, kehrte sich dann wieder Walter zu und sagte: „Nun ja, es mag ja nichts weiter dabei gewesen sein. Das eine Mal will ich dir glauben. Aber noch einmal darf ich dich nicht bei so was ertappen!"

Der Friede schien wiederhergestellt, und Tante

Laura ließ es sich angelegen sein, das Gespräch in unverfängliche Bahnen zu lenken.

Aber als sie nach beendeter Fahrt Tilli vor der elterlichen Wohnung abgeliefert hatten und selber heimgekehrt waren, sagte vor der Stubentür die Tante zum Neffen, der in sein eigenes Zimmer wollte: „Komm doch erst noch mit mir da herein." Und in der Wohnstube drinnen forderte sie voll Autorität: „Jetzt möchte ich aber doch klipp und klar von dir wissen, wie du dazu kommst, so mitten am Tage, wo's doch wahrhaftig in der Fabrik genug für dich zu tun gäbe, heimlich eine Radeltour zu machen, und was du für — Künstlerinnenbekanntschaften hast, von denen niemand was weiß. Vor Tilli hab' ich nicht noch mehr Öl ins Feuer gießen wollen, aber —"

„Jetzt wird's mir zu toll! Bin ich denn ein Schuljunge, der vor jedem Ausgang erst um Erlaubnis zu fragen hat, und bei jeder Bekanntschaft, die er macht, sich erst die hohe Genehmigung einholen muß!"

Er verstummte jählings, wie sein Ausbruch jählings erfolgt war. Frau Laura Engelhardt stand zunächst ganz regungslos da, starrte den Neffen an, dann wich sie ganz langsam zurück und sagte in einem Tone unnahbarster Hoheit: „Walter — du vergißt, zu wem du redest."

Es folgte keine Entgegnung. Sein Blick hing am Boden, und ohne den gesenkten Blick zu heben, ging er zur Tür.

4.

Also die Episode Alexa Makarius war aus. Eine Woche war verstrichen, und keinerlei Aufforderung war von ihr an Walter Renk ergangen, sich zu einer neuen Sitzung einzufinden. Und unaufgefordert sie aufsuchen — es war ein sehr energisches Nein, womit er

den Gedanken von sich stieß, und als eine geschäftliche Besorgung ihn auf geradem Wege direkt an Alexas Wohnung vorbeigeführt hatte, ließ er die Droschke lieber einen Umweg machen, um der Versuchung auszuweichen, nicht doch vielleicht unter einem augenblicklichen Impuls die fünf Treppen zu ihrem Atelier emporzuklettern und Tilli neuen Anlaß zum Mißvergnügen zu geben.

Tilli — sie war von früh bis spät mit der Mutter auf Aussteuergängen, und war sie mit ihm zusammen, so redete sie kaum von etwas anderem, hatte für nichts anderes Sinn, als wäre die Ausstattung die Hauptsache, und er selbst käme erst in zweiter Linie. Es schuf ihm keine Herzschmerzen, er war's zufrieden, daß die Braut gerade jetzt keine Anforderungen in Bezug auf sonderliche Verliebtheit an ihn stellte, und hätte doch wünschen mögen, die Hochzeit ließe sich beschleunigen. Dem Grunde sann er nicht nach, wie er es überhaupt vermied, sich grübelndem Sinnen hinzugeben, sondern sich mit kaum je zuvor gezeigtem Eifer den Geschäften widmete, was Tante Laura als stumme Abbitte für sein unziemliches Vergessen ihr gegenüber nahm und die ihm gezeigte Ungnade wieder aufzuheben beschloß. Schließlich war's ja auch wirklich Torheit gewesen, um so eine Person wie diese Malerin so ein Aufhebens zu machen. Überhaupt das ganze Künstlervolk! —

„Doch die reine Bagage!" Kopfschüttelnd sagte sie es eines Morgens zu Walter, als sie am Frühstückstisch die Zeitung las. „Am hellen Tage zum öffentlichen Gaudium durch die Stadt zu ziehen! Daß sich erwachsene Menschen so einer Albernheit nicht schämen!"

„Was — meinst du?" wollte er fragen, doch brach er ab und zuckte die Schultern. Er wußte, was sie meinte, seine eigenen Gedanken hatten sich ja mit dem

beschäftigt, wovon die Tante las: dem sommerlichen Kostümfest, welches heute die Malerakademie feierte. Vor Wochen schon hatte er bei Alexa Makarius das mit einer drolligen Zeichnung geschmückte Programm gesehen und sie gefragt, ob sie das Fest mitmachen werde. Sie hatte die Schultern gezuckt.

Er schob seinen Stuhl zurück und stand auf. Während er dann zur Fabrik hinüberging, blickte er gedankenabwesend vor sich hin. Ob sie das Fest mitmachen würde? Und dann kam ihm jählings ein anderer Gedanke: hatte Alexa Makarius vielleicht darauf gewartet, daß er kam, sie zur Vollendung des angefangenen Bildes aufzufordern? Und war's nicht Ungezogenheit, daß er es unterlassen? Unruhe kam über ihn, er hätte es wieder gutmachen mögen, am liebsten gleich auf der Stelle. Aber wenn sie an dem Feste teilnahm, wäre der Weg zu ihr doch ein vergeblicher gewesen.

Er begab sich an die Arbeit. Auf einmal aber ließ er alles stehen und liegen, nahm seinen Hut und verließ das Haus. Seine Schritte eilten der Gegend zu, in der Alexa Makarius wohnte. Dabei mußte er die große Hauptstraße kreuzen, die der Festzug der Künstlerschaft passieren sollte. Menschenmengen drängten sich auf den Bürgersteigen, Schutzleute sperrten die Übergänge und hielten den breiten Fahrdamm für den Zug frei, der vom oberen Ende der Straße herabkam. Eingekeilt von den Schaulustigen blieb auch Walter Renk stehen. Es war ein buntbewegtes, schönes Bild, das sich vor ihm zu entwickeln begann. Blasende Herolde eröffneten den Zug, kühne Rittergestalten saßen stolz zu Pferde, auf prächtigem Wagen thronte, von holden Jungfrauen und schönen Edelknaben umgeben, Frau Minne, und hinter ihr her zogen alle jene, die sie mit

ihrem rosenumkränzten Zepter gesegnet. Zu Paaren zogen sie, Hand in Hand und Arm in Arm, vornehm und gering. Einen Karren füllend, machten die Geringsten der Geringen des Zuges Schluß: fahrendes Volk, Zigeuner und Spielmannsleute. Zymbal und Fiedel klangen, Schelmenliedlein flogen hin und her, und kecke Freibeuter in Frau Minnes blühendem Reich suchten von roten Lippen sich Süße zu pflücken. Lachend war die Gegenwehr und das Schelten nicht allzu ernsthaft. Nur eine schien schwieriger zu sein. In des Karrens Mitte die große Schlanke mit dem zerschlissenen braunen Kittel und dem Kranz aus rotem Mohn, den sie trug wie eine Königskrone. Den rechten Arm hielt sie von sich gestreckt, einen wie gelblich weißer Marmor schimmernden Arm, der sich kraftvoll dem sie Bedrängenden gegenstemmte. Ein echter Rattenfänger, den die Abwehr nur hitziger zu machen schien, und wie er sich dichter an die Spröde heranbeugte, blitzte etwas in seinen braunen Augen auf, das nicht nach Mummenschanz und Spiel aussah. Die Schlanke aber lachte, und wie sie plötzlich um ihren Arm die fest zufassende Männerhand fühlte, bog sie so blitzschnell den Oberkörper zur Seite, daß der Kecke vornüber taumelnd sich an den Leitern des Wagens halten mußte, um nicht zu fallen. Da lachten schadenfroh auch die Zuschauer. Walter Renk aber stand und rührte sich nicht. Die Mohnbekränzte hatte sich herumgewandt. Es war Alexa Makarius.

Der Zug war vorüber. Die Menschenmauer kam in Bewegung und schob ihn mit sich weiter. Er ließ sich schieben, hatte noch immer das seltsam ungläubige Gefühl, das ihn getroffen hatte wie ein dumpfer Stoß — das war Alexa Makarius gewesen!

Die wandelnde Mauer löste sich, teilte sich dahin,

dorthin. Walter Renk sah vor sich die Straße wieder frei, und mechanisch schlug er den Heimweg ein. Kurz bevor er die Fabrik erreichte, begegnete ihm der Onkel Trippel, der seine Baumwollspinnerei in der Nähe hatte.

„Na, Freude ist wieder eingekehrt in Trojas Hallen. Das Schneiderweib hat eben eine neue Fahne für Tillichen abgeliefert. Fein übrigens — weiße Gaze mit Rosengirlanden —“

„Rosen? Roter Mohn war's doch — ein Kranz aus rotem Mohn!“

Ganz wirr starrte Walter den anderen an. Und dann fühlte er, wie der Bann wich, der auf seinem Denken und Empfinden gelegen. Von Tilli sprach Xaverius Trippel.

„Das ist ja schön — das ist ja sehr schön! Da wird sie sich freuen,“ sagte Walter voll Hast, drückte dem Onkel die Hand und schützte Eile vor.

Als er in die Fabrik kam, stellte sich wirklich heraus, daß Eiliges vorlag. Ein Telegramm war aus einem der Vororte gekommen. Die dortige chemische Anstalt, die mit der Fabrik in Verbindung stand, bat darum, daß man ihr zur Beratung einen Sachverständigen zusende.

„Der Werkführer soll sofort hinaus,“ sagte Walter.

Frau Laura Engelhardt aber, die das Telegramm in Empfang genommen, bestimmte: „Nein, du fährst selber!“

Er wollte widersprechen, die Tante aber forderte noch energischer: „Du fährst selber hin, denn das erwarten sie gar nicht anders.“

Da widersetzte er sich nicht länger, ging in sein Zimmer und rüstete sich zur Fahrt. Hinaus nach Grünau mußte er also, und in Grünau draußen feierten die Künstler ihr Fest!

— — — — — — — — — — — — —

Die Angelegenheit, um deretwillen er die Fahrt gemacht, hatte sich schneller erledigt, als er vorausgesehen, und Walter Renk hätte wieder heim gekonnt. Aber er dachte nicht daran. Wo der Fluß sich zu Seesbreite ausbuchtete, saß er an einsamer Stelle im Garten des Restaurants, hatte vor sich eine Flasche Wein und lauschte den Klängen, die vom jenseitigen Ufer herübertönten. Musik, Gesang und Lachen. Die Künstler hatten dort drüben ihr Festlager aufgeschlagen. Hie und da tauchten zwischen den grünen Bäumen bunte Gestalten auf. Die eine aber mit dem roten Mohn im Haar war nicht darunter.

Schneller trank er den edlen Rüdesheimer, und immer hörte er dabei die Stimme, eine tiefe, metallisch schwingende Stimme, die da sprach: „Nicht im schon Gefundenen liegt des Lebens Reiz, es liegt im Unerreichten und in der großen Sehnsucht."

Ein schrilles Klingeln ließ ihn herumzucken. Das Fährboot, das die Verbindung zwischen den beiden Ufern vermittelte, gab wieder einmal das Zeichen zur Abfahrt. Auf den Bootsplanken drängten sich die Leute, die sich das Fest da drüben aus nächster Nähe anschauen wollten.

Ganz langsam erhob er sich von seinem Stuhl, tat einen Schritt voran und wich wieder zu seinem Sitz zurück. Das Boot war vom Lande abgestoßen und durchschnitt langsam die Wellen.

Als es seine nächste Fahrt machte, führte es auch Walter Renk mit an das jenseitige Ufer. Nur zögernd folgte er den anderen, die sich der Feststätte zuwandten, bald aber mit rascher werdenden Schritten eilte er der Richtung entgegen, von woher das Singen und Lachen klang.

Am Boden hatten sie sich hingelagert, auf Decken

und Tüchern die einen, auf dem schwellend moosigen, grünen Grund die anderen. Dort tanzten sie, hier ließen sie sich's beim kühlen Tranke wohl sein, und da drüben umdrängte eine kleine Gruppe eine, die wahrsagend über eine ihr dargereichte Hand stand. Roten Mohn trug sie im Haar, und ihr Wahrsagegeschäft schien sie zu verstehen, denn gespanntes Auflauschen folgte ihren Worten.

Als sie mit einer geheimnisvollen Bewegung die Hand, daraus sie geweissagt, wieder freigab, stand Walter Renk vor Alexa Makarius, hielt ihr die Rechte entgegen und bat: „Verkünden Sie auch mir die Zukunft."

Sie schien nicht weiter überrascht, ihn zu sehen, doch über ihr Gesicht ging es wie ein kühlerer Hauch, und sie machte keine Bewegung, seiner Bitte zu willfahren.

Da wiederholte er dringlicher als zuvor: „Verkünden Sie mir meine Zukunft!"

Nun hob sie die Hand, doch zu einer Gebärde der Abwehr: „Wozu? Für manche genügt es, daß sie in die Gegenwart schauen, um ihrer Zukunft Bild zu haben."

Aus seinen Augen brach ein Blitzen. „Vielleicht gehöre ich doch nicht so ganz zu den Zukunftslosen, wie's Ihnen dünkt!"

War's der Klang seiner Worte, war's in seinem Gesicht das Aufflammen einer trotzigen Energie, die sie zuvor in seinen Zügen noch nicht gesehen, was ihre eigenen Züge aufmerkender, lebhafter werden ließ? Sie ergriff die Hand, die Walter Renk ihr unentwegt entgegenhielt, beugte sich darüber und begann die Linien zu studieren.

„Nun?" fragte er, als sie sich nicht zum Reden anschickte. „Läßt sich wirklich gar nichts sagen?"

Jetzt hob sie rasch die Augen und sah ihn an mit einem Blick, als ob sie selber an ihre Handdeuterei glaube. „Es läßt sich schon etwas sagen, aber es sieht unwahrscheinlich aus.“

„Unwahrscheinlich?“

„Die Glückslinie hier, die so breit und gerade ansetzt, wird plötzlich von der Herzenslinie mitten entzweigeschnitten.“

„Heißt das eine unglückliche Liebe?“ In seinen Augen war noch immer das blitzende Licht.

Sie zuckte die Schultern. „Die Herzenslinie ist's nicht, die den Bruch hat.“

„Dann mag in Gottes Namen alles in die Brüche gehen, wenn nur das Herz heil bleibt!“

Voll plötzlichen Übermuts rief er es, zog seine Hand zurück, schwenkte sie in der Luft und hatte das Gefühl, als ob da, wo auf der Handfläche Alexas Finger die Linien nachgezeichnet, rieselnde Glut flösse.

Nahebei spielten ein paar Zigeuner auf ihren Fiedeln, und manches Paar schwang sich nach den Takten des feurigen Walzers.

Auch an Alexa trat einer heran und bot ihr den Arm. Sie zögerte einen Augenblick, dann nickte sie gewährend, und die zwei begannen zu tanzen.

Walter Renk verfolgte jede Bewegung Alexas. Er meinte noch nie ein so vollendetes Tanzen gesehen zu haben. Kein leichtfüßiges Hüpfen und Gaukeln, nein — gemessene Bewegungen waren es, aber von einem wundervollen Rhythmus, der wie ein heimliches Feuer ihr ganzes Wesen zu durchpulsen schien.

Einmal nur mit ihr tanzen, die hohe Gestalt im zerschlissenen Kittel im Arme halten! Im nächsten Augenblick stand er neben Alexa, die sich eben von ihrem Partner gelöst hatte.

„Einen Tanz schenken Sie mir!"

Es klang wie ein Fordern, nicht wie eine Bitte.

Ihre Brauen zuckten, und sie sagte kurz: „Ich bin müde."

„Das glaub' ich Ihnen nicht. Sie können gar nicht müde werden."

Er hatte sie umfaßt, wollte sie mit sich zwingen, aber ihre Füße widerstrebten. Sekundenlang war es zwischen ihnen wie ein heimlicher Kampf, und fast zornig fragte er: „Warum wollen Sie mir den Tanz versagen, den Sie dem anderen schenkten?"

Lange sah sie ihn an, dann zuckte sie die Schultern, als lohne es sich wirklich nicht des Weigerns, und sagte kurz: „Sie haben recht."

Sie begannen sich im Takte zu drehen, langsam erst, dann schneller und immer schneller. Walter Renk wußte, daß er ein vorzüglicher Tänzer war, und all seine Energie schien sich jetzt darauf geworfen zu haben, auch ihr das fühlbar zu machen. Über den unebenen Grund glitten seine Füße dahin wie über spiegelglattes Parkett, und seine Arme hielten Alexa halb emporgehoben, als wäre die große, kräftige Gestalt eine schwebende Feder. Zwischen den Bäumen hindurch führte er sie mit sich davon, ferner und ferner klang hinter ihm die Musik. Einmal sah er Alexa an und begegnete ihren Augen, als hätten die mit ihrem seltsam fragenden Blick die seinen gesucht. Und ihre leise geöffneten Lippen brannten rot wie der Mohn in ihrem Haar. In seinen Schläfen fühlte er das rote Brennen. Fester umfaßte er die federnde Gestalt, wie er sie weiter mit sich davonführte.

Auf einmal, ganz zu gleicher Zeit, standen sie beide still. Sein Arm lag noch um sie, und ihre Augen begegneten sich wieder, und wieder stand in den ihren der seltsam fragende Blick.

Da gab er jählings sie frei und atmete tief. „Das war ein Tanz — den werd' ich nicht vergessen!"

Sie schwieg, hob die Hände empor, verschränkte sie hinter dem Haupt, und er sah, wie ihre Brust sich dehnte. Auch sie würde den Tanz nicht vergessen, das sah er ihr an.

Durch den Wald strich sein Blick. Sie standen ganz allein, waren um eine Biegung herumgetanzt, und der lustige Lärm drang nur noch gedämpft bis zu ihnen. Und als ob ein Schleier plötzlich vor seiner Seele zerreiße, so fühlte Walter Renk: er durfte nach dieser Stunde Alexa Makarius nicht wiedersehen. Die Stunde aber sollte noch ihm gehören.

Er deutete auf den moosigen Grund und sah sie wartend, bittend an.

Doch sie schüttelte den Kopf. „Ich mag nicht rasten."

Da sagte er: „Sie haben recht. Das Rasten kommt früh genug."

„Es braucht für keinen zu kommen, der's nicht will."

„Nicht wollen? Für manchen ist's plötzlich da, und er weiß selber kaum, wie's geschah."

„Doch nur bei jenen, die des Lebens Härte und Reibungen scheuen."

Fast zornig klang ihr Ton. Sprach sie für ihn? Als wolle er sich vor ihr verteidigen, rechtfertigen, so rief er: „Es gibt auch solche, die nur darum davor zurückscheuen, weil's eine Zeit gab, wo sie nur zu viel von der zerreibenden Härte des Lebens kennen lernten."

Sie antwortete nicht, und auch er schwieg nun. Nur eines Schrittes Entfernung war zwischen ihnen, und es war, als ob er ihres Atems heiße Welle fühle. Auf ihrem Haupt der rote Kranz zwang immer wieder seinen Blick, und das darunter sich lockende Knabenhaar gab ihm ein grollendes Gefühl. Wie schön müßte es

sein, wenn ihr der schwarze Mantel bis zu den Hüften herniederflösse!

„Warum haben Sie es abgeschnitten?“ Es zwang sich ihm über die Lippen, und merkwürdigerweise verstand sie ihn sofort.

Ihre Finger griffen in das schwarze Gelock. „Weil's einen gab, dem's zu gut gefiel.“

„Und dem haben Sie's geopfert?“ In seiner Stimme war ein rauher Laut.

„Nein — von dem hab' ich mich damit befreit.“ Ihre Augen sprühten, die Arme reckten sich, als ob sie Fesseln sprengten.

„Was war das für einer? Ihr Verlobter?“

Wieder klang ihr trotziges Lachen. „Die sich zu meines Schicksals Herren machen wollten, gedachten mich mit ihm zu verloben. Und es war einer, wie's Hunderttausende gibt.“

„So müßte der, dem Sie einmal Ihre Liebe schenken, ein Besonderer sein?“

„Ein freier Mann müßte er sein.“

„Frei?“ Er griff in die Äste einer seitwärts stehenden Birke hinein, daß der schwanke Stamm sich tief bog. „Wer ist denn frei? Nicht einmal die Könige!“

„Es braucht kein König zu sein. Und wenn's ein Bettler wäre — nur einer, der den Mut hat, ganz er selber zu sein! Keiner, der sich feig in die Formen biegen läßt, in die andere ihn zwingen wollen.“

Seine Hand zuckte von der Birke zurück, als wäre sie fressendes Feuer, der schlanke Stamm schnellte wieder auf. In seinen Augen war ein feindseliger Blick. „Oft ist allzu stark betonte Eigenart nur der Deckmantel für Pflichtverweigerung.“

Ihre Lippen schürzten sich verächtlich. „Immer

eine vollbesetzte Tafel haben, halten auch manche für ihres Lebens höchste Pflicht."

„Alexa!" Mit einer heftigen Bewegung stand er dicht an ihrer Seite. „Warum sagen Sie das alles mir?"

In ihre Wangen stieg es rot, doch sie hielt seinem Blick ruhig stand. „Ich hab' es nicht Ihnen gesagt, ich sprach nur aus, was in mir selbst ist."

Ein Schweigen folgte, doch ihre Blicke blieben ineinander.

Plötzlich griff er nach ihrer Hand, zog sie sich an die Lippen. „Ich danke Ihnen dafür, Alexa, daß ich Sie kennen gelernt, doch ich wollte, es wäre nicht erst so spät gewesen. Heute kann ich Ihnen nur noch Lebewohl sagen."

Sie antwortete nicht, entzog ihm nicht ihre Hand, ihre Augen hingen an seinen Zügen.

„Leben Sie wohl, Alexa," sagte er noch einmal, und wieder blieb sie stumm.

Langsam lösten seine Finger sich von den ihren. Ihr Blick kehrte sich von ihm ab, sie wandte das Gesicht zur Seite.

Er war schon längst gegangen, da stand sie noch immer in der gleichen Haltung da.

Hinter ihr erklangen rufende Stimmen. Ein Trupp des fahrenden Volks kam daher. „Alexa! Wo steckst du denn, Alexa?"

Da wandte sie sich um, schritt langsam den anderen entgegen, die sie in ihre Mitte nehmen wollten. Doch sie wehrte ihnen und sagte ruhig: „Borg jemand mir einen Mantel. Ich fahre heim."

„Nach Haus? Wo's jetzt am schönsten wird? Was fällt dir ein?"

„Ich fahre heim," sagte sie.

5.

„Walter nicht hier?“ fragte Xaverius Trippel, als er am nächsten Vormittag bei Frau Laura Engelhardt erschien.

„Er ist in der Fabrik drüben,“ lautete die Antwort.

„In der Fabrik ist er nicht.“

„Na, dann weiß ich nicht —“ Mitten im Satz stockte plötzlich die Tante und blickte aufmerksamer den Besucher an. „Was ist denn los? Ist denn irgend was passiert? So reden Sie doch!“

Und er redete, bis ein Schrei ihn unterbrach.

„Das kann ich nicht glauben! Das kann nicht wahr sein!“

„Wenn's nicht wahr wäre, säß' ich jetzt nicht hier,“ sagte Herr Trippel.

Frau Engelhardt war von ihrem Stuhl emporgesprungen. „Und ich kann's doch nicht glauben! Aber auf den Grund will ich der Sache kommen, auf den richtigen Grund — darauf verlassen Sie sich.“

„Ja, das tun Sie nur,“ sagte Xaverius Trippel. „Darum dacht' ich mir auch, ich sollte mit Ihnen reden.“

Als er dann wieder die Treppe hinabstieg, traf er drunten im Hausflur doch noch mit dem Bräutigam seiner Lieblingsnichte zusammen. Ohne ein Wort faßte er ihn am Rockknopf, zog ihn mit sich auf die Straße hinaus, führte ihn um die Ecke herum bis zu der Einfahrt der Fabrik, und hier, dicht vor dem anderen stehen bleibend, erkundigte er sich: „Nu sag — wie hast du dich denn gestern amüsiert?“

„Wie meinst du das?“ und straffer reckte die junge Gestalt sich auf.

„Nee, mein Junge, leugnen gibt's nich! Du bist erkannt, du bist sogar sehr erkannt. Und ohne viel un-

nützes Gerede will ich dir meine Meinung sagen. Ich bin kein Säulenheiliger und hab' Verständnis für gewisse Dinge, und wie ich so in deinem Alter stand, da war ich selber ein verfluchter Kerl. Aber seine Grenzen muß alles haben, und was du dir als Verlobter noch in aller Öffentlichkeit für Nebenspäßchen erlaubst, das geht über die Grenzen hinaus."

„Herr Trippel!"

„I, sieh mal einer an! Bin ich dir auf einmal wieder der Herr Trippel? Sei du froh, daß ich mich dir gegenüber noch weiter an die künftige Verwandtschaft halte. Und ich sage dir, du gehst ganz bedeutend über die Grenzen hinaus. Wenn du vielleicht auch meinst, ein Techtelmechtel mit so 'nem Malmamsellchen hätte so wenig auf sich, wie —"

Er kam nicht weiter. Die Hand abschüttelnd, die sich schwer auf seinen Arm gelegt hatte, rief Walter, nur mühsam die Stimme dämpfend: „Was soll der Ton? Ja, ich war gestern in Grünau auf dem Künstlerfest, habe mit einer mir bekannten Dame getanzt und denke gar nicht dran, das zu leugnen!"

„Und bist mit der bekannten Dame dann auf Nimmerwiederkehr verschwunden —"

Eine kurze Stille folgte und dann ein heiser Stimmenklang: „Sag das noch einmal!"

„Bist mit ihr vom Fest verschwunden, zusammen, oder um die Sache unauffälliger zu machen, eines nach dem anderen. Soll ich dir's noch einmal wiederholen?"

„Den Lumpen sollst du mir nennen, von dem die infame Lüge stammt!"

Die flammende Empörung prallte völlig wirkungslos an Xaverius Trippel ab. „Infame Lüge — lalala — nimm den Mund nicht so voll und schrei nicht so!

Bitte lieber deinen Schöpfer, daß die Geschichte nicht noch mehr an die große Glocke kommt."

„Den Lumpen will ich wissen!" stieß Walter noch einmal hervor und trat dicht vor den anderen hin.

Der wich einen Schritt zurück und blies die Nasenlöcher auf, was seinem Gesicht den Ausdruck unnahbarer Hoheit verleihen sollte. „Du — werd' nicht anzüglich! Bring mich nicht dazu, daß ich mir die Sache anders überlege und meine Pflicht tue und doch hin zu Helmbolds gehe. Um Tilli willen und weil ich den Frieden liebe, hab' ich gedacht, wir könnten die Geschichte unter uns dreien abmachen, aber wie gesagt, du kannst's auch anders haben. Überleg dir's, wie du's am liebsten magst."

Gravitätisch wandte er sich herum und ging seines Weges.

Walter rührte sich nicht. Tante Laura war also schon Mitwisserin und hielt ihr Strafgericht und vor allem ihr hochnotpeinliches Verhör für ihn bereit. Aber der Gedanke daran streifte ihn kaum, so völlig füllte ihn ein anderer aus: hatte auch Alexa das Fest verlassen? Und hatte sie das getan — warum? Er fühlte, wie ihm der Atem stockte. Wo sollte er sich Wahrheit holen?

Wo? Bei ihr selber! Die Straße begann er jählings hinunterzueilen. Zu Alexa wollte er. Kein Gedanke mehr daran, daß er ihr gestern Lebewohl gesagt, sie nie hatte wiedersehen wollen. Hin zu ihr wollte er, sich die Wahrheit holen, um der Lüge, die für sie eine Schmähung bedeutete, ins Gesicht schlagen zu können, wenn sie sich noch einmal hervorwagte.

Er war in das Haus eingetreten, darin sie wohnte, hastete die Treppen hinan. Nun stand er vor ihrer Tür, hob die Hand zum Klopfen und ließ sie wieder

herabsinken. Alexa Makarius war nicht allein. Jemand war bei ihr im Atelier und redete laut. Und die laute Stimme war Tante Lauras Stimme.

Sie hier bei Alexa! Er wollte die Tür aufreißen und blieb doch wie gebannt vor der Schwelle stehen, während drinnen die laute Stimme sprach: „Sie halten es also nicht der Mühe für wert, mein Fräulein, mir noch weiter zu antworten. Das ist auch gar nicht nötig. Dort das Bild und dann in Erlensee die Maibowle, und jetzt, was Sie nicht ableugnen können, daß Sie gestern, gleich nachdem mein Neffe fortgegangen war, auch das Fest verlassen haben — das sagt mir mehr als genug! Und selbst wenn ich noch nicht gleich das Schlimmste denken wollte, so —“

Alexa war zur Tür geschritten und riß die Klinke nieder. „Ich muß bitten, gnädige Frau, daß Sie Ihre weiteren Gedanken mit sich allein abmachen.“

Von Frau Engelhardts Lippen klang ein empörter Ruf: „Sie unterstehen sich auch noch, mir die Tür zu weisen?!“ Und dann fast triumphierend ein lauter Ausruf, als sie vor der Schwelle den Neffen erblickte. „Da steht ja noch der allerletzte Beweis!“

Es war, als sähe Walter überhaupt nicht die vor ihm stehende Tante. Sein Blick hing an Alexa.

Da legte sich der Tante Hand schwer auf seinen Arm. „Du kommst jetzt mit mir!“

Er hätte Gewalt gebrauchen müssen, um seinen Arm freizumachen, und wußte, daß in diesem Augenblick Tante Laura selbst nicht der Gewalt weichen würde. Und er kannte sie gut genug, um zu wissen, daß ein Wort der Widersetzlichkeit von ihm sie selber zu noch rücksichtsloseren Worten gereizt hätte. Wie eine Bildsäule stand er da, wie ein an Händen und Füßen gefesselter Sklave, und fühlte doch, wie in diesem Augen-

blick die Sklavenketten zerrissen, mit denen Dankbarkeit und der Wunsch, sich das Leben leicht und angenehm zu gestalten, ihn der Tante untertan gemacht.

Alexa Makarius sah nichts von dem, das in ihm vorging. Sie sah nur den Feigen, der sich kein Wort, kein mannhaftes Hervorkehren eigenen Willens getraute, und eiskalte Verachtung spiegelte sich in ihrem Blick.

Er fühlte es und hatte die Kraft, auch das noch in sich hinunterzuzwingen, sagte nur mit beschwörender Bitte: „Erweisen Sie mir die Güte, Fräulein Makarius, mich noch einmal zu empfangen."

„Du kommst mit mir!" drohte Tante Laura, und ihre Hand zog sich wie ein Schraubstock um seinen Arm zusammen.

Alexa Makarius aber sagte: „Ich wüßte nichts in der Welt, was zwischen uns beiden zu erörtern wäre."

Gleich darauf hatte sich hinter ihr die Tür geschlossen.

Von Walters Lippen kam ein knirschender Laut. Es sah aus, als wolle er mit brutaler Kraft die Tante von sich schleudern.

Da hatte sie selber die Hand von seinem Arm gelöst und stieß hervor: „Tu, was du willst. Ich aber weiche allein hier nicht von der Stelle."

Ein Blick wilden Zornes zuckte über sie hin, und an ihr vorbei stürmte Walter die Treppe hinab. So schnell es ihre steiferen Glieder zuließen, hastete sie hinter ihm drein. Doch ihre Furcht, er könne ihr entwischen, war unbegründet. Vor der Haustür stand er und wartete, und eine Droschke hielt daneben, bereit sie heimzubringen. Sie stieg hinein, ließ sich auf das Polster niederfallen, und auf dem Bock nahm Walter neben dem Kutscher Platz.

Daheim angelangt hatte die Tante nicht nötig, ihn

aufzufordern, ihr zu folgen. Er eilte in das Wohnzimmer voran, ließ ihr dort keine Zeit, selbst das Wort zu ergreifen, sondern sagte kurz und mit einer eisernen Festigkeit, wie sie zuvor noch nie in seiner Stimme gelegen: „Was ich dir zu danken habe, dafür hast du dich jetzt selber bezahlt gemacht. Von dieser Stunde an hast du kein anderes Recht mehr über mich wie über jeden Fremden."

Die Tante schrie auf: „Dir geht's wohl zu gut?"

„Ja, mir ist's zu gut ergangen. So gut, daß ich darüber beinahe ein charakterloser Kerl geworden bin. Das will ich mir wieder abgewöhnen. Ich verlasse noch heute dein Haus und will einmal sehen, wie weit meine Fähigkeit reicht, mir aus eigener Kraft meinen Platz im Leben zu suchen."

Die Tante schien wie erstarrt. Dann schüttelte ein plötzliches Gelächter sie wie ein Krampf. „Deinen Platz willst du dir suchen — hahahaha! Als was denn? Als Fabrikaufseher vielleicht, oder als Apothekergehilfe? Und Tillichen — hahaha! Was meinst du wohl, wie die sich dazu stellen würde?"

„Ich meine, dann wird sich's ja herausstellen, ob unsere Verlobung doch noch etwas anderes war als nur ein Geschäftsabschluß zwischen den Firmen Engelhardt und Helmbold."

Die Tante lachte nicht mehr. Sie wurde grün und gelb vor Ärger. „Du bist ja wohl verrückt geworden? Das Frauenzimmer hat dich ja rein verhext."

Der Stuhl, dessen Lehne er gepackt hatte, knackte unter seiner Hand. „Davon sprich lieber nicht! Den Gang, den du dir heute erlaubt hast, laß uns lieber nicht erörtern, denn ich möchte mich dir gegenüber nicht vergessen."

„Dich nicht vergessen?! Ja, was tust du denn die

ganze Zeit über anderes. Das ist ja unerhört, da weiß ja ein Mensch nicht mehr, was er dazu sagen soll!"

Sie wußte es wirklich nicht, mußte zu dem allen erst ihren Standpunkt finden. Herrisch deutete sie zur Tür.

„Hinaus mit dir jetzt! Komm zur Vernunft, dann wollen wir weiterreden. Und im übrigen stehst du vorläufig bei mir in der Fabrik im Dienst und hast so wenig wie bei jeder anderen Stelle das Recht, einfach davonzulaufen."

Er hatte ohne ein weiteres Wort bereits das Zimmer verlassen.

— — — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später stand er vor Alexas Tür. Seinem Klopfen antwortete kein Herein, nichts regte sich drinnen im Atelier. Und doch wußte er, sie war daheim. Noch einmal klopfte er, flehte, seinen Mund der Tür nähernd, so daß sie ihn drinnen hören mußte: „Seien Sie großmütig, Alexa, schenken Sie mir noch einmal Gehör!"

Alles blieb still wie zuvor. Einen Augenblick war es ihm, als müsse er sich mit aller Gewalt gegen die Tür werfen, und dann — was dann? Eine neue Beleidigung für sie, zu der von den anderen ihr zugefügten nun auch eine solche von ihm. Denn Tilli war ja doch seine Braut!

Die Lippen fest aufeinandergepreßt stieg er wieder die Treppen hinab. Aber er würde wiederkommen, und wenn seine Tage hinfort damit ausgefüllt sein sollten, daß er diese Stufen hinauf- und hinunterstieg. Er würde nicht Ruhe geben, als bis sie ihm ihre Tür noch einmal geöffnet, bis er ihr den Ausdruck der Verachtung vom Gesicht gezwungen.

Zu Fuß ging er durch die Straßen, schaute zu den

ausgehängten Mietszetteln empor. Das erste möblierte Zimmer, das er besichtigte, mietete er auch. Er wollte das Zimmer noch heute beziehen.

Nun begab er sich wieder dorthin zurück, wo bis heute sein Heim gewesen. In seiner Wohnung suchte er aus Schubkästen und Spinden zusammen, was er an Gebrauchsgegenständen nötig hatte, und packte damit einen Koffer voll. Danach ging er zur Fabrik hinüber. Er stand in Dienst dort, die Tante hatte ganz recht. Was er an barem Gelde empfing, war das Gehalt für seine Leistungen. Bis ein Ersatzmann für ihn gefunden war, wollte er dort seine Pflicht tun.

Nach Fabrikschluß betrat er, von einem Dienstmann gefolgt, noch einmal die Wohnung. Als er die Korridortür öffnen wollte, gab der Drücker nicht nach, von innen war die Sicherheitskette vorgelegt. Er mußte klingeln.

Die Tante war es, die ihm zu öffnen kam. Den Dienstmann erblickend, blieb sie breit in der Türöffnung stehen. „Was soll der Mann?"

„Meinen Koffer holen," sagte Walter.

„Dein Koffer kommt ohne meinen Willen nicht über meine Schwelle."

„So muß ich mich eben ohne ihn zu behelfen suchen."

Er winkte dem Dienstmann, sich zu entfernen, und schickte sich an, hinter ihm drein die Treppe hinabzugehen.

„Walter!" Ein Aufschrei wütenden Befehls.

Er wandte sich nochmals herum. „Von meinem Entschluß bringt mich nichts zurück. Wozu die unnütze Szene!"

Seine unerschrockene Ruhe brachte sie nur noch mehr auf. „Du kommst herein zu mir! Ich befehle

es dir! So viel Gewalt werd' ich ja wohl noch haben über dich, der du zehn Jahre lang die Füße unter meinen Tisch gestreckt hast."

Nun ging er schweigend in die Wohnstube hinein und blieb wartend stehen, was ihm die Tante noch zu sagen habe.

Sie schoß hin und her, bevor sie dicht vor ihn hin trat. „Jetzt heraus mit der Sprache, was das alles zu bedeuten hat!"

„Du weißt es bereits. Es ist mir nicht länger möglich, unter deinem Dache zu leben."

„Weil ich hinter deine Schliche gekommen bin, ist's dir nicht mehr möglich! Du willst künftighin lieber unbeaufsichtigt deinen Heimlichkeiten nachgehen. Aber ich sage dir, bring mich nicht noch mehr auf, sonst sollst du mich noch anders kennen lernen! Und sie dazu! Gegen solche Frauenzimmer gibt's ja doch noch Mittel und Wege —"

„Wer es wagen sollte, der Dame noch einmal auch nur das geringste Leid zuzufügen, dem werd' ich's heimzahlen, wer es auch sei."

Als komme ihr erst jetzt der ganze Ernst der Situation zum rechten Bewußtsein, so starrte ihm die Tante in das fahl gewordene Gesicht und schlug die Hände zusammen. „Und du bist verlobt! Ja, denkst du denn gar nicht mehr daran, daß du verlobt bist?"

„Ich denk' schon dran. Und was da meine Pflicht ist, braucht mir keiner zu sagen."

„Du — du denkst doch nicht etwa gar daran, deine Verlobung — so eine Partie! Tillichen! Ein Glück, um das dich jeder beneidet! Ins Irrenhaus müßten sie dich ja sperren, wenn so ein Gedanke dir kommen könnte!"

„Was ich meiner Braut schuldig bin, darum sorge

du dich nicht. Das geht nur Tilli und mich allein an. Und nun laß mich gehen. Es ist für uns beide das beste."

„Und du glaubst, meine Tür tut sich noch einmal für dich auf, wenn du sie jetzt hinter dir zumachst?"

„Wie du dich für die Zukunft zu mir stellen willst, liegt in deiner Entscheidung."

Eine Antwort blieb aus. Da ging er zur Tür, öffnete sie und drückte sie hinter sich wieder ins Schloß.

Die Tante machte eine Bewegung, als wolle sie ihm nachstürzen. Sie tat es nicht. Nur ihr Kopf bog sich horchend vor, wohin draußen der feste Schritt sich wende. Nicht noch einmal zu seinem Zimmer hinüber, sondern den Korridor schritt er hinab, und das Klappen der Flurtür sagte ihr: er war gegangen.

Kurze Zeit darauf verließ auch sie das Haus, eilte zu Helmbolds, nachdem sie durch das Telephon Xaverius Trippel angerufen, sich gleichfalls dorthin zu begeben.

— — — — — — — — — — — — —

In der Frühe des nächsten Morgens erhielt Doktor Walter Renk seinen Koffer zugesandt. Er zerbrach sich nicht den Kopf darüber, wie die Tante so schnell seine Wohnung ausfindig gemacht, und ob sie mit der Zustellung seines Koffers den Schnitt zwischen sich und ihm besiegeln wolle. Wie ein Angestellter begab er sich auf die Minute pünktlich in die Fabrik, halb und halb erwartend, dort die Mitteilung vorzufinden, daß man seine Anwesenheit nicht mehr wünsche. Aber er fand nichts dergleichen, und wie bisher erschien zur üblichen Stunde Frau Laura Engelhardt, ihren Inspektionsgang abzuhalten. Den Neffen ignorierte sie vollkommen.

Da trat er selber zu ihr heran. „Ich habe nach

einem Ersatzmann für mich inseriert, die eingehenden Offerten in die Wohnung bestellt und möchte bitten, mich so bald als möglich hier zu entlassen."

Die Tante nickte, ohne ihn anzusehen. „Sobald ich Passendes gefunden habe. Im übrigen ist vierwöchentliche Kündigung." Damit ging sie weiter, und er blickte finster hinter ihr drein.

Gedachte sie, ihn vielleicht hinzuhalten in der Voraussetzung, daß über den Zwischenfall Gras wachsen werde, und man sich ohne Weiterungen wieder zur alten Eintracht zusammenfand? Beweise seiner Nachgiebigkeit hatte er ja zehn Jahre hindurch genügend gegeben. Ein verbissenes Lächeln zuckte um seine Lippen. Dieses eine Mal wenigstens würde er den Beweis schuldig bleiben.

Noch weit mehr als der Gedanke an die Tante beschäftigte ihn der an seine Braut. Er hätte es sich ja leicht machen können, wenn er zunächst abgewartet hätte, wie man sich im Helmboldschen Hause zu seinem Zerwürfnis mit Tante Laura stellen werde. Allein das wollte er nicht. Offen und ehrlich vor Tilli hintreten, ihr bekennen, wie es in ihm aussah und die Entscheidung über ihrer beider Zukunft ihr überlassen, das war seine Pflicht und das wollte er noch heute tun.

Aber er kam nicht dazu. Am Nachmittag meldeten ihm ein paar kurze, in die Fabrik adressierte Zeilen Tillis, daß ihr eine auswärtige Freundin nicht eher Ruhe gelassen habe, als bis sie versprochen, auf ein paar Tage mit auf ihren Landsitz hinauszufahren.

„Ich schreibe Dir noch eine Karte, wenn ich wieder zurückkomme. Gräme Dich inzwischen nicht zu sehr über die kurze Trennung.

In treuer Liebe Deine Tilli."

In treuer Liebe! Wenn er es nur wüßte, ob sie

ihn wirklich liebte, ob er ihr weh tun würde mit dem, was er ihr nicht ersparen konnte!

Zwei Tage wartete er, ohne das Helmboldsche Haus aufzusuchen, oder von dorther irgend ein Lebenszeichen zu empfangen, am dritten meldete ihm eine Karte Tillis Heimkehr für den Abend.

Am Mittag stieg er noch einmal, wie er das bisher vergeblich jeden Tag getan, die Treppen zu Alexas Atelier hinan. Seine Hand hob sich, an ihre Tür zu pochen, und sank plötzlich wie gelähmt. An ihrer Tür war das Schild, das ihren Namen trug, entfernt. Was wollte das besagen?

Wie ein Verzweifelter begann er zu pochen. Im Atelier drinnen blieb es totenstill. Aber gegenüber tat eine andere Tür sich auf, und ein ältlicher Frauenkopf wurde sichtbar.

„Fräulein Makarius ist heute morgen ausgezogen."

„Wohin?"

„Das weiß ich nicht. Sie hat die Stadt verlassen."

Sie hatte also die Stadt verlassen! Er würde nicht mehr mit ihr reden können, und wenn er ihrer gedachte, würde er auf ihrem Gesicht nur immer den Ausdruck der Verachtung sehen!

Nun war schon alles gleich. Nun konnte er bei Tante Laura weiter Fabrikverwalter und Erbschaftsanwärter spielen und seine Tilli sich heimführen — bis an sein Lebensende der glückselige Heurekamann!

Mit schweren Schritten stieg er wieder die Treppe hinab.

6.

Eine kurze Mitteilung hatte für den Abend Walters Nichterscheinen bei Tilli entschuldigen müssen. Ob man im Helmboldschen Hause dem Vorwand eines Unwohlseins glauben würde, war ja einerlei. Den Kopf in

die Hände gestützt saß er und dachte nur immer: Alexa ist fort, und er wußte nicht wohin!

Am anderen Vormittag unterließ er es, in die Fabrik zu gehen, und begab sich zu seiner Braut. Er kannte die Stunden, wo Christian Helmbold sich im Geschäft befand, Frau Helmbold in ihren Suppenverein ging, und Tilli daheim war.

Sie tat zunächst, als wolle sie ihn gar nicht einlassen. „Das schickt sich doch nicht — wir zwei so ganz allein!"

„Darum eben komme ich, weil ich dich allein wußte," gab er zurück, und sie sah ihn halb verschämt, halb kokett an.

„Ach du — solche Sehnsucht hast du nach mir gehabt? Und krank warst du gestern? Was hat dir denn gefehlt? Ein bißchen blaß siehst du noch aus."

Er atmete tief, dann sagte er mannhaft: „Ich habe dir ein Geständnis zu machen, Tilli."

„Ein — Geständnis?"

„Ja, ein sehr ernstes."

Das Köpfchen geneigt, die Hände auf dem Rücken, sah sie ihn an und bog die Schultern hin und her. In ihrer Haltung, ihren Mienen war etwas von Unschlüssigkeit, von Überlegen. Dann stand sie mit einem plötzlichen Ruck gerade da. „Ich glaube, du kannst dir dein Geständnis sparen. Ich weiß, was du mir sagen willst."

„Du weißt?"

„Ja — wenn sich's um die Geschichte in Grünau handelt."

„Um die Geschichte in Grünau?"

„Nun ja — und um das, was so damit zusammenhängt. Zuerst als ich's erfuhr, da war ich natürlich fuchsteufelswild und hätte dir gleich auf der Stelle

die Augen auskratzen mögen; dann aber kam mir auf einmal meine ganze Wut gar zu dumm vor."

„Zu dumm kam's dir vor?"

Die Art, wie er ihre Worte nachsprach, seine ganze Haltung wurden immer automatenhafter. Tilli nickte und setzte sich bequem in einen Sessel hinein. „Ja, zu dumm! Ich hatte ja doch mit meinen eigenen Augen gesehen, um wen sich's handelt — na, und daß da von nichts Ernsthaftem die Rede sein konnte, das mußte doch einem Blinden einleuchten."

Er rührte sich nicht, als er ganz langsam sagte: „Und wenn sich's doch um was Ernsthaftes handelte?"

Sie zuckte die Schultern und verzog die Lippen. „Ach — du! Ich bin ja nicht gerade eingebildet, aber schließlich, wie man aussieht, das weiß man doch."

„Und auf das Aussehen, meinst du, kommt's bei der Liebe allein an?"

„Na, und selbstverständlich, daß auch die Verhältnisse richtig zueinander passen."

„Und wenn auch in meinen Verhältnissen eine ernsthafte Veränderung eingetreten wäre?"

Tilli lachte. „Den Krach mit deiner Tante meinst du? Ach, daß das nichts auf sich hat, weiß ich so gut wie du selber."

„Was weiß ich?"

„Tu doch nicht so! Daß du sie mal beerben wirst. Und eine Erbschaft von hundertfünfzigtausend Mark ohne die Fabrik, die läßt sich keiner entgehen."

Wie gut sie Bescheid wußte! Und das also war in der ganzen Angelegenheit der Standpunkt des Helmboldschen Hauses: statt unnütz Staub aufzuwirbeln, womöglich öffentlichen Skandal zu machen, lieber eine Sache, die sich von selber wieder einrenken würde, völlig totschweigen, und bis die erste Erregung sich

allerseits gelegt, Tilli ein paar Tage über Land schicken. Er fühlte, wie ihm der Widerwille, fast der Ekel aufstieg.

„Wenn's aber doch anders käme, als du meinst? Wenn ich der einstigen Erbschaft zuliebe nicht charakterlos sein möchte?"

Sie lachte hell hinaus. „Kein Geld haben, das allein verdirbt den Charakter. Alles andere ist Mumpitz."

Sie wurde ordentlich witzig. Auch sein Lachen klang auf, scharf und schneidend.

„Na, siehst du," sagte Tilli, „da gibst du's ja selber zu. Und nun will ich dir was sagen" — ihr Gesicht nahm einen Ausdruck bewußter Großmut an — „wir wollen die ganze Geschichte vergessen und begraben. Papa und Mama und Onkel Trippel haben auch gesagt, das wäre das vernünftigste. Vorwürfe hast du dir selber jedenfalls schon genug gemacht und eine heillose Angst gehabt, was werden würde, wenn wir alle dahinter kämen — das mag nun für diesmal deine Strafe sein. Männer sind nun einmal so, daß sie hin und wieder ein bißchen über die Stränge schlagen müssen, da tut eine Frau am besten, sie drückt ein Auge dabei zu."

Er bog sich gegen sie vor, sah ihr dicht unter das Gesicht. Wer hatte ihr nur all diese tiefe Lebensweisheit beigebracht?

„Mama hat das auch gesagt," fuhr Tilli fort, „und Papa hat gemeint, seinen Rappel hat jeder, und mich darüber aufzuregen wäre unter meiner Würde."

Ja, wußte sie denn, was sie da redete, oder schwatzte sie nur wie ein Papagei nach, was ihr die anderen vorgesagt — die anderen, die die Köpfe zusammengesteckt und sich's ausgeheckt hatten, wie man ihn wohl am sichersten von seinem „Rappel" kurierte!

Er sprang auf von seinem Sitz, durchmaß das Zimmer und blieb dann vor Tilli stehen. „Und wenn sich's doch um Ernsthaftes handelte?"

Sie machte eine Gebärde der Ungeduld. „Nun hör mal damit auf! Ich hab' mich schon damals hinterher geschämt, daß ich ihr in Erlensee draußen mit meinem Ärger so viel Ehre antat. Die und ich — wirklich, das mußt du dir doch selber sagen, daß es abgeschmackt ist, selbst im Scherz einen Vergleich anstellen zu wollen!"

„Ja, es ist abgeschmackt!" Er rief es und hätte es Tilli ins Gesicht rufen mögen: Es ist abgeschmackt, zwischen einer Künstlerin wie Alexa und einer hohlen Puppe Vergleiche anstellen zu wollen!

Und die Puppe mit dem hübschen glatten Lärvchen und den goldenen Löckchen über der schmalen Stirn, dahinter neben der Dummheit der eitle Dünkel saß, sah er sich an und hatte nur ein Gefühl dabei: es war noch nicht zu spät — Gott sei Dank, es war noch nicht zu spät! Sie aber machte es ihm leicht, ihr nun in kurzen, klaren Worten auszusprechen, weshalb er gekommen war. Daß die Liebe sich ihm offenbart habe, eine andere, tiefere Liebe, als er sie je für sie empfunden, und daß mit diesem Gefühl für eine andere die Verbindung zwischen ihr und ihm zur Unmöglichkeit geworden sei.

Hatte sie ihn denn noch immer nicht verstanden, glaubte ihm noch immer nicht?

Sie saß da mit weit aufgerissenen Augen und offenem Mund und starrte ihn an, als habe er den Verstand verloren. Auf einmal sprang sie empor und rüttelte ihn am Arm. „Bist du verrückt geworden? Eine andere?! Bist du denn nicht mit mir verlobt? Das ist so gut wie schon verheiratet!"

„Nein, das ist es nicht, und einen Irrlum zu lösen, ist's noch nicht zu spät. Du wirst es leichter verwinden, als ich geglaubt."

Ihre Finger krallten sich fest an ihm, ihr Atem begann zu fliegen. „Das wär' dein Ernst! Dein Ernst wär' das?! Mich — mich aufgeben um eine andere — und um was für eine andere!"

Zur Klingel war sie plötzlich gestürzt, drückte aus Leibeskräften auf den Knopf, und in den aufschrillenden Klang hinein schrie sie wie ein ungebärdiges Kind: „Papa — Mama!"

Walter Renk hielt die Türklinke gefaßt. „Ich könnte dir auch in deiner Eltern Gegenwart nichts anderes sagen, als was ich dir bereits gesagt. Leb wohl, Tilli. Deinem Vater werde ich schreiben."

Er hatte die Tür geöffnet und schritt hinaus. Sie stürzte ihm nicht nach. Als er draußen im Flur an dem herbeieilenden Dienstmädchen vorbei- und dann die Treppe hinabging, hörte er noch immer den schrillen Klingelton, der Vater und Mutter zur Hilfe herbeirief.

Im raschen Davonschreiten blieb er plötzlich mitten auf der Straße stehen, blickte um sich, hatte ein Gefühl, als wichen zu beiden Seiten die Häusermauern weit, weit zurück. Keine Enge mehr um ihn her, rings freie, große Weite.

Frei! Er war frei!

* * *

Nun hatte er auch den letzten Schnitt gemacht. Er hatte an Tante Laura geschrieben, daß er seine Verlobung mit Tilli Helmbold gelöst, und daß er wohl nur ihrem eigenen Wunsche nachkomme, wenn er die Fabrik nicht mehr betrete. Die Stadt werde er schon morgen verlassen.

Eine Antwort darauf hatte er nicht erhalten, nicht erwartet. Im Geist sah er die Tante, wie sie seinen Brief zerriß, so wie sie das verwandtschaftliche Band zwischen sich und dem Neffen zerriß. Still blickte er vor sich hin. Hinweggestrichen zehn Jahre seines Lebens und alles, was er noch an Verwandtschaft und Familienzubehörigkeit besaß. Es tat nicht weh. Wohltaten hatte er empfangen, doch Liebe war es nicht, die ihm die Wohltaten gereicht.

Keine Antwort kam auch auf den Brief, den er an Christian Helmbold adressiert, doch in einen Umschlag verschlossen gab man ihm auf seinen zurückgesandten Verlobungsring Tillis Ring zurück. Der goldene Reifen war verbogen und zerbeult, als hätten kleine zornige Füße darauf herumgetreten. —

Und dann ein neuer Tag. Beim Morgengrauen führte der Eilzug ihn davon. In einer entfernten großen Stadt wollte er versuchen, eine Stellung zu finden. Es war nicht leicht. Schließlich nahm er für den Anfang einen untergeordneten Posten an, der ihm neben schlechter Bezahlung starke Arbeit gab. Es war ihm gerade recht. Er hatte lange genug nur allzu weich gesessen, und daß er nun wieder einmal des Lebens Härten spürte, gab ihm ein Gefühl, als brächte es ihn ihr näher, die in seinen Gedanken stand wie die Zukunft, der er entgegenstrebte. Dabei hatte er bis jetzt nach Alexa Makarius noch nicht geforscht, aber er wußte, daß er sie wiederfinden werde. Und er wußte auch, daß er eines Tages eine andere Stellung finden werde, die ihn vorwärts brachte. Er entdeckte Kräfte und Fähigkeiten in sich, die bisher brachgelegen. Und er war ein freier Mann!

Zuweilen überkam es ihn wie ein Rausch. Er hatte ja, solange er lebte, das Freisein noch nie gekannt, hatte

immer nur sich angepaßt. Sie hatte das gefühlt, beim ersten Blick in sein Gesicht hatte sie das gesehen. Waren es wirklich nur die Künstleraugen gewesen, die so tief geblickt, nur die Künstlerin, die in Zorn geriet, weil sie das nicht fand, was sie in ihm hätte finden mögen?

Alexa! Er sah sie, wie der rote Mohn um ihre Stirne glühte, wie sie mit dem suchenden Blick in seine Augen schaute. Eine mächtige Sehnsucht nach ihr warf sich über ihn. Worauf wartete er denn, was wollte er zuvor erreichen? — „Und wenn's ein Bettler wäre!" — Sie hatte es ja selbst gesagt. Warum suchte er nicht nach ihr?

Er begann zu forschen. An einem Sonnabend nach Feierabend fuhr er nach der Stadt, wo er gelebt, wo er sie kennen gelernt, und kam am Montag früh gerade rechtzeitig wieder zurück, um sich auf seinen Posten zu begeben. Von Alexa hatte er keine Spur gefunden. Er suchte weiter. In Kunstausstellungen und Gemäldehandlungen forschte er nach ihrem Namen.

Und eines Tages fand er ihn. In dem großen Ausstellungspalast traf es ihn plötzlich wie ein Schlag, als er ein kleines Bild erblickte. „Ein König" — so stand in großen, gleichsam lachenden Buchstaben auf dem schlichten Holzrahmen, und auf dem Bild stand breitbeinig auf derben nackten Füßen ein pausbäckiger Bub, hatte auf dem widerspenstigen Haar schiefsitzend eine Krone aus Papier, hielt in der Linken einen Apfel und in der Rechten wie ein Zepter einen Stecken, und aus den pechschwarzen Augen triumphierte es: „Mir gehört die Welt!"

Walter Renk hatte nicht erst nötig, in der Ecke des Bildes nach dem Namen zu suchen. In Alexas Atelier hatte er mehr als einmal vor der Skizze gestanden und ihr gesagt: „Warum machen Sie daraus nicht ein rich-

tiges Bild?" Nun hatte sie es getan, und an dem Rahmen war ein kleines Kärtchen befestigt mit dem Vermerk: „Verkauft."

Im Bureau der Ausstellung fragte er nach ihrer Adresse. Man nannte ihm München.

Es traf sich glücklich, daß er seinen Posten aufgeben konnte. In einem großen Laboratorium hatte man ihm Hoffnung gemacht, zum nächsten Ersten ihm Stellung zu bieten. Er wollte frei sein, wenn der Erste kam. Nun war er frei, inzwischen nach München zu fahren.

„A. Makarius —" Da sah er ihn wieder vor sich, an der Tür zu ihrem Atelier von ihrer Hand geschrieben ihren Namen.

Er liebte sie, und er war frei! Das jauchzte laut auf in ihm. Er klopfte an. Doch es klang kein Ruf. Heftiger, ungestümer begann er zu pochen. Auftun sollte sie ihm! Er ließ sich nicht länger abweisen. Sie sollte ihm auftun!

Die Treppe herauf kam ein schlürfender Schritt. Die Hausbesorgerin erschien mit dem Scheuereimer in der Hand und schüttelte stehenbleibend den Kopf. „Da können S' lang pochen. Das Fräulein is fort."

„Fort?!" Er schrie die Alte an und fühlte, wie wütender Zorn in ihm aufstieg. „Wo ist sie hin?"

„In die Berg'."

„In die Berge? — Wohin da?"

„Sell woaß i net. Aber i moan', auf die Zugspitz' hat s' g'wollt."

„Auf die Zugspitze?" Er riß plötzlich den Hut vom Kopf und wirbelte ihn durch die Luft.

Grinsend schaute die Alte hinter ihm drein und schaute dann auf das Geldstück, das er ihr in die Hand gedrückt. „A Mark! I glaub', den hat's!" —

In die Berge! Nach Garmisch hinauf!

Beim Kainzenfranz sah er sie wieder. Auf dem Podium jodelte und schuhplattelte die Sängergesellschaft, als er am Abend in den dichtgefüllten Saal trat. Nach einem Platze suchend, ging er von Tisch zu Tisch, und an einer der Längstafeln sah er inmitten einer größeren Gesellschaft plötzlich Alexa. Er hatte ja gewußt, daß er sie finden würde, darum überraschte jetzt ihr Anblick ihn kaum. Doch sie war plötzlich erglüht wie der rote Mohn, an den er denken mußte, so oft er Alexas gedachte. Dann aber wurden ihre Züge kalt und starr, und von ihm hinweg wandten ihre Augen sich wieder den anderen zu. Auf seinen Gruß hatte sie nicht gedankt.

Es focht ihn nicht an. Und wenn sie ihn noch immer verachtete, wenn sie ihn haßte als denjenigen, um den man ihr Schmähung angetan — gleichgültig war er ihr nicht!

In einer Ecke, von wo aus er nicht Alexa, aber doch den Tisch, an dem sie saß, im Auge behielt, fand er schließlich noch einen Platz.

„Und i will net, und i mag net,
Und i tu's net, und i sag's net,
Und den will i seh'n, der mi zwingen tuat —"

sang auf dem Podium das trutzige Madl, und Walter klatschte wie toll in die Hände. Einmal wird sie ja doch müssen und wenn sie sich noch trutziger gebärdet!

Früher als die anderen rüstete an der langen Tafel die Gesellschaft sich zum Aufbruch, und Alexa verließ mit ihr durch den hinteren Ausgang das Lokal. In einiger Entfernung folgte Walter nach und sah noch, wie sie allesamt die Treppe hinaufstiegen, die zu den Logierzimmern führte. Sie wohnte also im Gasthof,

wo auch er Nachtquartier gefunden. Nun sollte sie ihm nicht wieder entschwinden.

Er war der erste Gast, der in aller Morgenfrühe wieder unten in der Wirtsstube erschien. Die anderen lagen wohl noch in festem Schlaf oder hatten sich die Decke wieder über die Ohren gezogen, als sie den scharfen Sprühregen gewahrten, der die Welt in grauen Nebel hüllte.

„Heut ist's nix mit'm Aufstieg auf die Zugspitz'n?" fragte er den Hausknecht, der ihm entgegentrat.

Der schüttelte den Kopf. „Freili wär's nix. Und die Gesellschaft, die aufi g'wollt hat, is auch da'blieben. Nur a oanzigs Frauenzimmer hat sich net halt'n lass'n und is fort."

„Und der Name? Wissen Sie den Namen nicht?"

„Wann i an der Tafel nachschau'."

Dem Burschen voran war Walter schon in den Hausflur zurückgestürzt, wo an der schwarzen Tafel die Logiergäste vermerkt waren. Bei dem einen Namen hatte ein breiter Fingerstrich die Kreideschrift halb verlöscht. „Fräulein Makarius —" hatte der Name gelautet.

„Die war's," sagte der Hausknecht.

Walter Renk war auf einmal wie im Fieber. „Und auf die Zugspitze wollte sie? Allein, ohne Führer, bei dem Nebel?"

Der Bursch zuckte die Schultern. „Ich mein', viel weiter wie bis zum Eibsee wird s' net 'kommen sein."

Ein paar Minuten später war Walter auf dem Weg nach dem Eibsee. Kurz zuvor fragte er einen daherkommenden Jäger, ob er nicht einer Touristin begegnet sei.

„So ein langes Weibsbild — ja, der bin ich vor einer guten Stund' begegnet und hab' sie angesprochen.

Ich hab' erst denkt, sie macht ein Gespaß, daß sie allein auf die Zugspitz'n wollt', aber sie hat gemeint, sie wär' schon dreimal droben g'west und kennt sich aus, und bis zur Hütt'n tät' sie's heut schon schaffen."

Schon auf der Fahrt nach Garmisch hatte Walter die verschiedenen Aufstiege studiert, nun glaubte auch er, der schon diese und jene kleine Hochtour gemacht, sich auszukennen. Ein paar Weisungen ließ er sich noch von dem Jäger geben und schritt dann mit verdoppelter Eile wieder voran.

Die Witterung wurde immer schlechter, und er, der nicht allzu wetterfest gekleidet war, fühlte, wie der kalte Regen ihm bis auf die Haut zu dringen begann. Dabei wurde der Weg immer schlüpfriger, und an den steilen Stellen hieß es scharf Obacht geben.

„Alexa!" Er schrie es plötzlich laut auf. So ganz und gar waren seine Gedanken bei ihr, daß er, als der Weg eine jähe Biegung machte, sie zu erblicken wähnte, wie ihre hart am Abgrund schreitenden Füße auf einmal strauchelten, den Halt verloren.

Sekundenlang lag es wie Nacht vor seinen Augen, so hatte ihn der Schreckgedanke an Leib und Seele gepackt. Seit er ihr nachfolgte, war immer nur das triumphierende Gefühl in ihm gewesen: um seinetwillen war sie allein fort, hatte sich nicht halten lassen. Vor ihm war sie geflohen. Und man flieht vor keinem, den man nicht fürchtet. Jetzt aber kam anderes über ihn. Der Weg, den sie einsam ging, war nicht von Gefahren frei, und bei aller ihrer Kraft und Stärke war sie ja doch nur ein Weib. Und sie war ganz allein!

— — — — — — — — — — — — —

Sie war doch nur ein Weib! Voll Grimm gegen

die Schwäche, die sie angewandelt, sagte es sich Alexa. Sie saß auf einem Stein und starrte finster in den Nebel hinein. Was war denn nur mit ihr? Fünf Stunden Marsch — das tat ihr doch sonst nichts an!

Emporspringend von ihrem Stein, trat sie zornig mit dem Fuße auf. Warum war sie allein fortgegangen oder war nicht, wie sie es anfänglich gewollt und den anderen gesagt, in Eibsee geblieben? Als wolle sie das Fragen niedertreten, so schritt sie mit den schweren Nagelschuhen hastig weiter. Doch bald mußte sie wieder rasten. Die Mattigkeit, das Schwindelgefühl überkamen sie von neuem. Auf ihren Bergstock sich stützend, lehnte sie sich gegen die Felswand. Plötzlich fuhr ihr Kopf herum, sie lauschte auf. Ein Schrei, ein Ruf, der fast wie ihr Name klang! — Hatten die Bekannten in Garmisch drunten sich doch noch aufgemacht, oder — Den Atem anhaltend, bog sie sich horchend vor. Ein Ruf erklang nicht wieder, doch nahende Schritte wurden vernehmbar. Fast laufend kam einer den steilen Pfad herauf, und jetzt wurde um die Wegbiegung herum die Gestalt sichtbar, und dann stand mit ein paar letzten raschen Schritten Walter Renk vor Alexa.

„Gottlob, Sie sind heil und munter!" Das stieß sich ihm wie ein Jauchzen aus der keuchenden Brust, und mit einem glücklichen Lächeln blickte er sie an. Da sah er sie vor sich, und nirgends war eine Tür, die sie wieder schließen konnte zwischen sich und ihm.

Ihr eigener Blick, als sie ihn erkannte, war starr geworden und voller Feindseligkeit. Die Feindseligkeit, mit der sie in den verwichenen Monaten seiner gedacht, um den man sie beleidigt und herabgewürdigt, und der sich immer wieder in ihr Erinnern hineindrängte, soviel sie sich auch mit verächtlicher Geringschätzung des Denkens an ihn erwehren wollte. Wie konnte er

es wagen, noch einmal ihren Weg zu kreuzen — er, der so feig den Platz räumte, wo es galt, für eines Weibes Ehre einzutreten!

Die so oft empfundene heiße Empörung sprühte aus ihren Augen, klang aus ihrer Stimme: „Wollen Sie mich nötigen, Ihnen noch deutlicher, als bereits geschehen, begreiflich zu machen, daß unsere Bekanntschaft nicht mehr existiert?"

„Ich will, daß Sie mich endlich anhören. Ich habe lange genug vergeblich an Ihre Tür gepocht, lange genug darauf gehofft, Sie wiederzufinden, und bin Ihnen jetzt nachgefolgt, weil ich wußte, auf diesem Wege würden Sie mir nicht ausweichen können."

Die Empörung wich nicht aus ihren Zügen, und jetzt gesellte sich dazu noch schneidender Hohn. „Und Sie haben keine Angst, daß das Zusammentreffen mit mir Sie wieder fatalen — Mißverständnissen aussetzen könnte?"

„Ich habe keine Angst, und habe auch damals keine Angst gehabt, wie Sie es meinen. Ich war nur besorgt, Sie nicht noch länger einer widerwärtigen Szene auszusetzen."

Beschönigen wollte er also seine Feigheit! Das war fast noch erbärmlicher als die Feigheit selbst. Verächtlich zuckte es um ihre Lippen, und dabei kam so jählings, daß sie es nicht zurückzuzwingen vermochte, die Schwächeanwandlung wieder über sie. Ihr Erblassen, ein zuckendes Schließen der Augenlider, ein leises Schwanken auf den Füßen sah Walter Renk.

„Um Gottes willen, was ist Ihnen? Sind Sie krank, Alexa?"

So ein heißes, herzpochendes Erschrecken klang aus seinem Ruf, daß die geschlossenen Lider sich ihr weit wieder öffneten und sie ihn anstarrte, als hätte sie ihn nie zuvor gesehen.

—

„Mir ist nichts. Ich bin nur zu rasch gestiegen und habe mich nicht mit der nötigen Stärkung versehen."

Er hatte bereits die Kognakflasche aus der Tasche gerissen. „Hier — das wird Ihnen gut tun." Und da sie zögerte, zuzugreifen, fuhr er fort: „Im Feldzug tauschen selbst Feinde zuweilen die Flasche aus. Das hat im übrigen auf den Kriegszustand nicht den mindesten Einfluß."

Wieder um seine Lippen, in seinen Augen das glückliche Lächeln und in seiner Stimme ganz heimlich ein Klang von Übermut.

Ihre Brauen zuckten, doch sie nahm jetzt die Flasche, trank einen Schluck und reichte sie ihm zurück. „Ich danke. Und nun bitte ich, daß Sie sich bei Ihrem schnelleren Vorangehen nicht von mir aufhalten lassen." Es klang wie ein bestimmter Befehl.

Prüfend sah er sie an und merkte, die Stärkung hatte ihr gut getan. Sie stand wieder fest und sicher auf ihren Füßen.

„Sie haben recht, ich werde voraneilen." Den Hut gegen sie schwenkend, wandte er sich und begann den steilen Pfad weiter hinanzusteigen.

Finster sah sie ihm nach. Sie hätte umkehren mögen, ihm nicht folgen, aber sie war zu erschöpft für den weiten Rückweg. Minutenlang wartete sie noch, dann begann sie hinter ihm drein zu schreiten. Er blickte nicht zurück, als sein scharfes Ohr ihre aufklingenden Tritte hörte, aber er lauschte auf, wenn diese Tritte einmal ein wenig langsamer wurden, und hielt die seinen zurück, bis er hinter sich wieder den kräftigen Marschtakt hörte.

Alexa, die sich dieses Lauschens bewußt wurde, hatte mit einem zornigen Wehren doch das Gefühl, als ob eine unsichtbare Hand sich nach ihr strecke und sie

weiterziehe, sobald sie wieder einmal zu ermatten drohte.

Die Hütte war erreicht, und es war bereits Gesellschaft oben. Alexas Schritte wurden rascher, als von der offenen Hüttentür her Walter Renk es ihr entgegenrief. So brauchte sie doch wenigstens nicht mit ihm allein zu sein.

Sie wehrte ihm, als er ihr den nassen Lodenmantel und den Rucksack abnehmen wollte. „Hier hilft sich jeder selbst."

Da drängte er sich ihr nicht weiter auf und begann mit den beiden anderen Hüttengenossen ein Gespräch, das sich um das Wetter drehte. Vor Abend werde der Regen nicht nachlassen, aber morgen früh sei bestimmt der schönste Sonnenschein, meinten die zwei.

Bald darauf setzte man sich zum Essen, und jetzt konnte sich auch Alexa der beginnenden Unterhaltung nicht mehr entziehen. Dann stand sie wieder auf und trat an das kleine Fenster, gegen das der Regen schlug, den jetzt der Sturm peitschte.

Walter sah, wie ihre Zähne sich in die Unterlippe gruben, wie ihre Hand, die auf dem Fensterbrett lag, sich heftig zusammenballte. War ihr das aufgezwungene Zusammensein mit ihm so unerträglich, empfand sie so ernsten Groll gegen ihn? Hatte sie die ihr angetane Beleidigung so schwer genommen? Oder war ihr vielleicht noch Ärgeres angetan worden, als er damals mit eigenen Ohren gehört, hing damit vielleicht ihre plötzliche Abreise zusammen? Tante Lauras Worte fielen ihm ein: „Gegen solche Frauenzimmer gibt's ja noch Mittel und Wege."

Wie emporgeschleudert sprang nun auch er von seinem Sitz empor, wollte zu Alexa hinüber. In einem Raume mit ihr und nicht zu ihr reden können,

nicht klar sehen, ihr nicht erklären können — das war ja unerträglich!

Doch wie er halbwegs am Fenster war, wandte Alexa sich herum, schritt an ihm vorbei zum Tisch zurück und sagte zu den beiden Touristen: „Ich habe vorhin gesehen, daß die Herren Lektüre bei sich führen. Darf ich wohl einmal darum bitten?"

Bereitwillig nahmen sie aus ihren Rucksäcken ein paar Bücher und reichten die ihr hin. Sie zog sich einen Stuhl ans Fenster und begann eifrig zu lesen, bis sich's von draußen immer dunkler vor die Scheiben legte. Der Sturm jagte ein Gewitter daher, unter dem der Himmel sich zu schwarzer Nacht verfinsterte.

„Jetzt ist der rechte Augenblick, sich einen Steifen zu brauen!" rief der eine der Touristen.

Vom Fenster kehrte Alexa an den Tisch zurück, auf dem jetzt das Licht brannte, und las scheinbar vertieft weiter.

Der Duft des starken Grogs begann den Raum zu durchziehen, und Walter füllte die Gläser. Als er das eine vor Alexa niedersetzen wollte, sagte sie ohne aufzublicken: „Ich danke, ich trinke nicht."

Warum mochte sie nicht? Wollte sie vermeiden, vielleicht genötigt zu sein, noch einmal mit ihm anzustoßen? Sie hatte doch schon einmal ihren Kelch an den seinen klingen lassen „auf die große Sehnsucht"!

Laut begann der Donner zu grollen.

„Nun," rief der jüngere der beiden Touristen. „Musik machen — das können wir auch."

Zur Wand lief er hinüber, wo eine alte Gitarre hing, die nahm er vom Nagel und auf den verstimmten Saiten klimpernd, kam er wieder an den Tisch zurück. Der andere begann dazu zu singen, das Lied, das man in Garmisch in allen Gasthöfen hörte:

„Sixt, wie falsch du bist,
Hast an andern küßt —“

Bei der Stelle:

„'s Wasser rinnt ganz trüab —
Hast mi halt gar nit liab —“

fiel Walter Renk leise ein, und es war, als ob Alexa eine Sekunde im Lesen stockte.

Der Gitarrespieler drückte Walter das Instrument in den Arm. „Singe, wem Gesang gegeben.“

Kunst war sein Singen ja nicht, aber eine prächtige Stimme hatte Walter. Die Musik war auch ehedem eine der Phantastereien gewesen, die er Tante Laura zuliebe sich aus dem Sinn geschlagen. Eine Gitarre hatte er nur selten unter den Fingern gehabt, aber ein paar Akkorde würde er schon noch zur Not aus den Saiten stümpern. Tastend griff er hinein. Der prasselnde Donner, der, von grellen Blitzen begleitet, die Hütte durchdröhnte, übertönte die leisen Klänge, doch plötzlich zwang seine aufjauchzende Stimme sich über den Donner hinweg:

„Ja, du bist mein — ja, du bist mein,
Ich will's dem blauen Himmel sagen,
Ich will's der dunklen Nacht vertrau'n —“

Es war, als ob der Klang der eigenen Töne ihn immer berauschender über sich selbst hinaushöbe. Er blickte nicht zu Alexa hinüber, doch er fühlte, wie sie lauschend saß. Ihre Augen aber blieben unentwegt gesenkt und zuckten dann doch plötzlich empor, brannten auf seinem Gesicht, als er am Schluß des Liedes sein jubelndes Besitzen wie eine Fanfare hinausschmetterte:

„Die ganze Welt soll Zeuge sein,
Ja, du bist mein — ja, du bist mein!“

Sein Blick traf in den ihren. Da schlug das Feindselige in ihr wie eine Flamme daraus hervor. Das

inbrünstige Lächeln blieb um seine Lippen, wie er die Gitarre auf den Tisch legte, sich erhob und zur Hüttentür hinübertrat, die er öffnete. Pfauchend fuhr ihm der Sturm entgegen und schlug ihm den Regen ins Gesicht.

Als er sich wieder in die Stube zurückwandte, saß Alexa wie zuvor und las in ihrem Buche. —

Der Abend war hereingebrochen, das Gewitter war vorüber, aber der Regen fiel noch in Schnüren.

„Das macht nix," sagten die Touristen, „erst muß das noch vom Himmel 'runter."

„Gute Nacht," sagte Alexa. Sie nickte den Zurückbleibenden zu und verschwand durch die Seitentür.

Nur die schweren Schuhe streifte sie von den Füßen, dann streckte sie sich auf das schmale harte Lager und zog die wollene Decke um sich zusammen. Ihre Lider schlossen sich, aber der Schlaf kam nicht zu ihr. Der würde auch nicht kommen, solange sie noch immer dieses jauchzende „Ja, du bist mein!" in ihren Ohren klingen hörte. Wen meinte er damit? Das blonde Püppchen, das sie ihm als Zierstück auf seines Lebens reichbesetztem Gabentische aufgebaut?

„Heureka! Heureka!" Das lachte und höhnte in ihr und das tobte auf und setzte sich zur Wehr gegen etwas, das wie ein gewalttätiger Feind sie zwingen wollte.

Die Stunden der Nacht waren ausgefüllt von diesem Kampfe, bis sie die grobe Decke von sich schleuderte, emporsprang vom Lager und das lukenartige Fenster aufriß. Es war ja zum Ersticken in dem niederen, finsteren Raum! Ein frischer Lufthauch kam herein, den ihre geöffneten Lippen tranken, und ihre Augen sahen am Himmel ein zitternd fahles Licht. Der Morgen wollte kommen, und die klare Luft, die vom Regen frei war, verkündete einen guten Tag.

Sie konnte fort! Hätte sie es doch gleich gekonnt, ehe auch die anderen sich zum Aufbruch rüsteten. Und sie konnte es ja! Sie hatte ihre Sachen bei sich.

Leise schreitend verließ sie die Hütte. Nun stand sie draußen in der ersten unbestimmten Frühhelle. Wohin sollte sie? Hinauf — hinunter? Ein paar Schritte machte sie um die Hütte herum — und fuhr zurück.

„Guten Morgen, Alexa," sagte Walter Renk, der ihr entgegentrat. Und als er sah, wie ihre Lippen sich fest aufeinanderpreßten, faßte er ihre herabhängende Hand. „So nehme ich mir selbst Ihren Gegengruß."

Sie riß ihre Hand zurück. „Was soll das? Und was soll es, daß Sie sich mir aufdrängen?"

„Abbitte will ich Ihnen leisten für das, was man gewagt hat Ihnen anzutun."

„Abbitte!" Sie maß ihn von Kopf bis zu Fuß, der jetzt so mutig war, weil niemand seines Mutes Zeuge sein konnte. „Sollte das Abbitten nicht vielmehr an mir sein, weil man um meinetwillen Ihnen Ungelegenheiten gemacht hat?"

„Dafür habe ich Ihnen bis an mein Lebensende zu danken, denn darum ist es, daß heute ein anderer vor Ihnen steht als ehedem — ein Freigewordener. Frei bin ich, Alexa!"

Sie hörte nur das Wort, und die Deutung, die sich ihr aufdrängte, jagte brennendes Rot in ihr Gesicht. Hatte man ihm den Abschied gegeben, und war er vielleicht gekommen, für seine Verluste, daran sie Schuld trug, sich an ihr schadlos zu halten? So deutlich spiegelte ihr Gesicht wider, was sie dachte und empfand, daß er, als hätte sie es in Worten ausgesprochen, dazu den Kopf schüttelte.

„Nicht aus Zwang — nein, aus eigener Wahl bin

ich ein Freier geworden, frei für des Lebens Kampf und Härten und frei für des Lebens Glück!"

Da war er wieder, der jauchzende Klang, der gestern „Ja, du bist mein!" gesungen, und in seinen Zügen war das, wonach sie, als sie sein Bild malte, gesucht hatte und es nicht finden konnte.

„Und was geht das alles mich an?" fragte sie stockend.

Sein Blick umfaßte sie ganz, ihr Gesicht, ihre Gestalt, den gestählten Körper und die heiße Seele. Sie war nicht schön in diesem Augenblick. Die plumpen Schuhe an ihren Füßen, der alte Lodenrock, der Rucksack und der verregnete Filz auf ihrem Haar waren durchaus nicht reizvoll. Er sah es, und er jauchzte es doch laut hinaus, die Arme nach ihr streckend: „Alles, alles geht's dich an, denn du bist meines Lebens einziges Glück!"

Sie trat abwehrend zurück. Ihre Wangen glühten, ihr Atem flog. Er aber lachte. „Es hilft dir nichts! Geh, wohin du willst, zur Höhe hinauf, hinab ins Tal — ich gehe mit dir!"

Sie sah nicht länger in sein Gesicht. Nach Osten hinüber wendeten sich ihre Augen. Dort hoben winkende Arme sich empor, purpurleuchtende Arme, die hinabtauchten in webende Tiefen, der Sonne Gold ans Licht zu heben.

Sein Blick folgte dem ihren, bis aus der purpurnen Lohe die goldene Fackel zuckend hervorbrach.

Da wandten sich jählings ihre Augen ab und suchten die seinen.

Den Bergstock riß er ihr aus der Hand, riß sie selber an seine Brust und triumphierte es dem jungen Tag entgegen: „Heureka! Und ich hab's doch gefunden — dich — meine große Sehnsucht!"





In der Spinnstube.

Bilder aus dem deutschen Volksleben.

Von Al. Cormans.



Mit 5 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Unter den weiblichen Handbeschäftigungen, die über den Rahmen der dem schwächeren Geschlecht von Urzeit her obliegenden einfachsten Hausarbeit hinausgehen, ist keine von so ehrwürdigem Alter als das Spinnen der zur Herstellung von Geweben erforderlichen Fäden. Schon im griechischen und germanischen Göttermythus spielt es eine bedeutsame Rolle, und die ältesten auf uns gekommenen Schriftsteller wissen in diesem oder jenem Zusammenhange von spinnenden Frauen zu erzählen.

War doch unmittelbar auf die primitive Einhüllung des Körpers in Tierfelle die Bekleidung mit aus Wollgarn hergestellten Geweben gefolgt, und ergab sich aus der Leichtigkeit der Arbeit, die immerhin zugleich eine flinke und geschickte Hand erforderte, doch ganz von selbst, daß die Erzeugung der Gespinste eine ausschließlich den Frauen vorbehaltene Verrichtung wurde.

Wie zahlreiche auf uns gekommene Vasenbilder aus dem fernsten Altertum beweisen, bediente man sich schon in jenen entlegenen Zeiten zum Spinnen fast derselben Geräte, die sich mit geringfügigen Abänderungen Jahrtausende hindurch erhalten haben, und die bei manchen Völkern noch heutigestags im Gebrauch



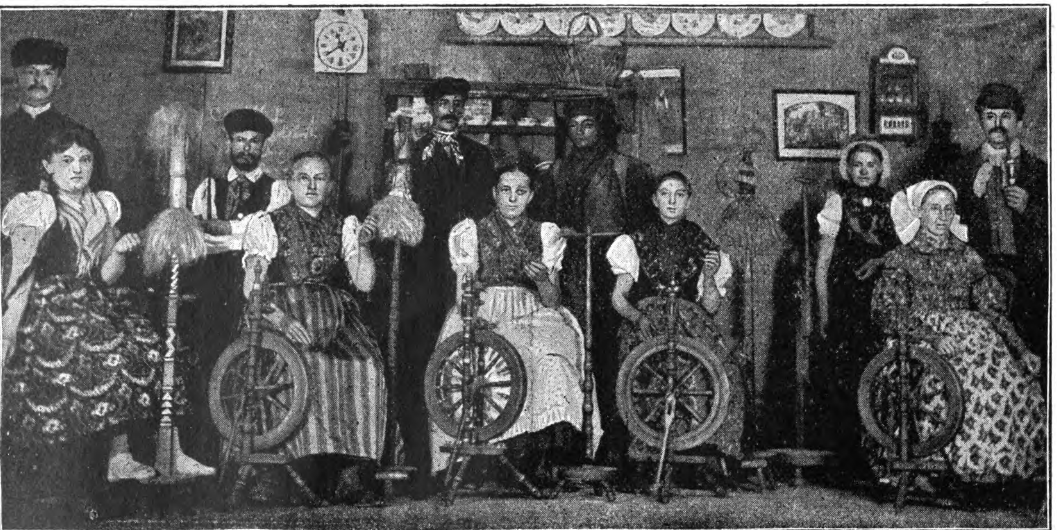
Schwarzwälder Spinnstube

sind. Der Wocken oder Rocken und die Spindel finden sich deutlich erkennbar auf all jenen Darstellungen, und die Gewandtheit, die sich Frauen und Mädchen durch frühzeitige Übung in ihrer Handhabung anzueignen wußten, schien alle weiteren mechanischen Hilfsmittel zur Erleichterung der Arbeit entbehrlich zu machen.

Zu keiner Zeit und bei keinem Volke aber wurde das Spinnen unter die niedrigen Beschäftigungen gerechnet, die zu verrichten nur Sklavinnen und Dienerinnen anstand. Die Griechen bewiesen schon dadurch, daß sie keine geringere als die Göttin Athene zur Erfinderin der Wollarbeit machten, wie hoch sie den Wert dieser Frauentätigkeit einschätzten, und aus hellenischen und germanischen Sagen wie aus zahlreichen unserer alten Volksmärchen wissen wir, daß selbst mächtige Königinnen und holdselige Prinzessinnen eine Ehre darin suchten, für fleißige und geschickte Spinnerinnen zu gelten.

Auch als man den Flachs zu Zwecken der häuslichen Textilindustrie bearbeiten lernte, erfuhr die Art des Spinnens keine Veränderung, und es blieb nach wie vor eine Beschäftigung, deren sich auch die auf der Menschheit Höhen wandelnden weiblichen Wesen nicht zu schämen hatten. Die sittige Edelfrau des Mittelalters hielt nicht nur ihre Mägde und ihre heranwachsenden Töchter an, eifrig den Wocken zu drehen, sondern sie ging ihnen auch mit gutem Beispiel voran und häufte in den schweren eichenen Truhen mit gerechtem Stolz die Schätze, die ihre Emsigkeit und Kunstfertigkeit erzeugt hatten.

Aber von alters her auch galt das Spinnen für eine Beschäftigung, die viel besser und leichter von der Hand ging, wenn sie in fröhlicher Gesellschaft geübt wurde. Sind doch die Anforderungen, die sie an den Geist



A. Esener in Warmbrunn i. Schl. phot.

Schlesische Spinnstube.

der Arbeitenden stellt, nicht so groß, daß einer munteren Unterhaltung dadurch irgendwelche Beschränkung auferlegt würde, und drängte doch das natürliche Mitteilungsbedürfnis des weiblichen Geschlechts sehr begreiflicherweise zu dem Wunsche, gerade die langen Stunden der eintönigen häuslichen Spinnarbeit durch heiteres Geplauder zu verkürzen.

So entstanden allerorten, zumal aber in deutschen Landen, die Spinnstuben, die laut urkundlichen Beweises viel älter sind als die Erfindung des mit dem Fuße in Bewegung zu setzenden Spinnrades, das um das Jahr 1530 von Johann Jürgen in Watenbüttel bei Braunschweig ersonnen wurde, sich aber nur sehr langsam einzubürgern vermochte.

Man hat den Ursprung der Spinnstuben darauf zurückführen wollen, daß ökonomische Hausfrauen auf die Ersparung von Licht und Heizung bedacht gewesen seien, wenn sie sich an den Winterabenden in einer gemeinschaftlichen Spinnstube zusammenfanden, und daß man diese lustigen Arbeitsstätten in Süddeutschland vielfach mit dem Namen „Lichtstube" oder „Lichtkarz" bezeichnet, scheint diese etwas philiströse Erklärung zu unterstützen. Aber es liegt vielleicht doch näher, in dem uralten Brauch eine Äußerung jenes Geselligkeitsbedürfnisses zu suchen, das bei der Landbevölkerung darum sicherlich nicht weniger rege ist als in den Städten, weil ihr die Gelegenheit zu seiner Befriedigung viel kärglicher zugemessen ist.

„Heimgarten" heißen gar traulich in Bayern und in Österreich die Spinnstuben, und unter diesem Namen werden sie schon im dreizehnten Jahrhundert durch Bertold von Regensburg in einer seiner volkstümlichen Predigten erwähnt. Sonst führten sie fast in jedem Gau des großen und an Mundarten so reichen deut-



A. Rehnert & Co. in Hirschberg phot.

Spinnabend in Hain.

schen Vaterlandes einen anderen Namen, von denen hier nur die elsässische Benennung „Kunkelstube“, die schlesische „Rockenstube“, die „Spinnkoppel“ der Altmark, die „Spinnte“ im Spreewald, die „Nahtstubat“ in Vorarlberg und die „Guggelstube“ in Appenzell aufgezählt sein mögen.

Aber wie auch immer der Volksmund sie getauft haben mochte, eines war der Spinnstube allerorten gemeinsam, die Eigentümlichkeit nämlich, daß sie ein Versammlungsort nicht nur der fleißigen weiblichen Jugend, sondern auch der ledigen jungen Burschen wurde, die es für ihre Pflicht hielten, durch Geplauder und übermütigen Scherz den emsigen Spinnerinnen die Langeweile zu vertreiben. Da mochte es dann freilich leicht geschehen, daß sich der unbeaufsichtigte Verkehr der beiden Geschlechter hie und da nicht gar zu strenge innerhalb der Grenzen hielt, die nach der Auffassung strenger Moralisten unvermählten Jünglingen und Jungfrauen vorgeschrieben sind. Die Klagen der Geistlichen und der wohl zumeist von ihr beeinflußten Obrigkeit über die gerade durch die Spinnstuben begünstigte Sittenverderbnis der ländlichen Jugend stammen nicht bloß aus den letzten Jahrzehnten, in denen man freilich mit besonderem Nachdruck bemüht gewesen ist, auch die letzten Reste des ehrwürdigen und sicherlich nicht poesielosen Volksbrauches zu ersticken, sondern sie lassen sich durch Jahrhunderte zurückverfolgen.

Schon die kursächsische Landesordnung von 1551 wollte die Spinnstuben verbieten; eine Baseler Verordnung von 1627 sprach das gleiche Verbot aus, und in einer kurfürstlich sächsischen Kabinettsorder wird den obrigkeitlich bestellten Aufsehern zur Pflicht gemacht, mit Eifer nachzuforschen, „ob auch die Oberkeit Rocken-



A. Schuler, chm.
E. Bruckmann in Lübbenau phot.

Spinnte in Burg.

stuben, Scheidaben, unordentliche besondere Nachttentze und dergleichen verdechtige, leichtfertige Zusammenkunfften dulde, oder ob und mit was straffen sie die Verbrecher (!) belege". Wiederholt wurden in den letzten drei Jahrhunderten besondere Spinnstubenordnungen erlassen, und es ist gewiß ein Beweis für die Lebenszähigkeit des tief eingewurzelten Volksbrauches, daß die Rocken- und Kunkelstuben trotz dieser behördlichen Drangsalierungen und trotz der ihnen noch feindlicheren Entwicklung der Industrie keineswegs ganz verschwunden sind, sondern, wie unsere nach dem Leben aufgenommenen Abbildungen beweisen mögen, in manchen Gegenden Deutschlands noch heute ein fröhliches Dasein führen. Zahlreiche verständige Freunde deutschen Volkstums haben sich im Gegensatz zu den erwähnten Unterdrückungsbestrebungen bemüht, die alte Sitte da, wo sie in Vergessenheit geriet, neu zu beleben.

Auf die Beseitigung der Auswüchse freilich, die ihr am grünen Tische nicht ganz mit Unrecht so viele Feinde gemacht haben, wird man allerorten, wo man die Spinnstuben als ein Förderungsmittel ländlicher Geselligkeit wieder einzuführen gedenkt, ein sehr wachsames Auge haben, denn es läßt sich schließlich nicht leugnen, daß sich hier mit der Zeit viel Roheit und über die Grenzen des Zulässigen hinausgehende Ausgelassenheit eingebürgert hatten, denen die naive Harmlosigkeit, die einst den Verkehr in den Spinnstuben charakterisierte, mehr oder weniger zum Opfer fallen mußte. Aber so übel ist es um den Geist in unserer jugendlichen Landbevölkerung denn doch noch nicht bestellt, daß man alle Bemühungen, ihr eine den Verhältnissen angepaßte Gelegenheit zu froher Geselligkeit zu schaffen, von vornherein als hoffnungslos aufgeben müßte. Gerade die übertriebenen Polizei-

maßregeln gegen die Spinnstuben mögen da in mancher Hinsicht mehr geschadet als genützt haben, denn die



Am Haspel. Prechtäler Tracht.

Zerstreuungen, die — einem natürlichen und verzeihlichen Bedürfnis folgend — beide Geschlechter nach dem

Aufhören dieser immerhin kontrollierbaren Zusammenkünfte suchten, waren sicherlich nicht von unverfänglicherer Art als die in den Spinnstuben übliche Unterhaltung.

Der Dichter Heinrich Sohnrey, der sich in seinen verdienstvollen Bemühungen um die Pflege deutschen Volkstums auch des seit so vielen Jahrhunderten eingewurzelten Brauches der Spinnstuben mit berechtigter Wärme angenommen hat, spricht sich darüber in folgenden beherzigenswerten Worten aus:

„Ist nicht die Spinnstube durch Jahrtausende und Jahrhunderte die Trägerin der Volkspoesie gewesen, dieses edelsten Bestandteils unseres ländlichen Volkstums? Sind nicht all die wunderbaren, wunderreichen Schätze deutschen Volksgeistes und Volksgemüts, welche seit den bahnbrechenden Forschertaten der Gebrüder Grimm in unseren Literaturschatzkammern aufgespeichert wurden, vornehmlich in der Spinnstube gehegt und gepflegt worden? Und hat nicht die Erfahrung zur Genüge gelehrt, daß mit dem Verfall der Spinnstube auch die Volkspoesie verfallen ist? Aber wer kümmert sich darum? Sind doch die maßgebenden Herren, welche die Donnerkeile schmieden, gewöhnlich nicht im Landvolke aufgewachsen und wohl durch Schulen aller Art, nicht aber durch die Schule des Volkstums gegangen, und wollte man ihnen sagen, daß die Volkskunde auch eine Wissenschaft ist, deren Studium sich niemand sollte entziehen dürfen, der berufen ist, bestimmend in das Volkstum einzugreifen, so würden sie das wahrscheinlich für eine lächerliche Zumutung halten.

Ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit ist der ‚Zug vom Lande‘, die immer mehr zunehmende und nachgerade schon zu einer Kalamität ersten Ranges gewordene Landentvölkerung. Man hat die Ursache

in vielerlei materiellen Dingen gesucht; nun, eine wahrlich nicht unwesentliche Ursache ist die Verflachung und Verödung des geselligen Gemeinschaftslebens auf dem Lande, welche sich überall da zeigt, wo die Spinnstube und die gleichartigen Volkseinrichtungen verschwunden sind, ohne daß dem Volke ein entsprechender Ersatz dafür geboten wurde."





Der Segen der Humanität.

Eine komische, aber wahre Skizze aus dem Leben.

Von F. Clemens.

 (Nachdruck verboten.)

Stadtrat Meiers waren umgezogen. Der Tischler Müller wurde gerufen, um bei der Neueinrichtung zu helfen.

Infolge einer dringenden Abhaltung erschien Müller erst eine halbe Stunde nach der festgesetzten Zeit. Darob empfing ihn die Frau Stadtrat ziemlich ungnädig. „Die Unpünktlichkeit der Handwerker ist wirklich himmelschreiend!" äußerte sie zu ihrem Gatten, der im Schlafrock und eine Zigarre rauchend am Ofen stand.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, es traf im letzten Augenblick noch eine Bestellung ein, wegen der ich dem Gehilfen Anweisungen geben mußte," erklärte der Meister verlegen.

„Ja, ja — kennen wir schon! Na, gehen Sie nur an die Arbeit, Meister — es ist nicht allzuviel zu tun. Wenn Sie sich ein bißchen dazuhalten, können Sie heute ganz gut fertig werden."

Müller warf einen Blick durch die Zimmer und dachte, daß es mit dem Fertigwerden an einem Tage wohl seine Schwierigkeiten haben werde. Doch mit gutem Willen ging er ans Werk. Zuerst befestigte er den großen Kristallspiegel, und während er den Haken mit wuchtigen Hammerschlägen in die Wand trieb, überlegte er bei sich selbst die schwerwiegende Frage

seiner Forderung. Fünf Mark waren sein gewöhnlicher Satz — für so viel Arbeit erschien ihm das aber ein bißchen wenig.

Die Frau Stadträtin war ausgegangen; als sie nach einer Stunde zurückkehrte, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen. „Was? Noch nicht weiter, Meister? In der langen Zeit? Ich glaubte, Sie hätten wenigstens schon die Bilder aufgehängt!“

Dem braven Tischler troff der Schweiß von der Stirn, so hatte er sich angestrengt. Betroffen und gekränkt entgegnete er daher, er habe die Hände nicht in den Schoß gelegt.

„Sie müssen sich entschieden mehr dazuhalten, Meister,“ lautete die Antwort der Frau Stadtrat, so daß Müller, der gerade frühstücken wollte, sich kaum getraute, sein Butterbrot hervorzuziehen. Nur verstohlen kaute er Bissen auf Bissen, ohne es zu wagen, seine Tätigkeit zu unterbrechen.

Die Familie frühstückte jetzt ebenfalls. Er setzte gerade in demselben Zimmer die Gardinenstangen ein. Niemand erkundigte sich, ob er schon gegessen habe — niemand bot ihm ein Glas Bier oder eine Zigarre an.

Fräulein Melanie, die älteste Tochter, trat ein. Ohne es der Mühe wert zu erachten, ihn zu grüßen, forderte sie ihn auf, ihr Bücherregal an der Wand festzumachen. Der Stadtrat hatte das gleiche Anliegen, er sah dem Meister bei der Arbeit zu und rauchte ihm eine Zigarre von wunderbarem Aroma vor.

Dann erschien wieder die Frau Stadtrat und zeigte sich höchst entrüstet darüber, daß er ohne ihre Zustimmung die ihm von ihr zugewiesene Beschäftigung unterbrochen habe.

„Hier kann man nichts recht machen,“ dachte der Tischler. Er begann wirklich schon eine geringere Mei-

nung von sich selber zu fassen, obwohl er sonst gerade seiner Pünktlichkeit und Schnelligkeit wegen bekannt war. „Ich kann hier wirklich nicht mehr als fünf Mark verlangen,“ sagte er zu sich.

Die Essenszeit kam. Er getraute sich nicht pünktlich aufzuhören, aus Furcht, die Gnädige möchte ein schiefes Gesicht ziehen. Ein Viertelstündchen mußte er wohl oder übel zugeben, das ging nicht anders.

Als er endlich aufbrechen wollte, wünschte die Frau Stadtrat noch eine Leiste angeschlagen und die Küchenschranktüren eingesetzt zu sehen, was eine weitere Viertelstunde in Anspruch nahm. Trotzdem kehrte der Meister pünktlich zurück, erstens, weil er nicht Anlaß zu einer maliziösen Bemerkung geben wollte, zweitens, weil er andernfalls bis zum Abend in der Tat nicht fertig zu werden vermochte.

„Und wenn ich heute nicht fertig werde, hängt mich die Gnädige auf,“ hatte er zu seiner Frau gesagt. „Warte mit dem Abendbrot nicht auf mich, denn vor zehn Uhr komme ich keinenfalls nach Hause.“

Der Tag verging. Die Frau Stadtrat blieb dem Meister hart auf den Fersen. Sie forderte Rechenschaft über jede Minute seiner oder, wie sie es nannte, ihrer Zeit. Die Glocke schlug elf, als der Tischler endlich den letzten Nagel eingeschlagen hatte. Er hatte wie ein Sklave geschuftet, und doch konnte er das peinliche Gefühl nicht los werden, daß man nicht mit ihm zufrieden sei, und daß seine Fähigkeiten anfingen nachzulassen.

„Nun, Meister, was bekommen Sie?“ fragte die Frau des Hauses mit ernster Miene. „Sie haben ziemlich lange zugebracht,“ fügte sie nicht ohne einige Schärfe hinzu, „der Tischler Kämpfe ist bei dem vorigen Umzug schon um acht fertig geworden.“

Müller genierte sich beinahe, überhaupt etwas zu verlangen. Fünf Mark sind ihr jedenfalls zu viel, überlegte er und ermäßigte seine Forderung nach längerem Zögern auf vier Mark fünfzig Pfennig. Als er jedoch die immer länger werdende Physiognomie der Frau Rat erblickte, verbesserte er sich rasch und setzte mit gezwungenem Lächeln hinzu: „Na, sagen wir vier Mark, Frau Stadtrat — das wird Ihnen wohl nicht zu teuer sein."

Er erhielt seine vier Mark und trollte ab — kein Dank, keine Zigarre, kein Glas Bier, kein freundliches Wort!

Für den anderen Tag war er zu Professor Steinert berufen, um dieselben Arbeiten zu verrichten. Diesmal traf er mit dem Glockenschlage ein, aber die Frau Professor war noch nicht zu sprechen, und er mußte wohl eine halbe Stunde in der Küche auf sie warten. Diese Zeit nahm er wahr, das Mädchen nach den verschiedenen zu erledigenden Arbeiten auszuforschen, und überlegte bei sich selbst, daß er da bequem bis vier Uhr Nachmittags fertig sein könne. „Es ist kaum halb so viel wie bei Stadtrats, ich werde da wohl kaum vier Mark ansetzen können," grübelte er.

Jetzt erschien die Frau Professor. „Da sind Sie ja, mein lieber Meister!" begrüßte sie ihn lächelnd und reichte ihm liebenswürdig die Hand. „Es tut mir leid, daß Sie haben warten müssen. Ich hatte nicht auf Ihr so frühes Kommen gerechnet. Haben Sie denn schon Kaffee getrunken?"

„Ach ja, Frau Professor," entgegnete der Meister, innerlich aufatmend, daß er es nicht wieder mit der Stadträtin zu tun bekam.

„Aber Sie trinken noch ein Täßchen — wie?" Und

die freundliche Dame schenkte ihm sofort selber ein, schnitt ihm ein Stück Kuchen ab und legte ihm zwei große Stücke Würfelzucker dazu.

„Langen Sie zu — nehmen Sie sich nur Zeit! Sie werden schon noch fertig.“ —

Der Meister begann endlich seine Arbeit. In Anbetracht des liebenswürdigen Empfangs mäßigte er sein Tempo von gestern aus freien Stücken nicht unerheblich, bedächtig stieg er die hohe Treppenleiter hinauf. Dessenungeachtet ermahnte ihn die Frau Professor wiederholt, sich ja in acht zu nehmen. „Vorsicht, Meister, die Leiter könnte stürzen — Sie sind Familienvater! Es kommt ja auf eine Stunde nicht an.“

„Ich könnte am Ende doch vier Mark ansetzen,“ murmelte Müller, behaglich durchs Fenster in den Garten hinausschauend, wo sich ein kleines Mädchen mit einem riesigen Bernhardiner ergötzte. „Wenn man's recht betrachtet — 's ist doch noch Arbeit genug. Warum soll ich mich für andere umsonst abradern? Das kann doch eigentlich niemand von mir verlangen.“

Der Herr Professor trat ein und schaute dem Meister eine Weile zu. „Rauchen Sie, Meister?“

„O ja, Herr Professor.“

„Da — eine Zigarre. — Ach was, stecken Sie sie nur gleich an, bei der Arbeit tun ein paar Züge ganz wohl.“ Damit reichte er ihm selber Zigarrenschere und Feuerzeug, und Meister Müller dampfte gemütlich.

„Ein famoser Mann, der Herr Professor!“ brummte er vor sich hin. „Hm, bis um vier ist's doch wohl nichts mit dem Fertigwerden. — Vor sieben ist's auch gar nicht nötig. Ein Tag für fünf Mark muß doch wenigstens herausspringen!“

Bald darauf erschien das Mädchen und brachte ihm

ein appetitliches Frühstück, belegtes Brot mit Pilsener Bier. Schmunzelnd begann der Meister den Imbiß zu verzehren, als die Frau Professor eintrat und ihn aufforderte, sich doch zu setzen.

„Die Beine müssen Ihnen ja steif werden vom vielen Stehen. Nehmen Sie sich nur Zeit, wir werden schon fertig."

Und der Meister nahm sich Zeit. Er plauderte nach der Reihe mit der Köchin, mit dem Hausmädchen, schließlich mit dem Herrn Professor, der ihm noch eine Zigarre spendete.

„Sind wirklich angenehme Leute," sagte er Mittags daheim zu seiner Frau. „Bei denen kann ich ruhig fünf Mark fünfzig verlangen." Er war heute sehr pünktlich zum Essen eingetroffen, gab aber, um sich für gestern zu entschädigen, eine halbe Stunde diesmal zu Hause zu. „Bei so liebenswürdigen Leuten kommt's nicht so genau drauf an," meinte er zu seiner Frau.

Nachmittags vollendete er in aller Gemächlichkeit seine Arbeiten. Um drei brachte ihm die Frau Professor wieder Kaffee und Kuchen, halb fünf das Mädchen belegtes Brot mit Bier, und der Herr Professor gab ihm die dritte Zigarre. Er hatte schon ungeduldig darauf gewartet und war wirklich etwas ärgerlich, daß der Herr Professor ihn so lange nach dem geliebten Labsal schmachten ließ.

Halb sieben war er fix und fertig, und obgleich die Arbeitszeit eigentlich bis sieben währte, packte er doch sein Werkzeug zusammen.

„Nun, lieber Meister, was bin ich schuldig?" erkundigte sich die Frau Professor.

Fünf Mark fünfzig Pfennig wollte er sagen, da sie ihn aber gar so freundlich anlächelte, verbesserte er sich schnell und erwiderte: „Sechs Mark, Frau Professor."

Ohne ein Wort der Erwiderung bekam er seine zwei Taler in die Hand gedrückt und vom Professor sogar noch zwei von den trefflichen Glimmstengeln für den Abend. —

„Findest du sechs Mark nicht ein bißchen teuer?" wandte sich, nachdem er fort war, die Frau Professor an ihren Gemahl.

„Teuer? Ich dächte nicht, Schatz. Lieber Gott, wir wollen alle leben. Überlege nur, was der Mann alles gemacht hat."

„Ja, ja, du hast am Ende recht."

Frau Professor Steinert sagte dies in demselben Augenblick, als Meister Müller auf der Straße draußen sich feierlichst selber ein Unzufriedenheitsvotum erteilte, weil er — nicht noch fünfzig Pfennig mehr gefordert hatte!





Lehrreiche Spielereien.

Wissenschaftliche Plauderei von K. Tesdorff.



Mit 12 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

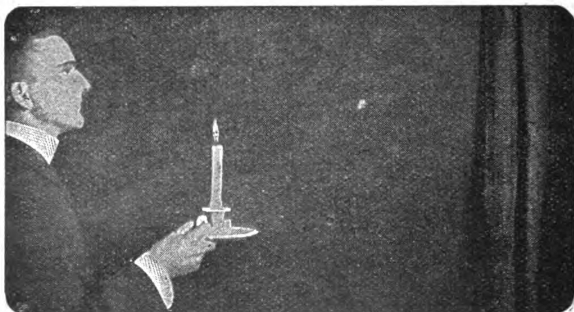
Kein anderer Unterrichtsgegenstand pflegt sich bei unserer Schuljugend so großer Beliebtheit zu erfreuen als die Physik, weil hier in ungleich höherem Maße als in anderen Fächern die unmittelbare Anschauung als wichtiges Hilfsmittel herangezogen werden kann, um dem Lernenden das Verständnis der vorgetragenen Wahrheiten zu vermitteln. Das überzeugende Experiment ist die Seele des physikalischen Unterrichts, und jeder Pädagoge weiß, daß diese Art der Belehrung nicht nur die förderlichste, sondern auch die nachhaltigste ist.

Wohl mancher, der sich im späteren Leben mit Vergnügen der in der Jugend auf solche Weise empfangenen Anregungen erinnert, würde sich in seinen Mußestunden nicht ungern auf eigene Hand mit lehrreichen physikalischen Versuchen beschäftigen, wenn es dazu nicht seiner Meinung nach kostspieliger und schwierig zu handhabender Apparate bedürfte, deren Anschaffung nur zum Zweck einer gelegentlichen Unterhaltung sich natürlich verbietet.

Vielleicht können wir uns darum einen kleinen Anspruch auf den Dank unserer Leser erwerben, wenn wir ihnen die leicht faßliche Anleitung zu einigen den verschiedensten physikalischen Gebieten entnommenen Versuchen geben, die sich mühelos überall und mit den

einfachsten Hilfsmitteln ausführen lassen. Das eine und das andere der geschilderten Experimente dürfte überdies um seiner hübschen und überraschenden Wirkung willen recht wohl geeignet sein, auch einem größeren Zuschauerkreise fesselnde und anregende Unterhaltung zu bieten.

Ein paar Demonstrationen aus dem Gebiete der Optik mögen den Anfang machen. Zu ihrem Ver-



Sichtbarmachen des Augengrundes.

ständnis ist es notwendig, sich zunächst den Bau des menschlichen Auges zu vergegenwärtigen.

Bekanntlich hat das Auge des Menschen als äußerste Hülle eine weiße undurchsichtige, biegsame Haut, die Lederhaut, die nach vorn in die durchsichtige Hornhaut übergeht. Hinter dieser liegt ein kreisförmiges, bei den einzelnen Individuen verschieden gefärbtes Häutchen, die Iris oder Regenbogenhaut, die in der Mitte eine kreisrunde Öffnung, die Pupille, hat. Letztere bildet das Eingangstor für die Lichtstrahlen, die den Prozeß des Sehens vermitteln. Sie fallen zunächst auf einen durchsichtigen Körper von der Gestalt einer kleinen, doppelt gewölbten Linse. Die Höhlung

des Auges hinter dieser sogenannten Kristalllinse ist von einer klebrigen Flüssigkeit erfüllt, die in ihrem Aussehen etwa geschmolzenem Glase gleicht und die man darum den Glaskörper nennt. Zwischen der die innere Seite der Lederhaut auskleidenden Aderhaut und dem Glaskörper liegt eine überaus feine durchsichtige Haut, die Netzhaut oder Retina, eine Ausbreitung des Sehnerven, der auf der Rückwand etwas seitlich in das Auge eintritt und seine Verbindung mit dem Gehirn herstellt. Die Netzhaut besteht aus neun verschiedenen Schichten, deren äußerste von einem zierlichen Mosaik dicht nebeneinander stehender, äußerst feiner Zapfen und Stäbchen gebildet wird. Diese sind als die eigentlichen Endorgane des Sehnerven und damit als die lichtempfindlichen



Nachweis des blinden Flecks im Auge.

Elemente des Auges anzusehen. Will man sich nun, was doch sicherlich für jedermann von Interesse ist, ohne Zuhilfenahme des Augenspiegels den Anblick des eigenen Augengrundes verschaffen, so verfahre man in der auf unserer Abbildung S. 196 veranschaulichten Weise.

Man nehme eine brennende Kerze, welche die einzige Lichtquelle in dem tunlichst verdunkelten Zimmer sein muß, in die rechte Hand, halte sie etwas unterhalb und zur rechten Seite des entsprechenden Auges und bewege sie, nachdem man das linke Auge geschlossen, sanft auf und nieder. In dem Moment, wo man mit der Flamme den richtigen Punkt getroffen hat, wird dann im Raume das Spiegelbild der Netzhaut mit ihren feinen Adernverzweigungen erscheinen, selbstverständlich nur für den Experimentierenden selbst. Man verliere die Geduld nicht, wenn der Versuch nicht sofort gelingen sollte. Bei einiger Beharrlichkeit wird der Erfolg nicht ausbleiben.

Da, wo die Augenachse die Netzhaut schneidet, findet sich in dieser eine gelbliche Stelle, deren Mitte etwas vertieft ist, und die eine bedeutend höhere Empfindlichkeit für Lichteindrücke besitzt als alle übrigen Punkte der Netzhaut. Ungefähr vier Millimeter seitlich von dieser Grube, gegen die Nase hin, liegt die Eintrittsstelle des Sehnerven. Diese ist mit den zur Lichtempfindung geeigneten Endstäbchen nicht ausgerüstet und deshalb für Lichteindrücke unempfindlich. Sie bedingt darum den im Gesichtsfelde eines jeden Auges vorhandenen sogenannten blinden Fleck.

Um sich von seinem Dasein zu überzeugen, mache man folgenden Versuch.

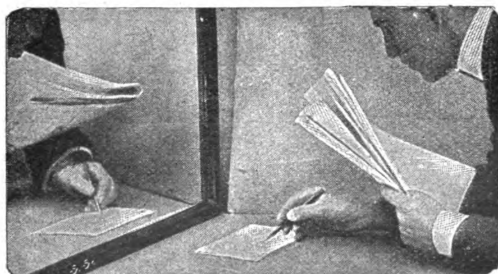
Auf einem schwarzen Stück Papier von der Größe des auf S. 197 abgebildeten bringe man zwei weiße Flecken an, etwa drei Zoll voneinander entfernt und in den-

selben Größenverhältnissen, wie unsere Illustration sie angibt. Dann halte man das Blatt derart vor das Gesicht, daß sich das linke Auge dem kleinen und das rechte dem großen Fleck gegenüber befindet. Nun schließe man das linke Auge und richte das rechte auf



Unsichtbares sichtbar zu machen.

den kleinen Fleck. Wenn man jetzt das Blatt langsam vor- und rückwärts bewegt, wird man plötzlich die Entdeckung machen, daß der große Fleck verschwunden ist, weil die von ihm ausgehenden, schief in das Auge



Ein schwieriger Zeichenversuch.

fallenden Lichtstrahlen den erwähnten „blinden" Fleck getroffen haben.

Eine hübsche Veranschaulichung der Strahlen-

brechung im Wasser bildet das Experiment, durch das man „Unsichtbares sichtbar machen“ kann.

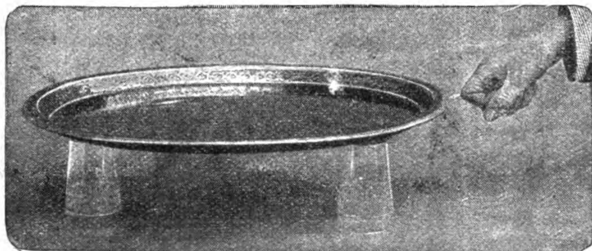
Man lege einen kleinen Gegenstand, vielleicht eine Münze, auf den Boden eines Gefäßes und stelle dasselbe so, daß der Rand des Behälters dem Auge des Beschauers den Anblick des Geldstücks entzieht. Wenn man dann das Gefäß langsam mit Wasser füllt, so wird die Münze für den Beschauer nach und nach in die Erscheinung treten, obwohl sie ebensowenig wie er selbst seinen Platz verändert hat, bis sie zuletzt in beträchtlicher Entfernung von dem Gefäßrande mitten im Wasser zu schwimmen scheint. Will man sie auf dieselbe Weise wieder verschwinden lassen, so hat man nur nötig, das Wasser mittels eines Hebers oder eines Strohhalmes nach und nach aus dem Gefäß zu entfernen.

Um zu erkennen, in wie inniger Gemeinschaft Auge und Gehirn zusammen arbeiten, und in wie hohem Maße hemmend alle störenden Einflüsse selbst auf die scheinbar einfachsten Verrichtungen wirken können, stelle man folgenden, übrigens sehr belustigenden Versuch an.

Man lege ein Blatt weißen Papiers vor einen auf den Tisch gestellten Spiegel, setze sich demselben gegenüber, nehme eine Zeitung oder ein Buch derart in die linke Hand, daß einem dadurch der direkte Anblick des Papierblattes entzogen wird und nur sein Spiegelbild sichtbar bleibt, und versuche dann mit der Rechten auf diesem Blatte seinen Namen zu schreiben oder eine Zeichnung anzufertigen. Eine einfache geometrische Figur, wie ein Dreieck oder ein Quadrat, wird sich ja noch zur Not herstellen lassen, aber die Schwierigkeiten werden sofort beginnen, wenn man aufgefordert wird, die beiden Diagonalen in dies Quadrat einzutragen. Kompliziertere Zeichnungen aber, wie leicht sie dem

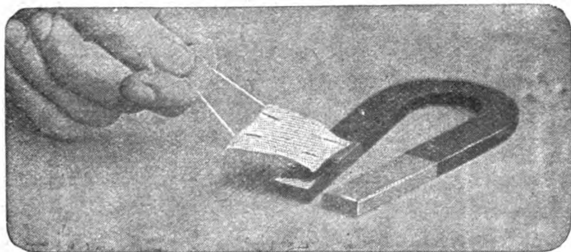
Betreffenden unter gewöhnlichen Umständen auch fallen mögen, werden sich vermutlich als ganz unausführbar erweisen.

Unendlich mannigfaltig ist die Zahl hübscher, leicht



Das elektrische Teebrett.

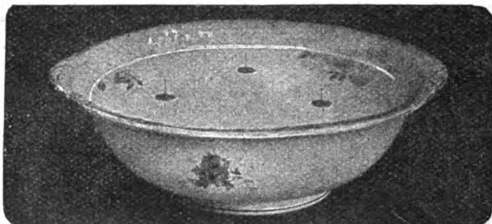
auszuführender Experimente aus dem Gebiete der Elektrizität und des Magnetismus. Daß erstere durch einfache Reibung gewisser Stoffe erzeugt werden kann, wissen schon unsere Jungen, wenn sie ihre Federhalter



Schwebende Nadeln.

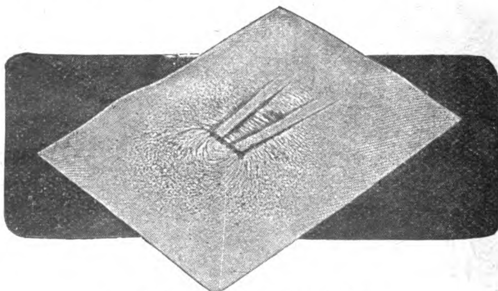
aus Hartgummi hinreichend elektrisch reiben, um kleine Papierstückchen mit ihnen anzuziehen. Aber man kann es auch bis zur Erzeugung richtiger elektrischer Funken bringen, indem man ein metallenes Teebrett auf drei

sorgfältig getrocknete Wassergläser stellt, um es zu isolieren, und es mit einem Stück Kautschuk energisch reibt. Bringt man dann den Fingerknöchel in die Nähe des Metallrandes, so wird man — vorausgesetzt, daß



Die feindlichen Schiffchen.

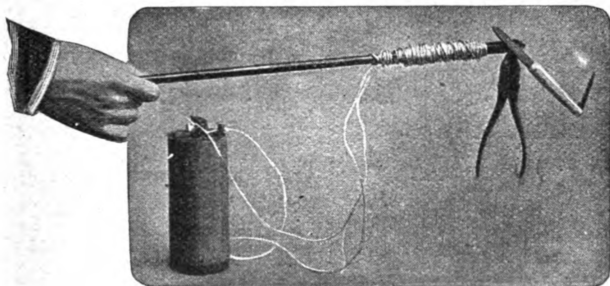
die Luft im Zimmer nicht zu feucht ist — mit hörbarem Geräusch einen ganz ansehnlichen Funken überspringen sehen, vor dem man sich im übrigen nicht zu fürchten braucht, da er denn doch zu winzig ist, um irgend eine unangenehme Empfindung zu verursachen.



Die magnetischen Kraftlinien.

Daß ein magnetisch gemachtes Stück Eisen zwei verschiedene Pole, einen Nordpol und einen Südpol, hat, darf als bekannt vorausgesetzt werden, denn es gibt wohl niemand, der nicht schon einen Kompaß be-

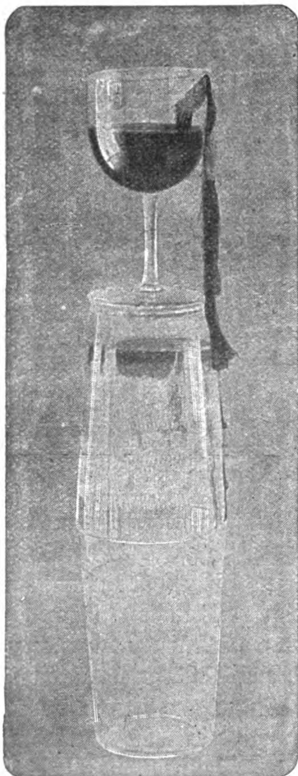
obachtet und sich über das Wesen der durch ihn dargestellten Erscheinung unterrichtet hätte. Man weiß auch, daß ein anderes Stück Eisen ebenfalls magnetisch wird, sobald man es dem Pol eines Magneten nähert. Handelt es sich um weiches Eisen, so überdauert die ihm mitgeteilte magnetische Kraft die äußere Einwirkung nicht, haben wir aber einen Stahlstab einmal magnetisch gemacht, so behält er diese Eigenschaft für längere Zeit.



Das magnetische Schüreisen.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen des Magnetismus ist, daß die gleichnamigen Pole zweier Magneten einander abstoßen, während sich die ungleichnamigen anziehen. Will man dafür eine recht augenfällige Bestätigung haben, so mache man zwei Nähnadeln magnetisch, indem man sie mit einem leicht zu beschaffenden Magneten überstreicht. Dann stecke man sie in ein Blatt Papier, an dem man einen Seidenfaden als Handhabe angebracht hat. Wenn man nun die Nadeln mit ihrem Südpol dem Nordpol des Magneten nähert (oder umgekehrt), wird die abstoßende Wirkung stark genug sein, um sie in einiger Höhe schwebend zu erhalten, scheinbar allen Gesetzen der Schwere zum Trotz.

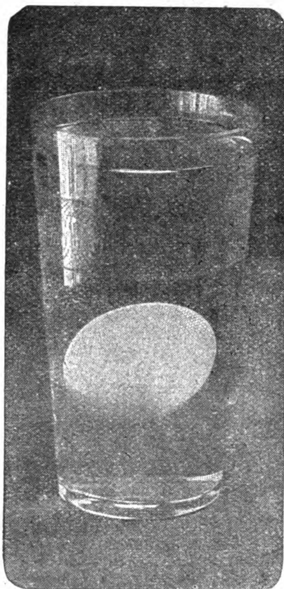
Auf dieselbe Ursache ist es auch zurückzuführen, wenn magnetisch gemachte Nähnadeln, die wir mit ihren gleichnamigen Polen in leichte Korkscheibchen gesteckt haben, gleichsam als die Masten winziger Schiffchen, sofort energisch auseinanderstreben, sobald wir sie nebeneinander in ein Gefäß mit Wasser setzen — ein niedliches Experiment, das die Verwunderung Uneingeweihter in nicht geringem Maße zu erregen pflegt.



Rätselhafter Weintransport.

Unter Kraftlinien versteht man in der Physik die Richtung, die an jeder Stelle des Raumes die daselbst wirksamen Kräfte haben. Am leichtesten sind die Kraftlinien für magnetische Kräfte darzustellen. Da Eisenfeilspäne unter dem Einfluß magnetischer Kräfte magnetisch, und ihre Pole von zwei gleichen, entgegengesetzten parallelen Kräften ergriffen werden, strecken sie sich mit ihrer Längsachse von selbst in der Richtung der Kraftlinien. Man führt den Versuch aus, indem man über einem Magneten auf einen glatten Karton Eisenfeilspäne aufstreut. Es werden sich dann von selbst

sofort Linien, wie die auf unserer Abbildung S. 202 dargestellten, bilden, die der Form des darunterliegenden Magneten entsprechen, und die einen um so hübscheren Anblick gewähren, als sich die Späne, dem Gesetze der Anziehung folgend, aufrecht und teilweise aufeinander stellen, so daß das Papier wie mit eisernen Härchen bewachsen erscheint.



Das schwebende Ei.

Zur Herstellung stärkerer Magnete bedient man sich heute ausschließlich der magnetisierenden Einwirkung des elektrischen Stromes. Wohl in den meisten Haushaltungen wird sich eine Möglichkeit bieten, diese Wirkung durch ein einfaches Experiment zu zeigen. Man braucht nur das eine Ende eines Schüreisens mit isoliertem Draht zu umwickeln und die beiden Enden dieses Drahtes mit einem Akkumulator oder einer Trockenbatterie zu verbinden. Das Eisen wird dann sofort magnetisch werden und zwar in solchem Maße, daß man selbst schwerere eiserne Gegenstände damit anzuziehen und festzuhalten vermag.

Unter Kapillarität oder Haarröhrchenkraft versteht man die Niveauveränderungen, die in engen Röhrchen oder Kanälen eintreten, wenn sie mit ihrem unteren Ende in eine Flüssigkeit eintauchen. Wenn

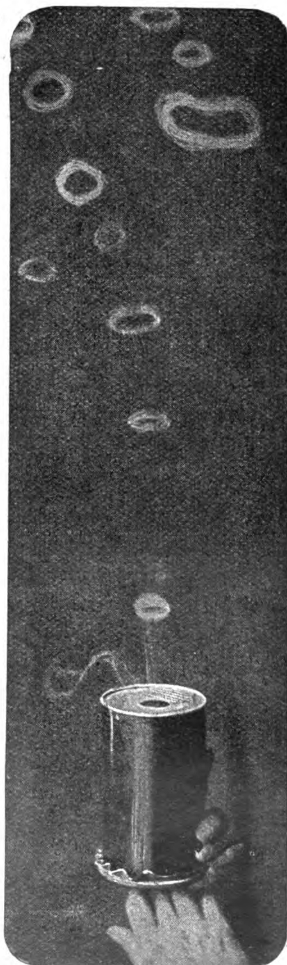
die Substanz der Röhre von der Flüssigkeit benetzt wird, wie zum Beispiel Glas von Wasser, so findet im Röhrchen eine Erhebung über den äußeren Flüssigkeitsspiegel statt, und zwar ist die Höhe der gehobenen Flüssigkeitssäule umgekehrt proportional dem Durchmesser des Röhrchens. Genau wie Haarröhrchen wirken die feinen Kanäle im Löschpapier, in Lampendochten und so weiter. Daß das Petroleum unserer Lampen selbsttätig aus dem Bassin bis zum Brenner emporsteigt, haben wir einzig dem Gesetz der Kapillarität zu verdanken; auch die Ernährung der Pflanzen, das heißt das Emporsteigen der Säfte aus der Wurzel bis zur Spitze, erfolgt ebenfalls nur durch Haarröhrchenkraft.

Soll sich ein ähnlicher Vorgang einmal sichtbar vor unseren Augen vollziehen, so treffe man dazu folgende Vorbereitungen. Man wähle zwei gleich gestaltete Glasbecher, deren Ränder gut aufeinander passen, tauche sie in Wasser, so daß ihre Innenwände gut benetzt sind, und stelle sie aufeinander, wie unsere Abbildung S. 204 es zeigt. Auf den Boden des oberen Glases bringe man sodann ein zur Hälfte mit Rotwein gefülltes Glas und lege über seinen Rand einen Docht oder einen Streifen Löschpapier, so, daß das eine Ende in den Wein eintaucht, während das andere an dem oberen Becher herabhängt. Vermöge der Haarröhrchenkraft wird nun der Wein zunächst in dem Docht oder dem Löschpapier emporsteigen und dann tropfenweise an der Wand des Bechers niederlaufen, bis er zu der Stelle gelangt, wo beide Gefäße zusammenstoßen. Hier wird er in ihr Inneres eintreten und — da er ein geringeres spezifisches Gewicht hat — wiederum an der Wand des Glases emporsteigen, eine gleiche Menge des dort befindlichen Wassers verdrängend. Nach einer gewissen Zeit wird auf solche Weise

der ganze Inhalt des Weinglases in den darunter befindlichen Becher gewandert sein.

Mit der Verschiedenheit des spezifischen Gewichts ist es auch zu erklären, wenn in einem Glase, das man zuerst mit einem kleinen Quantum gesättigter Salzlösung und dann mit gewöhnlichem Wasser gefüllt hat, ein Hühnerei nicht vollständig untersinkt, sondern sich in einer gewissen Höhe schwebend erhält.

Mit einer niedlichen kleinen Spielerei wollen wir für heute die Reihe unserer lehrreichen Experimente beschließen. Man kennt die zierlichen Ringe, die mancher kunstfertige Raucher durch entsprechende Wölbung der Lippen zu erzeugen weiß. Will man's ihm darin zuvortun, ohne sich zugleich der Gefahr einer Nikotinvergiftung auszusetzen, so schneide man in den Boden einer zinnernen Konservenbüchse ein kreisrundes Loch von anderthalb Zoll Durchmesser und überklebe den Boden dann mit einem Stück starken Papiers, in dessen


Rauchringe.

Zentrum sich ein rundes Loch von einem Zoll Durchmesser befindet. Die obere Öffnung der Büchse verschließe man mit einem Kautschukhäutchen, das möglichst fest gespannt sein muß. Wenn man dann die Büchse mit Tabakrauch anfüllt, sie in eine horizontale Lage bringt und mit dem Finger leicht gegen das Kautschukhäutchen schlägt, so wird der Öffnung im Boden bei jedem Schlage ein allerliebstes bläuliches Ringlein entschweben, wie es schöner keines Rauchers Kunst zu erzeugen vermöchte.





Mannigfaltiges.



Unsere Weihnachtsbücher. — Unter der schier unübersehbaren Fülle von Jugendschriften, die auf den Weihnachtsmarkt gelangen, zu Geschenkzwecken die richtige Auswahl zu treffen, bildet für Väter, Mütter, Onkel, Tanten, Paten und andere freundliche Geber stets eine nicht geringe Verlegenheit. Um diesen die Qual der Wahl etwas zu erleichtern, wollen wir daher eine kurze Übersicht der Jugendschriften geben, die von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart für den diesjährigen Weihnachtstisch ausgegeben worden sind und durch die Gediegenheit ihres Inhalts, wie durch ihre vortreffliche Ausstattung zu den empfehlenswertesten Festgeschenken gehören.

In erster Linie ist für die reifere männliche Jugend das bekannte illustrierte Knabenjahrbuch „Der gute Kamerad" zu nennen, das den abgeschlossenen letzten Jahrgang der allbeliebten Knabenzeitschrift gleichen Namens enthält. Der prächtige Quartband bietet außer größeren Erzählungen und Aufsätzen allerlei Interessantes aus Natur und Wissenschaft, bemerkenswerte Reisen und Entdeckungen, Technik, Spiel, Sport, Handbeschäftigungen und so weiter, kurz, eine fast unerschöpfliche Fundgrube der Belehrung und Unterhaltung. Sein ebenbürtiges, in Form und Ausstattung völlig gleichwertiges Gegenstück findet er in dem für unsere lieben Backfische bestimmten illustrierten Mädchenjahrbuch „Das Kränzchen", das nicht nur spannend zu erzählen weiß, sondern auch sachverständige Anleitung zu nützlicher Beschäftigung in Haus und Garten, Küche und Arbeitszimmer, sowie zu Spiel und Kurzweil aller Art gibt. Die schönsten Erzählungen aus den beiden genannten Zeitschriften sind außerdem in hübsch ausgestatteten Buchausgaben als „Kameradbibliothek" und „Kränzchenbibliothek" erschienen. Als neuester Band der ersteren liegt „Der Gefangene der Aimaras" von Franz Treller vor. Die Kränzchenbibliothek

enthält als Nummer 11 der Reihe „Mütterchen Sylvia" von Henny Koch. Auch erscheinen im Anschluß an „Kamerad" und „Kränzchen" den Bedürfnissen der Jugend geschickt angepaßte, mit allerlei wissenswerten Notizen, Sprüchen, Anweisungen und 52 ein- oder mehrfarbigen Ansichtspostkarten versehene Abreißkalender unter den Titeln Deutscher Knabenkalender „Der gute Kamerad" und Deutscher Mädchenkalender „Das Kränzchen". — Für Mädchen unter 14 Jahren ist der 31. Band des „Jugendgarten" das reizendste Weihnachtsgeschenk. 288 Seiten Text mit 179, zum Teil mehrfarbigen Abbildungen bieten reichen Stoff zur Bildung von Geist und Gemüt. Die schon weiter herangewachsenen jungen Mädchen werden den lebhaftesten Gefallen an den folgenden beiden Erzeugnissen aus der Feder zweier unserer besten Jugendschriftstellerinnen finden: der anmutigen, illustrierten Erzählung „Die Heimchen" von Berta Clément und „Studierte Mädel" von Else Ury. In beiden sind die ernsten Bestrebungen der heutigen weiblichen Jugend entsprechend gewürdigt und beleuchtet.

Für angehende Jünglinge gibt es kein besseres Buch als das seit nahezu einem Menschenalter bekannte „Neue Universum". Der 27. Band dieses Jahrbuchs der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten mit seinen 462 Abbildungen und Beilagen reiht sich würdig seinen Vorgängern an, die längst als ausgezeichnetes Bildungsmittel für wißbegierige junge Leute anerkannt sind. Erzählungen, Reisen, Abenteuer geben reichen Stoff für treffliche Unterhaltung. Wer gern selbst arbeiten und forschen will, der findet im „Elektrotechnischen Experimentierbuch" von Eberhard Schnetzler gründliche Anleitung zur Selbstherstellung physikalischer Apparate und zur Ausführung interessanter und das Naturerkennen erweiternder Versuche.

Billige und praktische Hilfsbücher für den Sammler, für die Ausübung technischer Beschäftigungen, Winke für die Berufswahl, Anleitung zu Spiel und Sport geben die „Illustrierten Taschenbücher für die Jugend". Der neueste Band 26 enthält in Wort und Bild Anleitung zu „Arbeiten aus Zigarrenkisten".

„Schloß Fechenbach" von Karl Blümlein entrollt eine Reihe fesselnder Bilder aus dem Bauernkrieg für Liebhaber der Geschichte; „Der schwarze Junker" von R. Schott führt den modernen

Knaben noch einmal in die romantische Zeit des Rittertums zurück, während „Im bunten Rock“ von Korvettenkapitän a. D. Grafen Bernstorff ihn ganz in die Gegenwart versetzt, denn der kundige Erzähler gibt da aus eigener Erfahrung eine der Wirklichkeit entsprechende, aber dabei äußerst flotte und unterhaltende Kadettengeschichte.

Damit auch das Reich der Phantasie nicht unberücksichtigt bleibe, bringt das Volksbuch „Märchen aus Schwaben“ eine Sammlung des Besten und Schönsten aus dem schwäbischen Märchenschatze. Das Erscheinen der unvergänglich schönen Jugenderzählungen von Ottilie Wildermuth in neuen, billigen Ausgaben wird von vielen freudig begrüßt werden. Allen denen endlich, die bei ganz bescheidenen Mitteln doch etwas Gutes für den Weihnachtstisch der Kinder erwerben wollen, bietet die „Universalbibliothek für die Jugend“ die reichste Auswahl. Die Sammlung umfaßt bereits 434 broschierte, mit Bildern geschmückte Nummern zu je 20 Pfennig. In hübschem Leinenband kosten die Bändchen je nach der Stärke nur 60 Pfennig bis 1 Mark 20 Pfennig. Neu erschienen ist: „Der Pirat“ von Kapitän Marryat; „Charakterbilder aus der deutschen Geschichte“ von R. Roth; „Drygalskis Reise nach dem Südpol“ von G. Gast; „Aus stürmischer Zeit“ von B. Schultz und „David Livingstone“ von Dr. G. Plieninger. Wer ein vortreffliches, wirklich vornehmes Bilderbuch von künstlerischem Werte wünscht, der kaufe das neue „Hermann Kaulbach-Bilderbuch“. Es ist das hervorragendste und schönste Bilderbuch des Jahres. Wem die genannten Werke noch nicht genügen, der lasse sich von seinem Buchhändler den „Illustrierten Katalog der Union Deutsche Verlagsgesellschaft“ geben. Er wird kostenlos verabfolgt und enthält eine solche Auswahl von Geschenkwerken für jung und alt, daß auch der Anspruchsvollste unserer Leser seinen Weihnachtsbedarf daraus ohne weitere Mühe decken kann. H. Sch.

Münchhausen der Zweite. — Der Herzog von L. hatte einst einen Oberförster, von dem man behauptete, er könne noch besser lügen, als der selige Münchhausen. So erzählte er einst dem Kurfürsten von Hessen, der ihn aufforderte, etwas zum besten zu geben, folgendes: „Als ich in Rußland reiste, wurde ich einmal

in einem Walde von zwölf Wölfen angefallen. Ich schoß aus dem Schlitten heraus den ersten nieder, gleich fielen die anderen über ihn her und fraßen ihn mit Stumpf und Stiel auf. Ich schoß wieder, der nächste fiel und wieder fraßen ihn die anderen auf, so ging's fort, bis der letzte die anderen elf gefressen hatte. Dann konnte er nicht mehr laufen, und ich fuhr weiter."

„Das ist allerdings merkwürdig," sagte der Kurfürst.

„Ja," fuhr der Oberförster fort, „aber was nun kommt, ist noch merkwürdiger. Am anderen Tage ging ich auf die Hirschjagd; da sah ich einen Hirsch auf einem Hügel stehen, ich schoß und — es klingt wunderbar — die Kugel ging ihm durch den Hals und tötete noch einen anderen Hirsch, der etwa tausend Schritte davon stand."

„Das ist sehr merkwürdig," rief der Kurfürst.

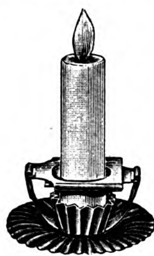
„Ja, aber der merkwürdigste Teil der Geschichte kommt eigentlich erst. Der Knall meiner Büchse erschreckte einen alten Bären, der auf einem Baume saß, daß er herunterfiel, den Hals brach und auf der Stelle tot war."

„Meiner Seel'," rief der Kurfürst, „das ist in der Tat außerordentlich merkwürdig."

„Ja," sagte der Oberförster, „aber noch nicht so merkwürdig, als es nun kommt. Es brach nämlich ein Gewitter los, wie ich mit dem Abziehen des Bären noch beschäftigt war. Ich kroch in einen hohlen Baum, geriet aber zu meinem Schrecken in ein Bärennest, in dem sich Junge befanden Es dauerte auch kaum einige Sekunden, da hörte ich die Bärenmutter am Baume heraufklettern, und richtig, sie kam hinterrücks in das Loch hinunter. Mit Blitzesschnelle ergriff ich sie beim Schwanze und schlug auf sie los, worauf sie wieder aufwärts kletterte und mich mitnahm. Als sie an der einen Seite des Baumes hinabkletterte, sprang ich an der anderen hinunter und entkam so glücklich."

„Nun, das ist in der Tat das merkwürdigste," rief der Kurfürst, „da höre ich zum ersten Male in meinem Leben, daß der Bär einen Schwanz hat"

„Ja," erwiderte gleichmütig der Erzähler, „es war auch der einzige Bär, der jemals einen Schwanz hatte — und das ist das Allermerkwürdigste." C. T.


Fig. 1.

Neue Erfindungen: I. Kühnerts Patent-Christbaumlichthalter und Patent-Leuchteraufsatz. — Dieser Christbaumlichthalter hält die Kerze jeder Stärke unbedingt senkrecht fest, verhütet das Abtropfen der Lichtmasse und löscht das Licht, wenn es heruntergebrannt ist, selbsttätig aus, so daß jede Feuersgefahr ausgeschlossen ist. Fast alle bisherigen Leuchter besitzen den Übelstand, daß man die Kerze abschaben mußte, wenn sie stärker, mit Papier umwickeln, wenn sie dünner als die Aufnahmeöffnung des Leuchters war,

Fig. 2.

und dennoch hatte sie trotz aller Mühe selten den richtigen Halt. Brennt eine derartige Kerze unbeaufsichtigt ab, so gerät das Papier in Flammen, verbreitet einen unerträglichen Geruch und gibt zu Feuersgefahr Veranlassung. Diese Übelstände vermeiden die beiden Neukonstruktionen der Firma. — Bei dem Patent-Leuchteraufsatz und auch bei dem Christbaumlichthalter wird das Licht, ob stark oder dünn, in die Klemmvorrichtung gesetzt und steht sofort fest, tropft daher nicht, der Leuchter wird stets sauber gehalten, und das Licht kann bis zum letzten Rest verbraucht werden, da es der Klemmer, sobald es niedergebrannt ist, durch selbsttätiges Zusammenschieben seiner Oberplatten löscht. Aus unseren Abbildungen Fig. 1 bis 3 ist die neue Konstruktion leicht ersichtlich, etwas Einfacheres und Zuverlässigeres dürfte es so leicht nicht wieder geben. P. R.

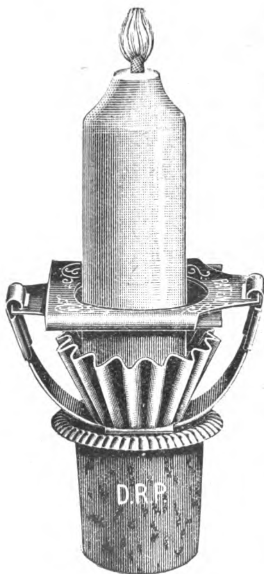
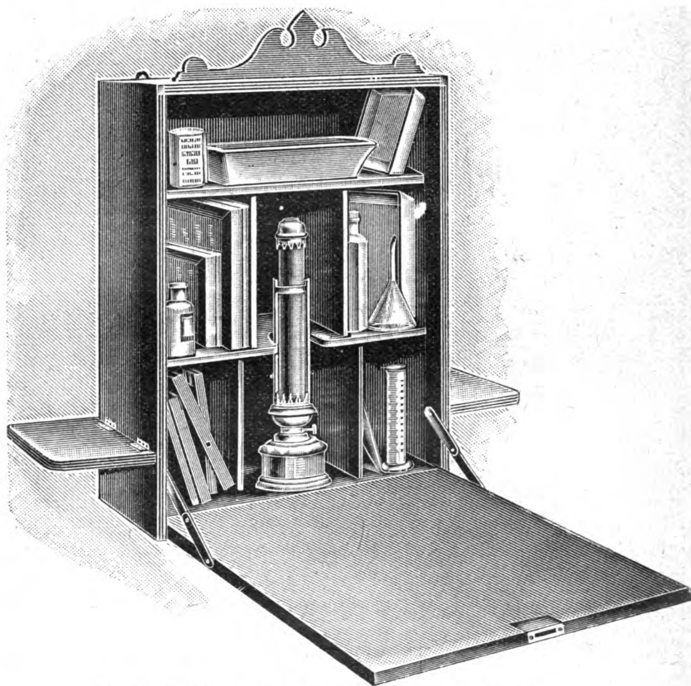


Fig. 3.

II. Arbeitsschrank „Servus" für Amateurphotographen. — Eine wirklich praktische Neuheit auf photographischem Gebiete ist der von der Firma Theodor Schröter in Leipzig-Connewitz hergestellte photographische Arbeitsschrank „Servus". Er ist allen denen zu empfehlen, die wenig Raum zur Verfügung haben und doch alle Utensilien in bester Ordnung aufbewahren wollen. In dem Schranke lassen sich alle notwendigen Hilfsapparate, wie Entwickler, Fixierbäder, Goldbäder, Schalen, Trichter, Mensuren, Platten, Papiere, Trockenständer, Dunkelkammerlampe, sowie der photographische Apparat selbst bequem unterbringen. Er eignet sich für alle Formate von Platten und ist daher für jeden Amateurphotographen passend. Ein großer Vorteil dieses Arbeitsschrankes ist, daß die abfallende Vorderwand zugleich

als Arbeitstisch zu gebrauchen ist. Die herunterklappbaren Seitenteile dienen zum Absetzen der Entwicklungs- und Fixierbadflaschen und so weiter. Der Schrank „Servus" vereinigt in sich Bequemlichkeit, Zeitersparnis und Übersichtlichkeit, es ist alles verschlossen



Arbeitsschrank „Servus" für Amateurphotographen.

gegen unbefugte Hände, die Flüssigkeiten, Entwickler, fast alles giftige Stoffe enthaltend, bilden keine Gefahr mehr, wo Kinder sind, und auch der Apparat ist geschützt, die Platten befinden sich geschützt vor Licht und Staub — alles Vorteile, welche kein Amateurphotograph unterschätzen sollte. Wer Ordnung liebt, muß ihn haben, und wird ihn wohl kaum wieder entbehren mögen.

Glückwunschkarten=Abenteuer. — Die ungeheure Anzahl von Glückwunschkarten, die in der ganzen Welt alljährlich zu Weihnachten und Neujahr gewechselt werden, beträgt hunderte von Millionen, und da darf man denn wohl annehmen, daß sich unter diesen Karten manche befindet, die in den größeren oder kleineren Tragödien oder Komödien, aus denen sich das menschliche Leben zusammensetzt, eine Rolle spielt.

So brachte eine einfache Weihnachtskarte zwei Leuten in London kürzlich ganz unerwartet die sehr hübsche Summe von 140,000 Mark ein. Die kleine Geschichte, die wieder einmal zeigt, wie überaus seltsam der Zufall sein Spiel treibt, trug sich folgendermaßen zu: Die Glückwunschkarte erhielt am Weihnachtsfest vor zwei Jahren ein reicher, aber ganz vereinsamt lebender Kaufmann in Melbourne in Australien. Der alte, unverheiratete Mann, der jahrelang nichts mehr von seiner Heimat gehört hatte, las zugleich erfreut und gerührt die wenigen Worte, die darauf standen: „Dein alter, treuer Freund Johann Heinrich wünscht Dir ein fröhliches Weihnachtsfest und ein glückliches neues Jahr!" Die Karte steckte in einem Umschlag, der außer dem Poststempel London auf der Rückseite nur die Nummer 77 Russelsquare trug, aber keinen Absendernamen.

Bereits vor dem nächsten Christfeste starb der alte Mann in Melbourne, und die Behörden, die seinen Nachlaß ordneten, fanden in seinem Schreibtische ein Testament vor, in dem er sein gesamtes Vermögen von etwa 7000 Pfund Sterling „seinem alten Freund Johann Heinrich Meinert in London, Russelsquare 77, vermacht hatte für das freundliche Gedenken, das er ihm noch am letzten Weihnachtsfeste bewiesen habe".

Der glückliche Erbe „Johann Heinrich Meinert" wohnte, als die Behörden ihn suchten, aber gar nicht in dem Hause Russelsquare 77, hatte auch nie dort gewohnt, und der „Johann Heinrich", der wirklich in dem Hause wohnte, hieß nicht Meinert, sondern Paulsen. Er hatte die Karte geschrieben, kannte aber den alten Herrn, der sie erhalten hatte, gar nicht, sondern er hatte einen anderen Herrn mit gleichem Namen gemeint. Wer war nun der Erbe? Der, der die Karte geschrieben hatte und den Alten nicht kannte, oder der, der des Alten nicht gedacht hatte, dem aber doch die Erbschaft

zugeschrieben worden war? Da weitere Verwandte nicht aufzufinden waren, die das Testament hätten anfechten können, einigten sich die beiden Johann Heinriche. Der, dem die Erbschaft zugeschrieben war, reklamierte sie, und nachdem er sie erhalten, teilte er die Summe mit dem anderen Johann Heinrich. —

Daß mitunter eine schon einmal gebrauchte Karte wieder verwendet wird, kommt wohl häufig vor, daß aber mittels einer solchen ein Verbrechen entdeckt wird, dürfte zu den selteneren Fällen gehören. Ein junges Mädchen in Newcastle empfing von einem ihrer Verehrer eine prachtvolle Glückwunschkarte in der Form eines schneebedeckten Schlößchens zum Aufstellen. Erfreut und mit großem Stolz auf das augenscheinlich sehr teure und schöne Geschenk ihres Liebhabers stellte sie es zu Hause auf dem Kaminsims auf, wo es von allen Besuchern gesehen werden konnte. Unter diesen befand sich auch ein junger Vetter des Mädchens, ein Polizeibeamter. Auch er besah und bewunderte die reizende Karte. Noch mehr aber wunderte er sich darüber, daß der Bräutigam, der, wie er wußte, in einer Maschinenfabrik nur einen sehr geringen Gehalt bezog, auch sonst nicht über große Mittel verfügte, so viel Geld verschwendete, um eine solch teure Karte zu kaufen. Als er sie zu näherer Betrachtung zusammenschob, bemerkte er auf der Rückseite einige zwar wegradierte, aber durch den Eindruck des Bleistiftes in den weichen Karton noch leicht sichtbare Schriftzüge. Mit Hilfe einer Lupe entzifferte er den Namen eines jungen Mädchens, deren Vater der Besitzer der Maschinenfabrik war, in welcher der Sender der Karte beschäftigt war. Nun war aber einige Wochen vorher bei dem Fabrikbesitzer ein Einbruch verübt worden, dessen Täter die Polizei bis jetzt vergeblich nachspürte. Diese Karte bot nun die erste Spur. Der junge Beamte meldete seine Entdeckung seinem Vorgesetzten, der junge Bursche wurde verhaftet und gestand nach kurzem Leugnen, daß er in der Tat den Einbruch begangen habe. Als er schon seinen Sack mit wertvollem Silbergerät gefüllt gehabt hatte, sagte er, sei sein Blick auf die schöne Karte gefallen, und mit dem Gedanken, sie seiner Braut zum Geschenk zu machen, habe er sie eingesteckt. Die Karte brachte ihm vier Jahre Gefängnis ein und den Verlust seiner Braut.

Der Kriminalpolizei haben Gratulationskarten zur Festzeit

übrigens auch in anderer Weise schon wertvolle Fingerzeige gegeben, die zur Aufklärung noch unentdeckter Verbrechen oder zur Auffindung von sich verborgen haltenden Verbrechern geführt hat. Vielleicht, daß im Vertrauen auf die allgemeine Feststimmung geglaubt wird, die Karten würden von den Gefängnisbeamten in dieser Zeit nicht so genau untersucht werden, senden die außerhalb der Gefängnismauern lebenden Genossen, Helfer oder Verwandten den Eingesperrten vielfach vertrauliche Mitteilungen, die der Polizei zur Aufklärung noch dunkler Taten schon oft die allerbesten Dienste geleistet haben. Auf den ersten Blick erscheinen die bunten oder goldbedruckten Karten ganz wie die gewöhnlichen, aber ein in derlei Sachen geübter Blick entdeckt bald, daß entweder die Gewandung der Figuren aus minutiös kleinen Schriftzügen besteht, oder daß unter dem Gold und Blau des Madonnengewandes, das sich leicht abreiben läßt, eine geheime Mitteilung in feinen Schriftzügen sich befindet. —

Die Gratulationskarten mit ebenso großer Schlauheit als Kaltblütigkeit zu einem immensen Schwindel zu verwenden, blieb aber einem Amerikaner vorbehalten. Etwa zehn Tage vor Weihnachten im vergangenen Jahre empfingen viele tausend Familien auf dem Lande und in den kleinen Städten rings um New York in einem Kuvert eingeschlossen die Weihnachtsgratulation eines großen, sehr bekannten Handelshauses in New York. Auf der Rückseite der Karte war ein Bilderrätsel abgedruckt und darunter stand, daß die Firma jedem Rätsellöser die Summe von 5 Dollars auszahlen würde, wenn er an einem genau festgesetzten Tage die richtige Lösung einsenden würde. Wiederholt war an verschiedenen Stellen, daß nur jene richtigen Lösungen Beachtung finden könnten, die am genannten Termin einliefen; alle übrigen flögen ohne weiteres in den Papierkorb. Die meisten Empfänger der Karten, die, wie alle Amerikaner, an jede Art der Reklame gewöhnt sind, sahen auch in dieser eigenartigen Weihnachtskarte weiter nichts wie eine riesige Reklame, und da die Firma gut dafür war, ihr Versprechen einzulösen, mühten sich die meisten Empfänger der Karten ab, das Rätsel zu lösen. Aber ohne Erfolg. Das auf den ersten Blick ziemlich einfach erscheinende Rätsel sprach allem aufgewendeten Scharfsinn Hohn, es ließ sich nicht lösen. Da — wie

ein Retter in der Not — kommt am vierten Tage ein Brief, in dem den sich vergeblich die Köpfe zerbrechenden Rätsellösern ein Mann sich anbietet, der die Lösung besitzt. Natürlich gibt er sie nicht umsonst her; aber gegen Zahlung von einem Dollar und unter dem Versprechen strengster Verschwiegenheit, weil sonst die Firma die Zahlung der fünf Dollars sicher verweigern würde, steht sie dem Leser des Briefes zur Verfügung. Natürlich gab man den Dollar gerne, für den man so leicht fünf wieder bekommen konnte, und empfing tatsächlich die richtige Lösung des schwierigen Rätsels.

Anfang Januar — eben an dem Tage, der auf der Karte als Einsendungstag festgesetzt war — erhielt die New Yorker Firma zu ihrer ungeheuren Verwunderung ganze Säcke voll Briefe mit der richtigen Lösung eines Bilderrätsels und der mehr oder minder dringlichen Aufforderung, die fünf Dollars unverzüglich einzusenden. Die überraschten Geschäftsinhaber zeigten zwar sofort den Schwindel an, aber die Anstifter waren mit ihren Dollars für die Rätsellösung längst über alle Berge. W. St.

König und Tanzmeister. — König Friedrich Wilhelm I. von Preußen war eifrig darauf bedacht, sein Volk zum Fleiße und zur Sparsamkeit zu erziehen. Wenn er auf der Straße ging, hielt er oft die ihm Begegnenden an, fragte sie nach dem Zwecke ihres Umherlaufens und war sehr ungehalten, wenn ihm die Antwort nicht genügte. Dabei ereigneten sich oft komische Episoden, von denen der Präsident v. Benekendorf in seinen „Charakterzügen aus dem Leben Friedrich Wilhelms I.“ einige erzählt. Ein Tanzmeister, Franzose von Geburt, ging eines Tages spazieren und kam zufälligerweise dem Könige in der Breitenstraße entgegen. Kaum hatte er ihn erblickt, so wandte er sich plötzlich um und lief davon. Der König, welcher dies gleich bemerkte, befahl seinem Adjutanten, dem Fliehenden zu folgen und ihn zu fragen, weshalb er davonliefe. Der Franzose merkte kaum, daß man ihm nachsetzte, als er seinen Lauf noch mehr beschleunigte, so daß er, der Adjutant und in einiger Entfernung der König bis vor das Köpenicker Tor liefen. Hier flüchtete der Tanzmeister in ein ihm bekanntes Haus und versteckte sich in der größten Angst auf dem Heuboden. Der König langte indessen auch an und befahl, den Menschen, der sich verkrochen hätte, herauszuschaffen. Es wurde

darauf alles durchsucht, und da man endlich den armen Tanzmeister aus dem Heu hervorgezogen hatte, brachte man ihn halbtot vor den König.

Dieser sagte entrüstet zu ihm: „Wer bist du?"

Der Franzose stotterte hervor, daß er Tanzunterricht erteile.

„Was? Du bist ein Tanzmeister und kannst nicht besser laufen. — Der Heuhüpfer," wendete sich der König zu seinem Adjutanten, „soll vier Wochen bei der Petrikirche Schutt karren!"

Das geschah auch, und der arme Tanzmeister hat zeitlebens an seine merkwürdige Begegnung mit dem gestrengen Monarchen gedacht. Dr. S.

Frostbeulen. — Mit dem Eintritt der kalten Jahreszeit stellen sich allerhand große und kleine Leiden ein, die lediglich aus den Einwirkungen der sich vermindernden Temperaturgrade entspringen. Neben den vielerlei Erkältungen mit ihren Folgen entwickeln sich unter dem Einfluß der Kälte auch an äußeren Gliedmaßen mehr oder minder tiefgreifende krankhafte Veränderungen, die man als Erfrierungen bezeichnet. Es können ganze Glieder dem Erfrieren anheimfallen, aber auch nur gewisse Stellen der verschiedenen Körperteile vom Froste getroffen werden.

Solche örtliche Frostschäden nennt man „Frostbeulen". Sie stellen eine ganz eigenartige Form der Kältewirkung dar und entstehen mit Vorliebe an den Füßen, sowie an unbedeckten Körperteilen, den Händen, im Gesicht, am Ohr und nicht selten auch an der Nase. Leute, welche viel in Nässe und Kälte zu arbeiten haben, wie Köchinnen, Hausknechte, Materialwarenhändler, Kellnerburschen und Angehörige ähnlicher Berufsarten, werden von diesen Leiden bevorzugt. Feuchtigkeit und Nässe begünstigen den Vorgang des Erfrierens überhaupt ungemein, und es genügen unter solchen Umständen schon verhältnismäßig niedrige Kältegrade, um Erfrierungen herbeizuführen, während bei trockenem, windstillem Wetter ziemlich hohe Kältegrade ohne Schädigung vertragen werden.

Jedoch spielen auch Anlagen und andere Momente bei der Entstehung von Frostschäden eine Rolle. So sind zum Beispiel schwächliche Individuen, Blutarme, Kinder, Greise und besonders durch Hunger herabgekommene Personen viel mehr zu Erfrierungen

geneigt als gesunde, kräftige Personen. Auch im trunkenen Zustande, wo die Kälte nicht gefühlt und durch Muskelbewegungen nicht bekämpft wird, tritt Erfrierung viel leichter ein als bei nüchternen, in Bewegung befindlichen Leuten.

Die Einwirkungen der Kälte auf einen bestimmten Körperteil machen sich zunächst dadurch bemerkbar, daß derselbe ein hochrotes Aussehen bekommt. Dies hat seinen Grund in einem durch die Kälte herbeigeführten Hautreiz, welcher, wie alle Hautreize, eine Erweiterung der Hautkapillaren, das heißt der feinsten, maschenartigen Blutgefäßchen der Haut zur Folge hat. Weiterhin aber treten die zusammenziehenden Eigenschaften der Kältewirkung in den Vordergrund, und es entsteht eine dauernde Verengerung der Blutgefäße. Erst beim Wiedererwärmen erfolgt Gefäßlähmung und mit dieser eine bläuliche Verfärbung der betroffenen Körperstelle. Mit der längeren Dauer der Kältewirkung greifen die Veränderungen auch auf die übrigen Weichteile über. Die Blutzirkulation in den Geweben wird immer schwächer, die Blutkörperchen nehmen eine andere Form an, und schließlich tritt eine Blutstockung in dem ganzen vom Frost getroffenen Körperteil ein.

Die Frostbeulen treten als umschriebene Knoten von größerem oder geringerem Umfang auf, die stark rot und in der Kälte sogar blaurot gefärbt sind. In der Wärme und besonders Nachts im Bett oder auch bei Tauwetter entsteht an den geschwollenen Stellen ein unerträgliches Brennen und Jucken. Je nach dem Grade der Erfrierung ist der Charakter und der Verlauf des Übels ein verschiedener. Man unterscheidet nämlich drei Grade der Erfrierung. Der erste Grad charakterisiert sich durch Hautrötung und mäßige schmerzhafte Schwellung, welche meistens nach einigen Tagen wieder verschwindet, zuweilen aber auch eine dauernde Erweiterung der Kapillaren, also eine dauernde rotblaue Verfärbung der Haut hinterlassen. Im zweiten Grade kommt es infolge der Verlangsamung des Blutumlaufs zur Blutstockung und damit zur Blasenbildung, welche entweder keinen oder nur einen oberflächlichen Substanzverlust herbeiführt. Der dritte Grad umfaßt die Formen des Frostbrandes, vom wenig tiefgehenden Hautbrand bis zum Brand der tiefergelegenen Gewebe.

Die Erfrierungen ersten Grades werden von den Befallenen

meist so lange nicht bemerkt, bis sie in einen warmen Raum kommen. Dann entsteht an der bis dahin unempfindlichen Körperstelle ein heftiges Brennen, sowie Anschwellung derselben. Während die erfrorene Partie vorher blaß war, wird sie nun intensiv rot. Wie schon erwähnt, verschwinden die Erscheinungen gewöhnlich bereits nach wenigen Tagen. Beim zweiten Grade entstehen auf der dunkelgeröteten Haut der Frostbeule Blasen, die nach Entleerung ihres Inhaltes eintrocknen und eine Borke bilden, welche, ohne eine Narbe zu hinterlassen, abfällt. In anderen Fällen aber bildet sich nach Abfall der schmutzigbraunen Borke ein tiefgehendes Geschwür, welches erst nach Eiterung langsam zur Ausheilung kommt. In solchen Fällen ist es schon nicht leicht, von vornherein zu entscheiden, ob nicht auch teilweise schon Brand sich einstellen wird. Denn auch beim dritten Grade finden sich auf der Oberfläche der Froststelle Blasen. Bleibt der Brand auf die Haut beschränkt, so stößt sich die abgestorbene Partie schon in der ersten Woche ab, und es erfolgt langsam Heilung. Bei tiefergehenden Prozessen bildet sich ein hartes offenes Geschwür mit bläulichen Rändern, welches ein dünnes Sekret absondert und eine sehr geringe Neigung zur Heilung zeigt. Kommt indessen die Heilung zu stande, so pflegt eine Frostbeule an dieser Stelle nicht wiederzukehren. Nicht aufgebrochene Frostbeulen verschwinden gewöhnlich im Sommer, um jedoch, wenn nicht dazugetan wird, im Winter immer wieder von neuem lästig zu fallen.

Um sich gegen Frostbeulen oder gegen sonstige Frostschäden zu schützen, soll man im Winter, besonders bei naßkaltem Wetter, die Füße recht warm halten und die unbedeckten Körperteile so verwahren, daß sie unter der Feuchtigkeit nicht zu leiden haben. Die Hände bedecke man mit weichen wollenen Handschuhen von genügender Weite, damit sie die nötige Bewegungsfreiheit haben. Glacéhandschuhe sind für die kalte Jahreszeit nicht zu empfehlen, weil sie erstens keinen genügenden Schutz gegen die Kälte gewähren, zweitens weil sie infolge ihrer prallen Sitzweise die Blutzirkulation behindern und dadurch dem Erfrieren Vorschub leisten. Vor allen Dingen soll man niemals mit feuchten Händen oder feuchtem Gesicht sich hinaus in die Winterkälte begeben und auch bei Arbeiten in der freien Luft oder in kalten Räumen die Hände möglichst trocken

zu halten suchen, denn alle der Nässe und Kälte preisgegebenen Körperteile fallen natürlich sehr leicht der Erfrierung anheim und geben einen sehr geeigneten Boden für die Entwicklung von Frostbeulen ab. Die Füße, an denen sich m ist nur dann Frostbeulen bilden, wenn die Feuchtigkeit des tauenden Schnees das Schuhzeug durchdringt und Strümpfe und Haut durchnäßt, schützt man am besten durch das Tragen weicher Strümpfe und darüber eines derben Lederstiefels, dessen Wände und Sohlen öfters mit Leinöl oder Fett eingeschmiert werden müssen, was das Durchdringen des Wassers durch das Leder unmöglich macht. Einen noch sichereren Schutz gegen nasse Füße bietet das Überziehen von Gummischuhen über die Lederstiefel. Für Leute, welche fortwährend auf feuchtem, durchnäßtem Fußboden zu arbeiten haben, sind Holzpantoffeln mit dicken Holzsohlen zu empfehlen.

Bei der Behandlung der Frostbeulen, wie auch der Erfrierungen im allgemeinen hat man das Augenmerk zunächst auf die Wiederherstellung des Blutumlaufs in den vom Frost betroffenen Körperpartien zu richten. Dies darf jedoch nicht in schroffer Weise geschehen, sondern die Erwärmung der erfrorenen Teile muß langsam und ganz allmählich vor sich gehen. Man darf also einen erfrorenen Körperteil nicht sofort in ein warmes oder gar heißes Zimmer bringen, sondern man frottiere ihn zuvor im ungeheizten Zimmer mit Schnee oder mit kaltem Wasser gehörig und bringe ihn dann in ein kühles, nur leicht temperiertes Bad. Bei den leichten Erfrierungen, die sich nur durch Rötung, Schwellung und brennendes Jucken charakterisieren, wende man lauwarme Seifenbäder, Prießnitzsche feuchtwarme Einpackungen oder Einreibungen mit Jodsalbe (1 Teil Jod auf 100 Teile Jodkalisalbe) an. Gegen die nach leichteren Erfrierungen zuweilen zurückbleibenden Gefäßerweiterungen, welche dem betreffenden Teile ein blaurotes Aussehen geben und besonders bei der Nase sehr entstellend wirken, sind als bewährtes Mittel Ergotineinspritzungen zu empfehlen. Dieselben können selbstverständlich nur von der Hand eines sachverständigen Arztes vorgenommen werden.

Die offenen Frostschäden müssen durch eine regelrechte Wundbehandlung, tägliche Ausspülung der Wunde mit Karbolwasser und Anlegung eines milden Salbenverbandes (Vaselin-Borsalbe oder

weiße Wachssalbe auf saubere, mehrfach zusammengelegte Verbandgaze gestrichen) zur Heilung gebracht werden. Eine entsprechende Schonung des erkrankten Gliedes, sowie Vermeidung aller die Heilung beeinträchtigenden Einflüsse ist natürlich nicht außer acht zu lassen. Gegen die Frostbeulen besonders stehen uns Mittel in großer Anzahl zur Verfügung, die jedoch stets dem jeweiligen Grade der Erfrierung anzupassen sind. Frische Frostbeulen werden am besten mit Schneeabreibungen, kalten Umschlägen und kalten Bädern behandelt, ältere mehr mit reizenden Mitteln, kalten Bädern, denen Chlorkalk oder Mineralsäuren zugesetzt sind, Bepinselungen mit Jodtinktur oder Frostkollodium (Kollodium 50,0, Rizinusöl 2,0, Terpentin 7,5), Auflegen von Leinwandlappen, die mit weißer Quecksilbersalbe, Karbolsalbe (10prozentig), Höllensteinsalbe (0,2 : 10,0) oder Zinkoxydsalbe (1,0 : 10,0) bestrichen sind. Offene Frostbeulen oder Frostgeschwüre müssen mit Königssalbe in Form eines regelrechten Salbenverbandes behandelt werden. Dr. Schütte.

Drei Generationen des Fürstenhauses von Montenegro. — In der Mitte unseres Bildes sitzt Fürst Nikolaus von Montenegro, der in einigen Jahren, obgleich er erst 65 Jahre alt ist, bereits sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum feiern kann. Die beiden Enkel auf seinen Knieen sind rechts Prinz Stephan und links Prinz Stanislaus. Neben dem Fürsten sitzt sein Sohn Mirko, der Vater der Kleinen. Das Oberhaupt des montenegrinischen Fürstenhauses, dessen kluge und tapfere Politik 1878 dahin führte, daß im Berliner Vertrag seine Souveränität anerkannt wurde, ist früher öfters in seiner Eigenschaft als Vater von Töchtern genannt worden, die sehr vorteilhafte Ehen eingingen: Prinzessin Zorka heiratete den gegenwärtigen König von Serbien, Prinzessin Militza den Großfürsten Peter Nikolajewitsch von Rußland, Prinzessin Stana den Herzog Georg von Leuchtenberg, Prinzessin Helene den damaligen Kronprinzen, jetzigen König von Italien, Prinzessin Anna den Prinzen Franz Joseph von Battenberg. Der Ehe des Fürsten Nikolaus mit Milena Petrowna, der Tochter des Chefs seiner Leibgarde, des Senators Vukotitsch, sind aber auch drei Söhne entsprossen, der Erbprinz Danilo, geboren 1871, Prinz Mirko, 1879, und Prinz Peter, 1889. Danilo heiratete 1899 Prinzessin Jutta

von Mecklenburg-Strelitz, doch blieb dieser Ehe bisher ein Sohn versagt. Der vorläufige Thronerbe ist der älteste Sohn des Prinzen Mirko, Prinz Stephan. Am 12. Juli 1902 hat sich Mirko mit



Fürst Nikolaus von Montenegro mit seinen beiden Enkeln und deren Vater Prinz Mirko.

Natalie Konstantinowitsch, einer Verwandten der Obrenowitsch, vermählt. Als solche war sie die Base des verstorbenen Königs Alexander von Serbien. Prinz Mirko, Großwojwode von Grahovo, ist kaiserlich russischer Hauptmann im 15. Schützenregiment und

königlich serbischer Hauptmann im 9. Infanterieregiment „Fürst Nikolaus". J. P.

Und er legt doch. — In der Naturaliensammlung in Ansbach werden „Haseneier" aufbewahrt, und ein dabeiliegendes Protokoll sucht den Beweis zu führen, daß diese Eier ein Hase wirklich gelegt habe. Dieses merkwürdige Aktenstück hat den folgenden Wortlaut:

„Protocollum. Actum. Onolzbach vor dem Herrschaftl. Jäger Hauß, den 28. Juli 1758. Nachdem von dem herrschaftlichen Wildmeister Bolz zu Sulz die Anzeige geschehen, daß bei dem Förster Fuhrmann zu Solnhofen ein Has, den er als jung aufgezogen, etliche Eier gelegt haben soll, und solche Sache, weil es eine sehr seltene Begebenheit und große Rarität Serenissimo untertänigst vorgetragen worden; als haben Höchstgedacht dieselben gnädigst befohlen, ersagtem Förster den Befehl zuzufertigen, daß er sogleich nach dessen Empfang den Hasen nebst den Eiern wohlverwahret anhero bringen und sich darüber ad Protocollum nehmen lassen solle, damit die Eier nebst dem Hasen, der sie gelegt, in der Kunstkammer zur Rarität aufbewahrt und diese seine Aussage als ein glaubwürdiges Attest beigelegt werden könne. Solchem nach findet sich gedachter Förster zu Solnhofen, namens Joh. Friedr. Fuhrmann, 62 Jahre alt, geziemend ein und sagt auf Befragen beim Jagdsekretariat pflichtmäßig aus: Er habe den Hasen, als er anno 1755 mit seiner Frau, welche von Langenaltheim gebürtig, an Bartholomäi auf dasige Kirchweih gegangen, unterwegs an einer Eichen auf einer Pfälzischen Wildfuhr in der sog. Haart gefangen und mit nach Hause getragen. Dieser Has, den er mit Samen und Getreide auferzogen, sei so groß als eine andere Häsin der Wildnis geworden, und habe das Frühjahr darauf im Monat März in einer alten hölzernen Truhen, worein er beständig gesperrt gewesen, ein Ei, so wie ein kleines Hühnerei, geleget. Anno 1757, auch im Monat März, habe solcher das zweite und im Monat April das dritte, dann anno 1758 in obiger Zeit in etlichen Wochen nacheinander das vierte und fünfte Ei geleget, welche vier letztere ganz rund geformt gewesen. Von diesen fünf Eiern habe eins Herr Reichs-Erbmarschall Graf von Pappenheim geöffnet, worinnen nichts als weißes Wasser gewesen, und eins habe Herr Forstmeister Drechsel zu Wendelstein bekommen, die übrigen drei habe er nebst

der Häsin, die sie gelegt, nach Triesdorf geliefert. Endet hiermit seine Aussage unter dem Zusatz, daß er solche im Fall Verlangens eidlich erhärten könne, und wurde, nachdem er dieses Protokoll zu mehrerer dessen Bekräftigung eigenhändig unterschrieben, dimitieret. Ut supra. Franz Gg. Schilling — Joh. Friedr. Billing — Joh. Friedr. Fuhrmann."

Nach diesem Aktenstück behalten also die kleinen Kinder recht, welche behaupten: der Osterhase legt Eier. C. T.

Schnurriges vom Souffleur. — Dieser „Schwimmgürtel" des Schauspielers, der in der Flut der Worte über Wasser hält, sitzt in seinem Kasten, hört zwar die Äußerungen des Publikums, sieht dieses selbst aber nicht. Trotzdem ist er vielfach der feinste Beobachter der Menge und der beste Beurteiler des Erfolges. Er errät und ahnt schon an kaum erkennbaren Anzeichen, ob das Stück „einschlägt", ob Begeisterung oder Ablehnung sich bemerkbar macht. Daher befragen ihn viele Autoren um den voraussichtlichen Erfolg.

Besonders berühmt war der Souffleur Leautaud in Paris, der als das Orakel des ganzen Theaters galt. Er war ein vorzüglicher Flüsterer, dessen Stimme nie im Parkett vernehmlich war, von dem Schauspieler aber genau verstanden wurde. Eines Abends trat Frederik Lemaitre, der beliebte Held, als er den Don Cäsar spielte, plötzlich vor den Souffleurkasten hin und sagte, so daß man es deutlich hören konnte: „Ich kann meine Rolle. Wenn du mich noch einmal mit deinem Gezischel unterbrichst, dann werf' ich dir einen Stiefel an den Kopf!" Der Stiefel des Don Cäsar war aber von beträchtlicher Größe und schien recht kräftig zu sein. Leautaud schwieg also. Gerade an dem Abend blieb aber Lemaitre in seiner Rolle stecken, denn im kritischen Moment half ihm der Souffleur nicht aus. Der große Schauspieler war auch nicht einen Augenblick verlegen. Er wandte sich mit einer Entrüstungsgebärde an das Publikum und sagte: „Sie sehen, meine Damen und Herren, der Souffleur ist stumm geworden!" Die Zuschauer brachen in ein lautes Gelächter aus, und die Vorstellung ging zunächst weiter, da der Souffleur sich nun doch herabließ, auszuhelfen. Im letzten Akt war Lemaitre aber wiederum in Gefahr, den Faden zu verlieren. Da rief ihm Leautaud leise zu: „Eine Flasche Burgunder, oder ich helfe dir nicht weiter!" Der Unglückliche mußte in gleichem

Flüsterton den seltsamen Dialog beenden: „Gut, eine Flasche, aber nun meine Antwort!" Und der Souffleur sagte ihm die erlösenden Worte: „Auf morgen, Marquise, und Gott möge Sie behüten —". C. T.

Feste Preise. — Es kommt die Weihnachtszeit mit ihren Einkäufen, jene Hochflut im Verkehr der großen Basare und Spezialgeschäfte, in der Millionen umgesetzt werden. Daß ein solches Riesengeschäft überhaupt möglich wird und sich außerdem mit bewundernswerter Präzision abspielt, ist zum großen Teil das Verdienst der Einrichtung in den großen Geschäften, daß jetzt jede Ware ihren festen Preis hat. Es braucht nicht mehr gemarktet, gefeilscht und gehandelt zu werden.

Es ist aber noch gar nicht so lange her, da litten wir auch in Deutschland an dieser Feilscherei, und man behauptet, es gäbe Personen weiblichen wie männlichen Geschlechts, denen beim Einkauf das Feilschen das Angenehmste wäre. In der Provinz, besonders dort, wo Landkundschaft vorhanden ist, geht es ja auch heute noch ohne Handeln und Feilschen nicht ab; aber auch in der Provinz fangen die großen Warenhäuser mit ihren festen Preisen in dieser Beziehung bereits an, Wandel zu schaffen. In den großen Städten dagegen kommt es gar nicht mehr vor, daß man in einem Geschäft noch handeln kann. Tut man es dennoch, so wird man erstaunt angesehen, und der Schreiber dieser Zeilen war selbst Zeuge und selbst sehr erstaunt, als er vor kurzem in einem Berliner Geschäft einen Rumänier hörte, der die Hälfte des geforderten Preises bot und erklärte, er sei es nicht gewohnt, in einem Geschäft den Preis zu zahlen, den man von ihm fordere.

Die Geschäftsleitung geht eben mit der Preisfestsetzung bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit; sie begnügt sich mit einem kleinen Verdienst, rechnet aber auf Massenumsatz und hat dadurch auch ihren Vorteil. Sie muß aber natürlich darauf rechnen, daß von den auf das Geringste berechneten Preisen nichts mehr abgeht.

Gern hat sich auch das Publikum an diese festen Preise gewöhnt; ja, es macht sich mehr und mehr im deutschen Publikum eine Neigung für Einheitspreise geltend. Die Basare, die alle möglichen Gegenstände führen, von denen jeder einzelne genau das-

selbe — entweder drei Mark, eine Mark oder fünfzig Pfennig — kostet, machen große Umsätze. Das Publikum will eben wissen, was es auszugeben hat, wenn es in einen Laden hineingeht.

Es fiel früher den Geschäften gar nicht ein, die Waren, die sie im Schaufenster hatten, mit Preisen zu bezeichnen. Heute geschieht dies fast überall, denn man weiß, daß der Kunde um so leichter in den Laden eintritt und etwas kauft, je sicherer er weiß, was er auszugeben hat. Der alte Grundsatz: Laßt den Kunden nur erst in den Laden kommen; wenn wir ihn haben, werden wir ihm schon etwas verkaufen — ist heutzutage nicht mehr anwendbar.

Wir sehen aber nicht nur auf dem Gebiete des Handels das System der festen Preise, sondern auch bei den Instituten, die dem Verkehr dienen und mit der Steigerung dieses Verkehrs in immer neuer Zahl entstehen. Noch vor zwanzig Jahren fand man in Deutschland kaum ein Hotel, in dem es einen festen Preis gab. Selbst wenn man den Preis des Zimmers vor der Benützung verabredete, wußte man doch nicht, was man zu zahlen hatte, denn es wurden dann noch Extrasätze berechnet: für Bedienung, für Beleuchtung, für Heizung, und besonders die Berechnung für die Beleuchtung war der reine Hohn. Jetzt findet man in den meisten großen Hotels überall feste Preise, Bedienung, Beleuchtung und Heizung eingeschlossen, und gewöhnlich lautet die Aufschrift nur, daß man nichts außerdem zu zahlen hat als ein Entgelt für das Putzen der Stiefel und Gepäckbesorgung.

Die in der Schweiz zuerst eingeführten Pensionspreise, wonach man bei längerem Aufenthalte in einem Hotel einen bestimmten Preis für Wohnung und Mahlzeiten zu entrichten hat, trugen unzweifelhaft dazu bei, das Reisen zu fördern. Auch die Einführung der Gesellschaftsreisen, bei denen man für einen fest bestimmten Preis mit einem Schlage alles bezahlt: die Fahrt, die Unterkunft, die Führung und so weiter, hat dazu beigetragen, das Reisen zu fördern, und diese Gesellschaftsreisen vermehren sich nicht nur der Zahl nach, sondern sie dehnen sich auch räumlich immer weiter aus und erschließen Bezirke, die früher von Touristen kaum betreten wurden, wenn nicht den Reisenden außerordentliche Geldmittel zur Verfügung standen.

Auch die Taxameterdroschke ist eine solche Erscheinung des Strebens unserer Zeit nach festen Preisen. Der Einführung dieser Fahrpreisanzeiger widersetzten sich zuerst die Kutscher wie das Publikum. Heute hat man die Vorteile der Preisfestsetzung durch die Maschine längst erkannt. Fahrgast und Kutscher wissen, daß sie nicht in Streit geraten können, weil auf dem Zifferblatt des Fahrpreisanzeigers der feste Preis steht.

Der kolossale Erfolg, den die Automatengesellschaften mit ihren Apparaten und den Waren, die sie durch dieselben absetzen, erzielt haben, ist ebenfalls zum Teil auf den festen Preis zurückzuführen. Allerdings spielt ja hier vor allem die Bequemlichkeit eine große Rolle. Aber auch der feste Preis, der Nickel, ist mit ein Grund, daß die Zahl der Käufer eine so außerordentlich große geworden ist und sich beständig vermehrt.

Selbst in den Restaurants, und gerade in den besten, führt sich der feste Einheitspreis immer mehr ein, und man findet in allen größeren Städten jene Restaurants, die nach dem sogenannten „Kempinskiplan" arbeiten, bei dem jede Portion auch der verschiedensten Speisen einen bestimmten Preis kostet.

Auch wohl auf anderen Gebieten noch als auf den hier angeführten werden findige Unternehmer sicher noch große Erfolge haben, denen es gelingt, einen festen oder Einheitspreis auszuklügeln. A. O. K.

Der böse Spiegel. — Die Kaiserin Elisabeth von Rußland teilte trotz ihrer großen Macht das Schicksal aller Menschen, die nicht in ihrer Jugend sterben: sie wurde wie alle anderen alt, und je älter, desto unansehnlicher. Dennoch wollte sie nichts davon wissen und sprach noch fortwährend von ihrer Schönheit. Ihre Höflinge merkten das wohl und versicherten ihr, daß sie in ewiger Jugend blühe und strahle. Allein einer machte diese Mode nicht mit — das war ihr Spiegel. Er nur war und blieb ehrlich genug, ihr offen zu sagen, daß ihre ehemalige Schönheit verblüht sei. Dafür verlor er aber auch in kurzer Zeit alle Gunst, die er früher bei der Kaiserin genossen. „Ich weiß gar nicht," sagte sie, „was jetzt der Spiegel hat! Man sieht sich gar nicht mehr gleich!" Der lang begünstigte Spiegel wurde beseitigt und ein neuer an seine Stelle gesetzt. Man hatte den feinsten und glattesten aller Spiegel

herausgesucht, der indessen seinem Vorgänger darin auf das entschiedenste ähnelte, daß er der Kaiserin ihr Gesicht zeigte, wie es war und nicht, wie sie es haben wollte. Da wurde sie traurig und sagte eines Tages: „Man kann jetzt gar keinen guten Spiegel mehr haben, sie haben alle etwas Mattes; sie sind nicht wert, daß man sie ins Zimmer stellt, denn man ärgert sich nur, wenn man hineinsieht. Wie die Kunst der Glasmalerei, so ist auch die Kunst, gute Spiegel zu verfertigen, verloren gegangen. In meiner Jugend war man darin weiter als jetzt."

Der arme Spiegel wurde also verhängt, und die erzürnte Selbstherrscherin würdigte ihn keines Blickes mehr. C. T.

Das „Wecken" für den Zaren. — Die beiden Trompeter,



Die „kaiserlichen Alarmglocken" in St. Petersburg.

welche die obenstehende Abbildung zeigt, gehören dem Musikkorps der kaiserlichen Gardekavallerie in St. Petersburg an. Es ist ihr

besonderer Beruf, jeden Morgen unter den Fenstern des Schlafzimmers ihres obersten Kriegsherrn, des Zaren Nikolaus, sich zu bestimmter Stunde aufzustellen und den letzteren zu wecken, indem sie ihren Riesenblasinstrumenten mit den weit sich öffnenden, nach oben gerichteten Stürzen laute Fanfaren entlocken. Auch wenn der Monarch nach schlafloser Nacht erst gegen Morgen einem tiefen Schlaf verfallen sein sollte, kann er diesen Weckruf nicht überhören. Der St. Petersburger Gassenwitz hat die beiden Gardetrompeter, die gleich ihren Instrumenten von ganz besonderer Größe sind, die „kaiserlichen Alarmglocken" getauft. B. H.

Was kosten die Verbrecherjagden. — Daß die Jagd auf entsprungene Verbrecher eine sehr kostspielige Sache ist, davon weiß die Kriminalpolizei ein Lied zu singen. Zu Anfang des Jahres 1901 waren zwei Gefangene aus dem Zuchthause zu Borstal in England ausgebrochen und entkommen. Für die Wiedereinbringung der Entflohenen gab die zuständige Behörde, wie ein darüber erschienener amtlicher Bericht ausführt, die Summe von 2650 Pfund Sterling aus, ohne daß es ihr gelungen wäre, der Entsprungenen habhaft zu werden. Sie waren nach London entkommen und in der Millionenstadt spurlos verschwunden.

53,000 Mark sind schon eine ganz hübsche Summe, dennoch steht sie fast außer Verhältnis zu der, die die britische Regierung für die Gefangennahme von sieben irischen Bauern auszugeben hatte. Diese Flüchtlinge wurden wegen Aufruhrs und eines Mordes, begangen an dem Polizeiinspektor Martin, verfolgt. Zuerst suchte ein Polizeiaufgebot von 200 Mann eine volle Woche vergeblich nach ihnen. Darauf wurden diese Mannschaften zurückgezogen, und ein neues Aufgebot von 400 Polizisten, dem ein Bataillon Infanterie und eine Abteilung schottischer Jäger beigegeben war, durchforschte die Schluchten und Hügel des Küstengebirges, wo die Flüchtlinge sich verborgen hielten, bis zum Meeresstrande hinunter, jedoch auch diesmal ohne Erfolg. Mit Unterstützung einiger Fischer waren die Verfolgten auf eine unbewohnte kleine Insel entkommen, wo sie aber kurz danach durch die Mannschaft eines englischen Kanonenboots festgenommen wurden. Diese „Jagd" kostete der Regierung 5600 Pfund, rund also 112,000 Mark; eine ungeheure Summe, wenn man in Betracht zieht, daß in

dieser keine Belohnung inbegriffen war, sondern daß sie einzig und allein die Kosten der Verfolgung darstellt.

Zu einer förmlichen Schlacht zwischen Polizei und Verbrechern, bei der selbst Kanonendonner nicht fehlte, kam es im Jahre 1885 in der an der Bahnlinie zwischen Sydney und Melbourne belegenen australischen Stadt Glenrowan. Die Verbrecherbande — sogenannte Buschklepper oder Straßenräuber — hatten sich, von der Polizei verfolgt, in einem großen Hotel in der Hauptstraße der Stadt festgesetzt und verschanzt. Von hier aus bekämpften sie die Polizei, die nichts gegen die Verwegenen ausrichten konnte. Darauf wurde Militär zu Hilfe gerufen. Aber auch die Soldaten vermochten nicht bis zum Hause vorzudringen. Es wurde also eine Kanone geholt, und das große Haus einfach zusammengeschossen. Neun Polizisten und Soldaten büßten in diesem verzweifelten Kampfe ihr Leben ein. Die britische Regierung mußte für den angerichteten Schaden aufkommen, und die Unschädlichmachung dieser Räuberbande kostete der Regierung nicht weniger als 115,000 Pfund Sterling, also rund 2,300,000 Mark.

Auf die Entdeckung der Mörder, die den ersten Sekretär für Irland Lord Frederick Cavendish und den Unterstaatssekretär Burke am 6. Mai 1882 im Phönix Park zu Dublin meuchlings ermordeten, setzte die britische Regierung einen Preis von 10,000 Pfund aus, der bald darauf durch Privatbeiträge auf 15,000 Pfund Sterling erhöht wurde. Es dauerte etwa sechs Monate, bis der Chef der Dubliner Geheimpolizei Mallon zur Verhaftung der feigen Mörder schreiten und damit die 300,000 Mark einheimsen konnte. Die genaue Summe, die die Aufklärung dieser Mordtat der britischen Regierung kostete, ist nicht bekannt, man schätzt sie jedoch auf mehrere hunderttausend Pfund Sterling.

Eine der bemerkenswertesten und dabei kostspieligsten „Verbrecherjagden" aber, die je stattgefunden hat, war die berühmte griechische im Jahre 1870. Im Frühling dieses Jahres wurde eine englische Touristengesellschaft, unter welcher sich auch der reiche Lord Muncaster mit seiner Gemahlin befand, in den Bergen bei Marathon auf Attika von Banditen überfallen und gefangen genommen. Für die Freilassung der Gefangenen verlangte man ein Lösegeld von einer halben Million Mark. Die griechische Re-

gierung verweigerte kurzerhand die Zahlung und entsandte eine Abteilung Soldaten zur Verfolgung der Briganten und Befreiung der Gefangenen. Darauf ermordeten die Banditen, wie sie vorher gedroht hatten, die sämtlichen Gefangenen — bis auf Lord und Lady Muncaster, die vorher freigelassen worden waren, um mit den Behörden zu unterhandeln — und flüchteten sich in die unwegsamen Berge. Nunmehr begann eine Menschenjagd, an der tatsächlich die ganze griechische Armee teilnahm. Die meisten Mitglieder der Räuberbande wurden in den nun folgenden Kämpfen getötet, zwei verübten Selbstmord, und nur sieben wurden gefangen genommen und gehängt. Die Gesamtkosten dieser Verbrecherjagd und die nachher gegen die Regierung erhobenen Klagen um Schadenersatz waren so hoch, daß nicht viel gefehlt hätte, und der kleine Staat wäre bankerott geworden, die Kosten beliefen sich nämlich auf mehr denn 6 Millionen Mark. W. St.

Des Kurfürsten erster Gang. — Als nach der Vertreibung Jeromes, des Königs „Immer lustick", der Kurfürst von Hessen wieder nach Kassel zurückkehrte, ließ er sich sogleich nach Wilhelmshöhe fahren. Sein Gefolge glaubte, alte Neigung zu diesem Orte treibe ihn dazu, seine Residenz Kassel so rasch wieder zu verlassen, und diese Meinung wurde noch bestärkt, als der Kurfürst bei der Ankunft befahl, die Kapelle zu öffnen, denn man nahm an, daß der Kurfürst das Bedürfnis habe, Gott dafür zu danken, daß er ihn in seine Länder zurückgeführt. Der Kurfürst aber ließ Beile, Hämmer und Brecheisen holen, und als die Werkzeuge kamen, ließ er den in der Mitte des Kapellenbodens befindlichen Deckstein einer Gruft emporheben und stieg mit vier Dienern in die Gruft hinab, aus welcher bald das Klingen von Hammerschlägen, das Knarren der Brecheisen, das Knistern und Brechen von Holz ertönte. Dann kamen schwere Fußtritte die Treppe herauf, und die Diener setzten einen großen Sarg auf die Fliesen der Kapelle nieder. Als der Deckel geöffnet wurde, ward das sichtbar, was den Kurfürsten so mächtig angezogen hatte, daß sein erster Gang der zu dieser Kapelle war: der Sarg barg in großen Säcken und Kasten und Kästchen viele Millionen in barem Golde. Es war der Privatschatz des Kurfürsten, den er vor der Flucht noch rasch in der Gruft dieser Kapelle hatte verstecken lassen. Den

Spürnasen des Königs Jerome war es nicht gelungen, diesen Schatz ausfindig zu machen.

Als Jerome der erste Gang des Kurfürsten mitgeteilt wurde, rief er aus: „Auch dieser Schatz also ist mir geraubt worden, denn er lag auf meinem Gebiete! Ich hatte doch wahrhaftig ganz erbärmliche Spürer! Mit diesen Millionen hätte ich in Paris nach wie vor auf dem Fuße eines Königs von Westfalen leben können!" St.

Demut verbietet es mir. — Bevor Lortzing, der geniale Schöpfer von „Zar und Zimmermann" und „Undine", seine Komponistenlaufbahn begann, war er am Leipziger Stadttheater als Sänger und Schauspieler angestellt. In einem Singspiel, in dem er auftrat, erlaubte er sich, seiner Rolle noch einige witzige Worte, mit denen er Leipziger Verhältnisse geißelte, hinzuzufügen. Der Theaterzensor war zur damaligen Zeit ein Rat Demuth. Als dieser von dem kecken Einfall des Sängers Kenntnis erhielt, berief er ihn zu sich, gab ihm einen Verweis und untersagte ihm für die Zukunft alle ungehörigen Hinzufügungen zu seinen Rollen. Da sich Lortzing gegen die ungerechten Vorhaltungen freimütig verteidigte, belegte ihn der Rat mit einer eintägigen Haftstrafe.

Nach Verbüßung der Strafe trat Lortzing wieder in demselben Singspiel auf. Die Bestrafung des Sängers hatte in Leipzig allgemeines Aufsehen erregt. Zu der Vorstellung erschien daher ein zahlreiches Publikum. Auch der Rat Demuth hatte sich eingefunden, um zu sehen, ob der Sänger seiner Anordnung nachkäme. Als Lortzing die Bühne betrat, wurde er sofort mit lautem Beifall empfangen. Er schritt bis zur Rampe vor, verbeugte sich tief und sprach für das bewiesene Wohlwollen seinen tiefen Dank aus. „Ich spräche gern noch mehr," versetzte er, „aber —" hier machte er eine lange Pause und fuhr dann mit den Augen zwinkernd fort: „Demut verbietet es mir!"

Das Publikum verstand sofort die Anspielung und beantwortete sie durch donnerndes Händeklatschen. In demselben Augenblick erhob sich der Rat und verließ eiligst das Theater. Th. S.

Riese und Zwerg. — Unter den Sehenswürdigkeiten, die das Programm des „Crystal Palace"-Theaters in London neuerdings zusammenstellte, befanden sich nebeneinander der „kleinste Mann" und einer der „größten" Männer der Welt. „Prinz Kolibri" ist

nur 23½ englische Zoll hoch und wiegt 3,6 Kilogramm bei einem Alter von 25 Jahren. Das Männchen, das sehr radikale politische



Riese und Zwerg.
Nach einer Photographie von Russell, London.

Ansichten äußert, ist Finnländer und spricht außer Finnisch ganz leidlich Deutsch, Englisch und Französisch. Henri **Cot**, **der**

„Riese", der gleichzeitig mit „Prinz Kolibri" gezeigt wird, ist ein geborener Franzose. Er ist 8 Fuß 7 Zoll nach englischem Maß hoch und wiegt 175,5 Kilogramm. J. P.

Die Trunkenheit im Urteil des Altertums. — Die Lokrier unter Zaleneus erklärten es für ein strafwürdiges Verbrechen, Wein zu trinken, ohne ihn mit Wasser zu mischen. Selbst Leidenden wurde er nicht gestattet, wenn sie nicht eine ärztliche Verordnung vorweisen konnten.

Pittacus von Mitylene erließ ein Gesetz, nach welchem jeder, der in trunkenem Zustande ein Verbrechen begangen hatte, die doppelte Strafe dafür erleiden sollte, und sowohl Plato und Aristoteles wie auch Plutarch, weit entfernt davon, in der Trunkenheit einen Strafmilderungsgrund zu sehen, erklärten die Auffassung des Pittacus für die wahre gesetzgeberische Weisheit.

Die Ägypter und Spartaner setzten gewisse Grenzen fest, wieviel man bei einem Gastmahl oder sonstigem Anlaß an Wein zu sich nehmen durfte; leider ist uns das Maß nicht übermittelt worden. Die Spartaner tranken gleichfalls nur ein bescheidenes Maß Wein, dagegen ließen sie einmal im Jahre ihre Sklaven sich gründlich betrinken und zeigten dann ihren Kindern, wie der Rausch die Menschen erniedrigt.

Der römische Zensor war ermächtigt, einen Senator wegen Trunkenheit vom Senat auszuschließen und ihm sein Roß fortzunehmen.

Auch bei den Athenern galt es für ein Kapitalverbrechen, wenn eine Magistratsperson berauscht war. Die Karthager verboten sowohl ihren Magistraten wie Erziehern, Soldaten und Dienstboten den Genuß geistiger Getränke überhaupt.

Lykurg von Thrazien aber griff das Übel bei der Wurzel an, indem er gebot, die Weinstöcke umzuhauen — ein Beispiel, das 704 n. Chr. durch Terhulus von Bulgarien nachgeahmt wurde.

Die Massilier verordneten, daß Frauen keinen Wein trinken durften. Dasselbe verordneten auch die alten Römer ihren Frauen. Sie gingen sogar noch weiter und schlossen auch „jüngere Männer" vom Weingenuß aus. Sie zogen aber diese Jugendgrenze recht weit: unter dreißig Jahren war einem Manne das Weintrinken nicht erlaubt. Mit Bezug auf ihre Gattinnen und Töchter nahmen

sie die Sache so streng, daß sie die Geißelung über die Zuwiderhandelnden verhängten und bestimmten, die männlichen Verwandten, bei Ehefrauen der Gatte, habe sie an ihnen zu vollziehen.

Mohammed verbot seinen Anhängern bekanntlich den Genuß des Weines. Wer sich dennoch berauschte, sollte achtzig Fußsohlenhiebe bekommen. Die vormohammedanischen Araber beschränkten das Weintrinken auf eine gewisse Quantität, nämlich zwölf Gläser. Leider sprechen sich die alten Geschichtschreiber nicht über die Größe der dabei üblichen Gläser aus.

Die Anglosachsen unter König Edgar wurden von den unmäßigen Trinksitten der damaligen Dänen so angeekelt, daß sie gesetzlich verordneten, jeder solle an seinem Trinkbecher ausproben, wieviel er an Wein vertragen könne, und solle sich durch das Einschlagen silberner Nägel ein für allemal die Stelle merken, damit keiner sich einen Rausch antrinke.

Karl der Große erließ das Gesetz, daß bei Gerichtsverhandlungen sowohl Richter wie Verteidiger nüchtern sein müssen, und um ihnen die Hauptversuchung zum Trunk, die Mahlzeit, fernzuhalten, erweiterte er dies Gesetz dahin, daß Gerichtstage für sie Fasttage sein sollten. C. D.

Gekochte Leichen. — In den Kreuzzügen fehlte es sowohl an Zeit als auch an Mitteln, um die Leichen gefallener Fürsten einzubalsamieren und sie so in die Heimat zurückzubringen. Und doch war es meist deren letzter Wunsch gewesen, in der Nähe ihrer Angehörigen und in geweihter Erde zu ruhen. Daher entschloß man sich im Kreuzfahrerheer, die Leichname zu zerstückeln und die einzelnen Teile so lange in Wasser und Wein zu kochen, bis sich das Fleisch von den Knochen ablöste. Die Knochen wurden dann parfümiert und nach der Heimat gesendet. Ludwig III., Landgraf von Thüringen, starb bei der Rückkehr vom Kreuzzuge am 15. Oktober 1189 auf Zypern. Sein Bruder ließ den Körper sieden und das Herz pulverisieren. Die Knochen und das Herz nahm er nach Deutschland mit und bestattete sie in Reinhardsbrunn. Das Fleisch aber wurde in Zypern beerdigt. Der Leichnam Kaiser Friedrich Barbarossas wurde nach Antiochia gebracht und dort gesotten. Das Fleisch setzte man in der Kathedrale bei, die Gebeine brachte man einstweilen nach Tyrus. Später wollte man sie, wenn Jerusalem

gefallen war, dort beisetzen. Als der Landgraf Ludwig IV. von Thüringen, der Gemahl der heiligen Elisabeth, in Otranto gestorben war, wurde seine Leiche zuerst in weiße Tücher gehüllt. Dann aber beschloß man, ihn ebenfalls zu sieden. Die Knochen wurden in einem wohlverschlossenen Schrein verwahrt, den man auf ein Saumpferd lud. So führte sie eine Schar von Kampfgenossen heim bis nach Reinhardsbrunn. Wenn die Begleiter unterwegs Rast machten, setzten sie den Schrein in einer Kirche nieder, bedeckten ihn mit einem Baldachin, zündeten Kerzen an und räucherten Weihrauch. In derselben Weise endlich wurde auch der Leichnam Ludwigs des Heiligen, des Königs von Frankreich, als er auf seinem zweiten Kreuzzug 1270 in Tunis starb, zugerichtet. Die Eingeweide wurden auf den Wunsch des Königs Karl von Anjou in Monreale auf Sizilien beigesetzt, die Knochen aber in der Abteikirche von Saint Denis bei Paris, der alten Begräbnisstätte der französischen Könige, beerdigt. Th. S.

Eine Erinnerung an die französische Revolution.— In einem Vorzimmer des Justizministeriums in Paris steht eine Stutzuhr, die schon mehr als ein Jahrhundert alt ist und so gut ging, daß sie seit Menschengedenken nie ausgebessert werden mußte. Vor nicht langer Zeit blieb sie aber stehen und wurde einem Uhrmacher zur Reparatur übergeben, der nicht wenig erstaunt war, als er beim Auseinanderlegen des Werkes auf einem Rade die Inschrift fand: „Ich, Jean Blanchet, habe am 22. August 1792 gesehen, wie Danton das Symbol des Königtums entweihte, indem er eine Lilie zerbrach, die den Zeiger dieser Uhr zierte."

Die Sache wird folgendermaßen erklärt: Am 10. August 1792 wurde Danton zum Justizminister ernannt. Camille Desmoulins war sein Kabinettchef und Fabre d'Eglantine sein Unterchef. Die Uhr stand in seinem Kabinett, und ihr großer Zeiger lief, wie es damals Sitte war, in eine Königslilie aus. Ihr Anblick bereitete Danton Ärgernis, und eines Tages, als er besonders gereizt war, faßte er das Emblem des Königtums zwischen die Finger und knickte es. Der Uhrmacher Jean Blanchet war zufällig zugegen, und die rohe Tat empörte sein königtreues Herz. Er sagte nichts, ließ aber die Inschrift zurück, die man jetzt gefunden hat. C. T.

Zu viel Fett. — Professor J. Schack zu Greifswald, ein gelehrter Mann und bekannter Schriftsteller, war so fett, daß er über 400 Pfund wog. Er konnte sich beinahe gar nicht bewegen. Der Zar Peter der Große, der, als er 1715 Stralsund belagerte, zu Greifswald sein Hauptquartier nahm, wollte durchaus nicht glauben, daß des Professors Umfang natürliches Fett sei, und war kaum davon abzubringen, dem gelehrten Mann einige Einschnitte machen zu lassen. Schack kam zwar noch mit dem Schrecken davon, er starb aber bald danach. C. T.

Eine seltsame Gruppe. — Der berühmte französische Bildhauer Jean Baptiste Carpeaux war einer der sonderbarsten Sonderlinge seiner Zeit, und zahlreich sind die eigentümlichen Streiche, die man sich von ihm erzählt. So nahm er eines Tages den Auftrag eines reichen Amerikaners an, eine Gruppe zu schaffen, die den Cyklopen Polyphem darstellen sollte, wie er den jungen Acis unter einem Felsen zerschmettert. Carpeaux nahm den Auftrag an, doch kaum war er darauf eingegangen, als er es auch schon bereute und sich auf jede mögliche Weise um die Ausführung herumdrücken wollte. Der Vorwurf hatte nichts, was Carpeaux begeistern konnte; er verschob die Ausführung von einem Tage zum anderen, bis ihn der Auftraggeber in energischer Weise drängte.

Schließlich führte Carpeaux den ungeduldigen Kunstfreund eines Tages in sein Atelier und zeigte ihm einen großen, rauhen, unbehauenen Block.

„Hier ist Ihre Gruppe," sagte der Bildhauer.

„Meine Gruppe? Wo denn?" fragte der Kunstfreund.

„Nun, hier ist der Felsen."

„Sehr schön, aber wo ist Acis?"

„Acis liegt selbstverständlich zerschmettert unter dem Felsen."

„Nun, und wo ist Polyphem?"

„Polyphem? — Ja, glauben Sie vielleicht, er wird sich noch lange aufhalten, nachdem er solch schauderhafte Tat begangen hat?"

Der Kunstfreund war über diese eigenartige Erklärung etwas erstaunt, verzichtete aber auf die Ablieferung der „Gruppe". L—n.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Union ... ig.

... Geschenkbücher für Mädchen:

Papas Junge.

Eine anmutige Erzählung für junge Mädchen von **Henny Koch.** Mit einem Titelbild und 25 Textillustrationen von A. Wald. 5. Auflage.

In elegantem Geschenkband 4 Mark 50 Pf.

Die allerliebste Mädchengeschichte „Papas Junge" hat bei ihrem ersten Erscheinen in unserer Mädchenzeitschrift „Das Kränzchen" außerordentlich gut gefallen; zahlreiche Zuschriften der Leserinnen ließen das erkennen.

Diese Erzählung hat sich auch in der Buchausgabe über diesen Kreis hinaus bei der jungen Welt als vielbegehrtes Buch eingebürgert.



Die Heimchen.

Eine anmutige Erzählung für junge Mädchen von **Berta Clément.** Mit einem Titelbild und 26 Textillustrationen von C. Liebich. In elegantem Geschenkband 4 Mark 50 Pf.

Wenigen Menschen nur fällt ein glückliches Lebenslos mühelos in den Schoß; die meisten müssen es sich erringen in ernster und oft harter Arbeit. Unsere Zeit läßt auch die Mädchen stärker an dem hierbei stattfindenden Wettbewerb teilnehmen, und daß auch das „schwache Geschlecht" große Ziele erreichen und Namhaftes leisten kann, zeigt diese fesselnde Erzählung.

Studierte Mädel.

Eine Geschichte für junge Mädchen von **Else Ury.** Mit 8 Einschaltbildern von Emil Rosenstand. Elegant gebunden 4 Mark.

Eine sehr zeitgemäße Geschichte für unsre reiferen jungen Mädchen im allgemeinen und für solche, die sich für studierte Mädel und deren Schicksale außergewöhnlich interessieren, im besonderen. Ein Buch, das bei allem Humor auch ernste Töne erklingen läßt, das nicht allein treffliche Unterhaltung, sondern durch seine Fülle nützlicher Lebenswahrheiten auch tiefere Befriedigung gewährt.

Flitter und Gold.

Ein Roman für Mütter und Töchter. Von **Emma Laddey.** Fünfte Auflage. Elegant gebunden 4 Mark.

Mädchenjahre in Lust und Leid.

Erzählung für junge Mädchen von **Marie Beeg.** Zweite Auflage. Mit einem farbigen Titelbild. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Illustrierter Katalog vortrefflicher Geschenkbücher und Jugendschriften von der Verlagshandlung **kostenfrei.**

